



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.



W017471

#2

no trim



—

W017471

~~2~~
2

**This "O-P Book" Is an Authorized Reprint of the
Original Edition, Produced by Microfilm-Xerography by
University Microfilms, Inc., Ann Arbor, Michigan, 1965**

Joh. Jac. Breitingers
Britische Abhandlung
Von der
Natur den Absichten
und dem
Gebrauche
der
eichnisse.

Mit Beyspielen aus den Schriften
der berühmtesten alten und neuen
Scribenten erläutert.

Durch
Johann Jacob Bodmer
besorget und zum Drucke
befördert.

Zürich, verlegt Conrad Orell und Comp.
1740.

808
B847
1740a

ORDER DEPARTMENT

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARY

ANN ARBOR, MICHIGAN

13

ORDER NO.

405133

FUND:

Dir

8° Ausk. 2160

Breitinger, Johann Jakob

Kritische Abhandlung von der Natur,
den Absichten und dem Gebrauche der
Gleichnisse...

Zürich, 1740

MICROFILM FOR COPYFLO

DEALER:

Dr. W.M. Luther

Göttingen, Germany

CAT. & ITEM: 14

ORDERED 2-30-64

~~8° Sv. I 3045~~

2.50

13-415346

EX
BIBLIOTHECA
ACAD. GEORGIAE
AUGUSTÆ.

Die vergnügtesten Stunden, so ich in einigen von denen jüngst verflossenen Jahren gezehlet habe, waren diejenigen, welche mir der Verfasser gegenwärtigen Werkes verschaffet hat, indem er mir dasselbe von seinem ersten und rohen Saamen bis zu seiner Zeitigung in allen denen verschiedenen Graden des Wachsthums gewiesen, durch welche es hat fortsgehen müssen. Es war die beständige Materie unsrer Unterredungen; wenn ich mit diesem meinem wehrtesten Freunde an dem Gestade der Lindemag oder der Elbe einsam gespazieret, da ich denselben durch meine Fragen und Einwürffe zu vielen ausführlichen Erklärungen vermocht, oder zu Untersuchungen ganz neuer Abschnitte seiner Materie veranlasset, und ihn überhaupt aufgemuntert habe, daß er die Lust diese Arbeit zu vollenden, unter der Menge seiner ordentlichen Amts-Geschäfte nicht verlohren hat; Womit ich verdienet habe, daß er mir die letzte Aufputzung desselben, was vornehmlich die Sprache und den Druck anbelangete, überlassen hat.

Ich sehe mich derowegen als den Pfleger Vater dieses Critischen Werkes an; Noch

mehr, wenn ich betrachte, daß diese Frucht einer scharfen Beurtheilung ohne meinen Beystand entweder in ihrem Empfängniß wäre erstreckt, oder von andern Arbeiten unterbrochen, oder wenigstens nicht zu dem Grade der Vollkommenheit, auf welchem sie jezo steht, gebracht worden, so fehlet es wenig, daß ich mir nicht den Ruhm des alten Socrates einigermaßen zueigne, welcher öfters gesagt hat, er treibe das Handwerck seiner Mutter, er habe keine Kraft selber zu gebähren, aber er könne die Kunst die Geburt anderer zu befördern. Ich empfinde auch keine geringere Neigung zu derselben bey mir, als ordentlich die Verfasser selbst gegen ihre eigene Werke haben. Und ich kan nicht leugnen, daß ich mich um ihr Schicksal nach dem Urheber am meisten bekümmere, und am meisten wünsche, daß sie den Beyfall der Kenner erhalten mögte. Mit hin schmeichle ich mir zum voraus, daß dieses geschehen werde, nicht aus blinder Liebe, welche den Vätern zu ihren Kindern anhängt, sondern aus gründlichen Ursachen, wovon ich den Leser zur Befestigung meiner Hoffnung mit wenigem unterhalten will.

Die deutschen Kunstlehrer der Poesie und der Beredtsamkeit haben sich bisdahin fast allein bemühet, das Materialische in diesen Künsten zu untersuchen, zu vertheidigen und zu verbessern. Sie haben in ihren wichtigsten Arbeiten sich allein vorgenommen, einige flüchtige Kunststreichche zu zeigen, mittelst welcher man seinen Vorstellungen ohne vieles Kopfbrechen einen ungemeinen und wunderbaren Schein des poetischen Wesens mittheilen könnte, und haben selten bedacht, wie nützlich es wäre, so man die Schönheit sowohl des Ganzen, als der Theile in einem Werke bemerkete; wiewohl nichts natürlicher ist, als daß man in den Dingen und in ihrem Verhältniß mit dem menschlichen Gemüthe sorgfältig untersuche, worinnen sie mit einander zusammenstimmen, und sich dadurch feste Grundregeln formiere, nach welchen man sich in seiner Arbeit richten kan. Deutschland kan zwar etliche wohlgerathene Werke aufweisen, wo die Verfasser durch die geschickte Ausführung zu erkennen gegeben, daß ihnen die Kunst nicht verborgen gewesen, wie das Gemüthe müsse angegriffen werden, wenn man es mit Ergeßen einnehmen will, und

es steht zu vermuthen , wenn dieselben uns von den Ursachen , womit sie dieses zumwege gebracht haben , hätten unterrichten wollen , daß es ihnen eine leichte Arbeit gewesen wäre , dadurch sie uns in den Stand gesetzt hätten , gleichmäßige Wercke hervorzu bringen , welche wir in eben denselben Quellen gefunden hätten , worinnen sie geschöpft hatten. Allein wir müssen glauben , daß die Ausarbeitung selbst ihnen alle Zeit weggenommen habe , oder daß sie für die Theorie genung gethan zu haben vermeint , da sie die Kunstregeln in dem Exempel vorgestellet haben. Man kan überhaupt auch bey andern Nationen anmercken , daß die vortrefflichsten Wercke in der Poesie und der Wohlredenheit vor den Regeln , nach welchen sie geschrieben worden , an den Tag gekommen sind. Wenn wir sonst die Lehrschriften , so ausländische Kunstlehrer uns hierüber geliefert haben , betrachten , werden wir finden , daß sie sich meistens über den Hauptsätzen und allgemeinen Regeln aufhalten , und je tiefer sie zu den absonderlichen Theilen und Sätzen hinunter steigen , je mit mehr Ungewißheit , und mehr Undeutlichkeit reden. Der Herr Addison gab
in

In dem Englischen Zuseher, seine Abhandlung von dem Ergehn der Einbildungskraft vor etwas ganz neues und ungewohntes, welche doch aus lauter allgemeinen Anmerkungen besteht. Eben derselbe hat sich mit dem blossen Wünschen zufrieden gegeben, daß ein geschickter Kopf entstehen mögte, der die verschiedene Arten Schönheiten in einem wohlgeschriebenen Werke des Geistes bis auf die kleinsten Stücke untersuchete. Denn noch hatte er gelesen, was der geschickte Bourhours von dieser Art geschrieben hatte, welches ihm aber kein Genügen gethan zu haben scheint, und in der That mehr auf die Empfindung desselben, als auf die Natur der Sachen und ihrer Uebereinstimmung mit dem Gemüthe gebauet ist, daher es auch in denen Stücken, welche den Verstand uneingenommen lassen, weniger vollkommen ist als in den pathetischen. Es gehöret in der That eine grosse Geschicklichkeit dazu, die allgemeinen Regeln in besondern Umständen, und nach besondern Absichten anzuwenden; und das Verhältniß der Theile unter einander und aller Stücke gegen das Ganze mit ihrer Symmetrie gegen der Hauptabsicht einzusehen. Die Schwierigkeit dieser Arbeit

beit rühret daher, weil die absonderlichen Absichten, welche den Hauptzweck befördern sollen, unzählbar und unendlich verschieden sind, denn jede absonderliche Absicht, jeder absonderliche Eindruck erfordert ihre eigenen und eben so absonderlichen Umstände, und daher entstehen eben so unzählige, und unendlich verschiedene Gesetze und Regeln, nach welchen das Urtheil sich in der Wahl und Verbindung dieser Umstände zu richten hat. Daraus ist wohl zu verstehen, wie leicht es sey, in der Bestimmung dieser Absichten und Eindrücke zu fehlen, und wie viel irrige Urtheile entstehen müssen, wenn die Kunstrichter von besondern Stellen nicht nach deren besondern Absichten, sondern nach allgemeinen Absichten und allgemeinen Regeln urtheilen. Kunstlehrer, welche aus diesem Irrthum mit den Regeln nicht zurechte kommen können, haben sich genöthiget gesehen, die Abweichungen von denselben zu erlauben, welche sie glückliche Fehler heißen, und die Schönheiten, die daher entstehen, der Nothmässigkeit der Kunst entziehen, als die sich derselben nicht unterwerffen lassen. Aber diese betrachten nicht, daß die Regeln nur Erfahrungen sind,

sind , welche aus der Beobachtung der Natur der Dinge , und des Verhältnisses des menschlichen Gemüthes mit denselben gezogen worden , und daß diesen, Nahmen der Regeln nichts verdienet , was diesen Grund verfehlet hat. Es ist unmöglich , daß ein Schönheit:volles Werck wider die Regeln anstosse , welche dienen ein Werck angenehm zu machen ; Wenn es sich begiebt , daß die Schönheiten und die Regeln mit einander streiten , so ist nichts gewisser , als daß diese oder jene betrüglich sind.

Nun halte ich davor , daß der geschickte Verfasser dieser critischen Schrift in dem ganz absonderlichen und kleinen Theil der poetischen Kunst , welchen er abgehandelt hat , nemlich den Gleichnissen , weiter gegangen , und sich auf dünnere Nester herausgelassen habe , als kein andrer vor ihm gethan hat. Ich finde ferner daß er in diesem Stücke eine seltene Geschicklichkeit gewiesen , und in der Beurtheilung der absonderlichsten Stellen sowohl die eigentliche Absicht , und den Grad des Eindruckes , welchen der Hauptzweck daselbst erforderte , auszusagen , als den gehörigen Umstand , der dazu behülflich war , zu bemercken gewußt habe;

habe ; also daß seine Anmerkungen die besondern Arten von Schönheit , so in den Gleichnissen liegen , glücklich entdecken , und uns alle nöthige Anweisung geben , wie wir es anzugreifen haben , wenn wir eben dergleichen hervorbringen wollen , zumahl aus gleichmäßigen Ursachen allezeit gleichmäßige Wirkungen erfolgen müssen. Dadurch hat er den Wunsch des Herzens Addison's zu erfüllen angefangen. Man dächte , daß er mit denen vornehmen Verfassern , die er so genau kennet , zu Rathe gegangen wäre , und daß er ihren Betrachtungen , nach welchen sie die geringsten Stücke ihrer Schriften mit den vornehmsten Theilen derselben in einem geschickten Ebenmasse zusammen gefüget , benugewohnt hätte. Die Regeln , welche diese in der Form von Exempeln verstecket haben , sind von ihm aufgedecket worden , und wer sie einmahl wohl erkannt hat , der wird durch eine geschickte Ausübung derselben eben dergleichen Ergehn , wie sie uns in denen ersten Exempeln und Mustern gewähret haben , hervorbringen können ; Welches ohne Zweifel genugsam ist , einem Verfasser den Beyfall der Kenner zu versprechen , und ihn aus aller Unruhe zu setzen , daß seine
ne

ne Arbeit ein widriges Schickſal treffen werde. Wie ich vor meine Perſon vielleicht einigen Antheil an dem dankbaren Lob fördern könnte, welches ich dieſem Werk auf den Grund obiger Betrachtungen verheißen darf, ſo muß ich im widrigen Fall, wenn die jeztlebende Welt ihm ihren Beyfall entziehen ſollte, der Wahrheit zu Steuer ſagen, daß ein Unglück von dieſer Art den Verfaſſer am wenigſten beunruhigen wird, zumahl derſelbe an der Beypflichtung einiger weniger Freunde, unter welche er mich zu zählen beliebet, und vornehmlich in recte factorum Conſcientia ſein beſtes Vergnügen ſuchet.

Inhalt



Der erste Abschnitt.

Von den erleuchtenden Gleichnissen.

Dies einer Logik der Phantasie. Was die Begriffe, die sich gebenden lassen, in der Vernunft-Lehre sind, das sind die Bilder der sinnlichen Dinge in der Logik der Phantasie; und was dort die Sätze sind, das sind hier die Gleichnisse. Geburt der Gleichniß-Bilder. Wahrscheinlichkeit und Aufrichtigkeit derselben. Wiederlegung derer, welche die Gleichnisse vor unnützlich ausgeben, einen Gedanken in ein helleres Licht zu setzen. Gebrauch der Gleichnisse in Ansehung derer Dinge, von welchen man ohne ihre Hülfe keine andere als dunkle Begriffe haben kan. In Ansehung erstlich der Farben. Geschicklichkeit der Herren Broder und Königs die Farben durch Gleichnisse vorzumahlen. Ferner in Ansehen der Bewegungen. Homers Geschicklichkeit mit Gleichniß-Bildern lebhaft zu schildern. Wie er durch dieses Mittel die Ausstechung des Auges Polyphemus beschreibt; desgleichen die niedergelegten Duhler der Penelope. Nutzen der Gleichnisse in der lebhaften Vorstellung der Töne. Wie Virgil durch ein solches das Geschrey Laocoons ausgedrucket; Homer den Thon einer aufspringenden Thür; den Thon einer Caye, die man aufziehet; den Thon des durchs bohreten Auges Polyphemus. Wie König das Weihern der Hengste beschreibt. Nutzen der Gleichnisse in der Vorstellung der Arten des Geschmacks, des Gefühles, und des Geruches. In Ansehen solcher Dinge, die sich auf einander beziehen. Wie Homerus dadurch Ulysses Stärke in Spannung eines Bogens ausdrucket. Wie die Schnelligkeit der Bewegung dadurch angezeigt wird. Unterscheid zwischen

der Art der Bewegung und der Geschwindigkeit derselben. Wie die Art der Bewegung des fliegenden Mercurius von Homer und Virgil ausgedrückt wird. Das Verhältniß der Geschwindigkeit kan sich gegen dem Maß des ähnlichen Bildes ungleich verhalten. Ein Gleichniß aus Homer, da er die größte Geschwindigkeit, die man sich einbilden kan, zu begreifen giebt. Ein anderes aus ihm die Stärke auszudrücken, womit Ulysses sich an einer Klippe fest gehalten.

Der zwente Abschnitt.

Von den auszierenden Gleichnissen.

Die Wohlredenheit bemühet sich überhaupt die Begriffe auszuschnücken. Nutzen der Gleichnisse einen schlechten Gedanken auszuzeichnen; ja eine ganze Schrift angenehm zu machen. Wie König durch ein solches Gleichniß den Gedanken auszieret, daß eine gute Auferziehung vieles vermöge. Wie er das historische Gedicht von der neu erbauten Ritters Academie mittelst eines solchen angenehm verändert. Ein gleichmäßiges Gleichniß Gottscheds. Wie König in dem Gedicht, August im Lager, seine Beschreibung von des Monarchen Kleidung durch ein Gleichniß auspußt. Desselben Geschicklichkeit, seine gleichförmige Erzählung mittelst dieses Kunstgriffes vor Eckel zu bewahren. Homers Gleichniß von Hectors Waffensrüstung. Mehr Homerische Gleichnisse zur Auszierung; von der Verbindung beyder Aiacen im Streit, und von der Menge brennender Fackeln und Holzsstösse zwischen den Bollwerken der Griechen und den Mauern der Stadt Troja. Wie Dpiz dadurch die Anmuth des freyen Landlebens beschreibt. Wie Gottsched die Freygebigkeit in einem Gleichniß beschreib

beschreibet , welche nichts von eigennütigen Absichten weiß. Mangel in der Ausführung seines Gleichniß-Bildes. Wie Opiß die Güte eines Fürsten in einem angenehmen Gleichniß vorstellet. Wie König den weissen Stern schwarzer Pferde beschreibet. Gleichmäßiges Bild Homers. Wie Brockes sich in seinen historischen Gedichten von dem irdischen Vergnügen in Gott desselben Kunst-Griffes ebenfalls bedient. Wie dieser in solcher Absicht die Flut und Ebbe vergleicht. Das Hervorstechen des Grases im Frühling. Diese Art Gleichnisse hat ihren Platz vornehmlich in Lehrgedichten, da geistliche Dinge unter körperlichen Bildern vorgestellt werden. Wie Pope durch ein solches den Abbruch beschreibt, den das Gedächtniß dem Verstand thut. Wie er das üble Betragen des Wizes mit der Urtheilungs-Kraft durch ein solches ausbildet. Wie er die Nothwendigkeit die Phantasie durch den Verstand zu leiten ausdrückt. Wie er den Wachsthum des Poetischen Ruhmes vergleicht ; Wie den Hochmuth witzloser Köpfe ; die Einschränkung des menschlichen Wizes ; das eitle Bestreben des Meides , der sich an dem Witz reibet. Anpreisung der Mittel-Strasse zwischen Kargheit und Verschwendung in Anbringung dieses Zierrathes.

Der dritte Abschnitt.

Von den nachdrücklichen Gleichnissen.

Nützen der Gleichnisse einen Gedanken tief genug einzudrücken. Wie Opiß durch ein solches Gleichniß das Ansehen des Burggrafen zu Dohna an dem Kaiserl. Hof abgeseildert. Wie Virgil uns in einem solchen die gänzliche Verwüstung der Stadt Troja nach

nach einem langen Widerstand und den Grimm ihrer Eroberer vor Augen sehen läßt. Wie er durch dasselbe Gleichniß, Bild, das er zu diesem Ende gebraucht hat, den unbeweglichen Vorsatz des Eneas ausdrückt. Wie Ovid die Ankunft eines mächtigen Heeres Barbaren aus einem abgelegenen Land durch ein erschreckliches Einbild nachdrücklich beschreibt. Wie Postel dasselbe Gleichniß, Bild anwendet, den barbarischen Sinn eines barbarischen Volkes vorzustellen. Wie Ovid den Feuer-freudigen Vesuvius durch Gleichniß, Bilder von dem Krieg, und hingegen den Krieg durch Gleichniß, Bilder von dem Vesuvius erschrecklich vorbildet. Wie Vessier die Bombardirung der Stadt Steern mit Echrecken anfüllt. Wie Pietsch dasselbe Gleichniß, Bild, das Vessier zu diesem Ende gedienet, poetischer doch schwächer angewendet, die Bestürmung der Festung Lüneburg zu beschreiben. Aus den dieser Gleichnisse die besondern Grade einer Gemüths-Bewegung zu bestimmen. Also setzt Homer die Freude Ulysses, als er mitten in dem Meer schwimmend das Ufer erblickte, auf den gehörigen Grad der Höhe, in einem gewissen Ebenmaße mit der vorigen Todes-Angst. Aus diesem Zustand des erreteten Ulysses formirt dieser Poet ein Gleichniß, Bild, die Herk-empfindliche Freude der Penelope über seine Zurückkunft nach Hause und Erkenntniß zu beschreiben. Wie Gottsched ein gleichmäßiges Gleichniß gebraucht, der Sachsen Freude über die sichere Nachricht von Friede nach Augusts Leben auszudrücken. Wie Homer das ungedulge Verlangen, das Ulysses nach der angesetzten Stunde seiner Abreise in das Vaterland empfand, ausdrückt. Das Maß der stummen und sanften Leidenschaften ist von ihren Beweg-Ursachen zu bestimmen, wenn diese mit andern Beweg-Ursachen, die eine solche Leidenschaft auf einen gleichen Grad erheben haben, verglichen werden. Wie Homer die
Luft

Iust des Eumeus in Anhörung der Begegnisse, die ihm der unbekannte Ulysses erzehlet, auf diese Weise vorbildet. Seine Beschreibung der Aufwallung, die in der Brust Ulysses bey Anhörung des Gefanges Desmodoci von der Ubertumpelung der Stadt Troja, durch Ulysses Anordnung, entstanden war. Homers Gleichniß von Nestors Unschlüssigkeit. Virgils Beschreibung der Bestürzung des Eneas, als ihn das Getümmel der einbrechenden Feinde in die übertumpelte Stadt aus dem Schlaf aufgeweckt. Königs Nachahmung des Vergilianischen Gleichnisses, in der Beschreibung der Bestürzung über den Einbruch der Türken in Ungarn. Virgils Beschreibung des Entsetzens eines Menschen, der sich ehemahls mitten unter einem Hauffen Feinde siehet. Wie er die ungleichen Grade dieser bey den Bestürzungen durch ähnliche Fälle ausgedrückt hat. Anmerkung, daß die Größe einer vorgestellten Gefahr so genommen werden muß, wie sie von einer Person angesehen wird, nicht wie sie an sich selbst ist oder andern vorkommen möchte. Homers und Virgils Kunst die Umstände anzuführen, die eine Person nach ihrem Stand am heftigsten rühren. Das Maß der ausbrechenden Leidenschaften ist von ihren Wirkungen zu bestimmen, so fern diese mit andern Wirkungen, die von einer solchen Leidenschaft entstanden sind, in Vergleich gestellt werden. Also beschreibt Homerus den hohen Muth Ulysses in der verübten Rache an den Frejern durch die Verheerung, die ein Has nicht unter einer Schaar kleiner Vögel anstellt. Und Virgil beschreibt das Niederhauen in der eroberten Stadt Troja durch den verderblichen Durchbruch eines Flusses. Müntzers schwächere Nachbildung dieses Gleichniß, Budes. Postels glücklichere Nachahmung desselben. Pietshens übel ausgebildete Vergleichung seines verheerenden Helden mit den Wirkungen des Nordwindes. Bessers Gleichniß die Widerspächlichkeit

der Schwedischen und Brandenburgischen Truppen in der Warschauischen Schlacht vorzustellen. Ein gleichmäßiges Gleichniß Homers, von welchem Voss sein nachgemacht hat. Wie Homer Hectors grimmigen Einbruch in die Truppen der Griechen von seinen Wundstücken, und das Schrecken dieser von seiner Ursache abschildert. Mehrere Gewißheit die Höhe der Leidenschaften aus ihren Wirkungen, als aus ihren Bewegursachen zu erkennen. Virgils Beschreibung eines verwegenen Muthes durch ein solches Gleichniß-Bild, wo zugleich die Ursache und die Bewegung angezeigt werden. Anthon's gleichmäßiges, allein übel ausgeführtes Gleichniß, womit er die Gefangenennahme der Steinbockischen Armee beschreiben will.

Der Vierte Abschnitt.

Von den lehrreichen Gleichnissen.

Jederlegung einiger, welche der Wohlredenheit die Gabe zu unterrichten absprechen. Gebrauch der Gleichnisse zur Unterweisung, wann ein lehrreicher Satz mit einem ähnlichen eben so lehrreichen Satz verglichen wird; oder eine Handlung mit einer andern. Unnehmlichkeit solcher Gleichnisse. Behutsamkeit, in der Einmischung eines fremden Gedankens zu gebrauchen. Ihr Sitz und Platz sind die Lehr- und Straf-Gedichte. Wie Pope den Satz, daß ein Monarche sich selbst Gesetze schreibe, bey einem ähnlichen physicalischen Satz angebracht hat. Wie Butler die politische Anmerkung, daß große Staaten unter ihrer eigenen Grösse einsinken, unerwartet in eine andere eingewebet hat. Wie Horatius den Satz, daß ein Feld-Herr seinen fertigen Weinstock in plogischer Gefahr am besten weise, bey einem lustigen Zufall eingetrag-

gen hat. Kunstgriff ein Urtheil der Menschen durch ein ähnliches aber widerwärtiges zu widerlegen. Lehrsreiche Vergleichung des menschlichen Lebens mit einer Mahlzeit, von Horaz, Opitz und Gintthern angestellet. Wie Opitz die Furcht der Gerechten für dem Tod, und den Grimm der Tyrannen gegen ihnen mit einem solchen Gleichniß von ähnlichen Fällen lächerlich macht. Wie Pope so viel Partheylichkeit in den Sachen des Wißes bemercket, als sich in Glaubenssachen erzeiget. Wie dieser Poet lehret, woher die Verschiedenheit der Kleidung entsprungen sey, bey Gelegenheit, da er von der verschiedenen Schreibart redet. Wie er die Frauenspersonen mitnimmt, da er der Liebhaber gewisser Bücher lachet. Exempel, da moralische Zeitungen die Materie des unterrichtenden Gleichnisses hergeben; aus Pope, Haller, Buttler, Horatius und König.

Der fünfte Abschnitt.

Von der Vereinigung der Absichten in einem Gleichniß.

Verbindung vieler Ursachen eine Wirkung hervorzubringen, und verschiedene Wirkungen einer Ursache. Gleichnisse, da verschiedene Absichten in einem Bild verbunden werden. Werth derselben. Wie Virgil das Geschrey Laocoons von zwey Seiten beschreibet, von seiner Ursache und von seiner Größe, dadurch es in ein helleres Licht gesetzt wird, und zugleich einen größern Nachdruck empfängt. Original des Bildes, das Virgil da gebraucht hat. Wie Homer und Virgil ihre Absichten vornehmlich in der Ausführung ihrer Gleichniß-Bilder ausbreiten. Langgeschwänzte Vergleichen. Wie Homer den Schmer-

gen eines Verwundeten in einem Gleichniß nach seiner Größe bestimmt, und ferner in demselben eine gewisse Nachricht giebt, und selbst das Gleichniß: Bild nachdrücklich erhöht. Wie er das Gleichniß: Bild von dem fallenden Simoisius in eine symbolische Parabel ausdehnet. Wie er ein Gleichniß: Bild in einer fast gleichen Absicht öfters braucht, und doch in der Ausbildung ganz verschiedene Umstände vorbringt. Wie er in einem Gleichniß: Bild den Geist mit Schrecken über die Verwüstung des menschlichen Geschlechtes anfüllet, und dabei Anlaß nimmt die Vorsehung zu rechtfertigen. Wie er die weiße Farbe der Gliedmassen des Menelaus in einem Bild erhöht, und uns an demselben Ort von einer vortrefflichen Arbeit der Frauens: Personen in Indien Nachricht ertheilet. Nutzen dieser Gleichnisse das erregete Gemüthe des Lesers wieder zu besänftigen. Wie Virgil durch ein solches seinen Helden aus der Gefahr herausführet, und den Leser dinstalls zufrieden stellet. Wie er den Stof zu dem Gleichniß, das er da braucht, in Homers Text gefunden. Wie Homer mit einem solchen Gleichniß den Achilles aus einer grossen Noth in Sicherheit gebracht hat. Wie Virgil die Materie dieses Gleichnisses in seinen Text verwendet hat.

Der sechste Abschnitt.

Von dem rechten Ort und Sitz der Gleichnisse.

Nothwendigkeit den Gleichnissen in einem Werk Ort und Maß zu setzen. Vergleichung der Wohlredenheit mit der Koch: Kunst. Mangel einer Untersuchung dieser Materie. Die Gleichnisse schickten

ken sich an dem Orte nicht, wo die Regung selbst als redend eingeführet wird; ausgenommen die erleuchtenden Gleichnisse. Wie Virgil von der Dido Bewegung über Eneas Einschiffung mit einem Gleichniß redet, aber da er sie selbst davon reden läßt, ihr ganz andere Figuren in den Mund leget. Ansthorß leichte Verdeutschung ihrer Rede. Homers Geschicklichkeit die Sprache der Affecte und des Geistes zu verändern. Wie Homerus die wenigen ausgeführten Gleichnisse die er in den Reden seiner Personen einfließen läßt, an den rechten Ort gesetzt, ohne Verletzung des Characters der Regung; in einer ruhigen Unterredung, bey einem gesetzten Gemüthe, und über der Taffel. Vertheidigung eines Gleichnisses, das Homerus dem Asius in einer heftigen Gemüthes-Bewegung desselben zugeschrieben hat.

Der siebende Abschnitt.

Von dem Gebrauche der Gleichnisse in Trauer-Spielen.

Wie Homerus sich in dem ersten B. der Ilias und den drey ersten Büchern der Odyssea der Einstreuung ausführlicher Gleichnisse enthalten; Virgil hingegen gleich in dem ersten B. der Eneis unterschiedliche angebracht habe. Was vor Ursachen sie davor gehabt. Ob sich vor die Schreib-Art der Tragödie viele Gleichnisse schicken? Eines deutschen Kunst-Lehrers undeutliche Meinung davon. Mißbrauch der Grund-Regel, die befiehl, auf die Natur zu sehen. Weil in den Tragödien auch Personen von gemäßigten Regungen und gesetztem Gemüthe redend aufgeföhret werden, können die Gleichnisse darinnen wohl

Platz haben. Daß Orestes und sein Hofmeister, welchen Sophocles erliche Gleichnisse in den Mund leget, ruhigen Gemüthes gewesen. Daß auch die ungesühnte Rührung der Electra durch eine langwierige Krankheit niedergesessen war. Daß der Officier in L. Einzene, der in dem Bericht von der Beerdigung Porruces ein Gleichniß einfließen läßt, nur eine fremde Rührung beschreibt. Vorzug der Tragödien des Seneca vor Lessings. Geschickte Gleichnisse in dem Mund des ruhigen Orestes, womit er die erschreckliche Pest, die er Andromachen bringt, einigermaßen besänftigt. Mehr Exempel von dieser Art in der Tragödie des Seneca von den Trejanerinnen. Ein paar Gleichnisse in dem Munde der rasenden und verzweifelten Andromacha, wider die Natur und Sprache der Leidenschaft. Schwäche der deutschen Tragödie überhaupt. Character der Trauerstücke Lessings und Andr. Gryphen. Ungereimte Einführung der Gleichnisse in denselben. Augenblicks aber am unrichtigen Ort angebrachtes Gleichniß in Junders Klage dreier Söhne bey der Grabe ihres Vaters. Ein gleichmäßiges Gleichniß-Bild aus Dipsen poet. Wäldern, welches nicht nur vor sich betrachtet, sondern auch in Absicht auf die Person, der es zugeschrieben wird, schön ist.

Der achte Abschnitt.

Von dem Maße und der Zahl der Gleichnisse.

Echadliche Wirkungen des Uebermaßes und der Verschwendung, wie in andern Stücken, also in der Wohlredenheit. Sie verrathen einen blöden Verstand. Die Scribenten sündigen mehr mit Verschwendung als mit Kargheit. Das Maß der Gleichnisse, wie anderer Figuren, muß nach der Natur

einer jeden absonderlichen Stelle bestimmt werden. Bestrafung einiger, die aus Begierde die Nachschwendung zu vermeiden, in die Plachet verfallen sind. Wie Homer seine Erzählung von dem Rord, den Achilles unter den Trojanischen Helden angestellt, mit zweien überaus lebhaften Gleichnissen beschleust, die theils seinen Wuth, theils seine Lust an der That zu erhöhen. Wie er in dem Fortgang derselben Erzählung noch zwey ansehnliche und wohl errathene Gleichnisse anbringer, die Eürzung der fliehenden Trojaner in den Xanthus und den nachjagenden Achilles, der ihnen mitten in den Fluß nachgesetzt, abzuschuldern. Wie er fünf Gleichnisse hinter einander setzt, fünf mächtwürdige Scenen der griechischen Armee vor Augen zu bilden. Wie er die Bewegungen eines aufstehenden Volkes in zweien Bildern nach zweien besondern Umständen, seinem Gewisse und seinem gleichen Lauf, vorstellt. Wie er drey hyperbolische Gleichnisse zusammensetzt, das ungeheure Geschrey der beyden Armeen, die jetzt handgemein worden, vorzustellen. Einwurf eines Kunst-Richters, daß diese Gleichnisse den Geist von dem vornehmern Gegenstand abziehen. Beantwortung desselben. Höfenstein fehlet vielmehr mit den ungereimten Bildern, als mit dem Überfluß seiner Gleichnisse. Wie er zwey Gleichniß-Bilder von verschiedenen Relationen oder Verhältnissen durch einander vermittelt. Beurtheilung des Urtheiles, daß ein heungter Kunst-Richter von einem Theil desselben Gl. gefallen hat. Von Fellers geschicktere Ausbildung dieser Bilder. Wie Höfenstein in einem andern Gleichniß die Verwandlung des auf eine Verwandlung treibet. Noch ein zweyten Gleichniß, wo er trübe Sarrungen, die unter ein allgemeines Geschlecht gehören, vergleicht. Exempel aus Drigen Hermyia, da eine lange Stelle aus Gleichnissen zusammengesetzt ist, ohne daß ihr dadurch an ihrer Deutlichkeit etwas abgehe.

Der

Der neunte Abschnitt.

Von der Neuheit der Gleichniß-Bilder.

Homers Vortrefflichkeit, als eines Urhebers und Erfinders. Ferner in Absicht auf die Beschaffenheit seiner elenden und unwissenden Zeiten. Insbesondere wegen seiner Wissenschaft von dem Bau des menschlichen Körpers, und der Geographie. Woher er seine weitläufige Erkenntniß genommen habe. Glückseligkeit unsrer Zeiten in Ansehen der Künste und Wissenschaften. Armuth an Erfindungen, die sich dessen ungeachtet in den Schriften unsrer Poeten verspüren läßt. Dapizens Vergleichung der Munterkeit eines Helden mit der Hurligkeit eines jungen Pferdes. Postel braucht dasselbe Gleichniß von Willekind. Original desselben in Homer. Königs Vergleichung Friedrich Augusts mit einem Löwen, von Dapizen entlehnt. Dapizen dreymahliger Gebrauch desselben in einer gleichen Absicht. Vergleichung des erstern mit diesen dreylehern Gleichnissen. Dapizens Anwendung desselben Gleichniß-Bildes in andern Absichten. Vorzug der Erfindung vor der Nachahmung. Werth der Nachahmung. Wie sie von dem gelehrten Diebstahl unterschieden sey.

Der zehnte Abschnitt.

Von der Abänderung der Gleichniß-Bilder.

Macht der Natur in der Mannigfaltigkeit ihrer Geschöpfe. Ein Poet muß mit seinen Bildern, so viel ihm möglich ist, abändern. Homers Gleichniß-Bilder werden einer allzugrossen Gleichheit beschuldigt.

Ob

Ob das Ergehn , das von der Mannigfaltigkeit der Bilder entsteht , von der Abänderung der symbolischen Wesen , oder von der abgeänderten Verschiedenheit der ähnlichen Eigenschaften und figürlichen Handlungen herzuleiten sey. Kunst ein Bild in vielen verschiedenen Gestalten vorzulegen , und zu verschiedenen Absichten zuzurichten. Parabolisches Aussehen , das Homerus seinem Gleichniß-Bilde von dem Löwen mitgetheilet, als er Ulysses mitten unter den erschlagenen Vuhlern , desgleichen als er denselben der Princessin Nausicaa beegnend , vorgestellt. Wie er dasselbe Bild auf verschiedene Weise angesehen, die Nachbegierde des Menelaus , seine Freude über die Gelegenheit sich zu rächen , den rühmlichen Tod von der Hand eines berühmten Feldherrn , anderer Erlegung angesichts ihrer Völker , die Rache eines nachjagenden Helden , die unvermuthete Errettung eines andern aus den Händen der Feinde , nach dem Leben vorzustellen. Seine Gleichniß-Fabel von dem Zurückweichen eines kühnen und unverzagten Helden , der voll Betrübniß ist , daß er seine Rache nicht sättigen kan.

Der eilfte Abschnitt.

Von der Vergleichung grosser Dinge mit kleinen , und kleiner mit grossen.

Des mehr Kunst erfordere kleine Dinge mit grossen , oder grosse mit kleinen zu vergleichen. La Motte behauptet das erstere , die Frau Dacier das letztere. Daß der Entscheid dieser Frage auf die Natur der Sache und die Umstände müsse gegründet werden. Von gewissen Begriffen lehret ihr eigenes Maass , ob man vergrößernde oder verkleinernde Gleichniß-Bilder erwählen solle. Wie die Beschaffenheit und die Um-

Umstände der Materie hierinaufals Ziel und Maß setzen. In erhabenen Materien muß der Geist durch sanftere Bilder erquicket, und in geringern muß er durch erhabnere empor gestüßt werden. Wie Virgil das Gedicht von dem Feldbau durch dieses letztere Mittel empor hebt. Wie er sein Gleichniß, Bild von dem Cyclopen nimmt, da er von der Arbeit der Bienen redet. Daß der Grund dieser Vergleichung in der ordentlichen Ausbeulung der Geschäfte und des Eifers der Arbeiter bestehe. Wie er hingegen in der Enneid das Gleichniß, Bild von den Bienen entlehnet, da die Rede von der Erbauung der Stadt Carthago lautet. Opasche Schönheit dieser Gleichniß, Bilder. Noch ein Gleichniß Virgils von den Bienen, die Verwirrung der Latener über dem unvermutheten Überfall der Trojaner vorzustellen. Wie er das Herumschwermetzen der Laternischen Königin mit einem geschlagenen Kioße vergleicht. Wie Homerus die Verjagung der Pallas vor Menelaus mit der Sorge einer Mutter vergleicht, welche die Fliegen von ihrem schlafenden Kind abhält. Wie er die leichte Müß, mit welcher Apollo das Bollwerk der Griechen niedertwirft, mit der Vertichtung eines Kindes vergleicht, das ein Gebäude von Rißlingen mit dem Fuß umstößt. Wie er das Gefechte der Icyer und der Griechen um eine Schanze, mit dem Streit zweyer Nachbarn um den Gränze, Stein ihrer Felder vergleicht. Wie er die Ungewißheit des Sieges durch das Gleichniß, Bild eines Weibes, das ihre Wölle mit der Waage auswiegt, vorstelllet, dadurch er den erst erschlauten Leser aus der gewaltsamen Unruh in eine angenehme versetzt. Wie selten die Gleichnisse bey Homer sind, da das kleine mit dem groffen verglichen wird. Ein Exempel eines solchen, da er die hauffigen Thronen der Penelope mit einem aufstauenden Schnee, Gebürge vergleicht. Gottscheds Nachahmung desselben. Beurtheilung der Vergleichung eines Hengs

Hengst mit einem Ungewitter im Köpfe August im Lager. Wie Virgil seine Schuleren von einem Pferde belebet hat. Bewunderung der Beschreibung, die Hiob von einem solchen gemacht hat.

Der zwölfte Abschnitt.

Von dem Wohlstand der Gleichniß-Bilder.

Verhältniß; Schönheit der Gleichnisse in Absicht auf den Ort, wo sie stehen, und die Wahl der symbolischen Bilder. Daß der Wohlstand sich mit den Sitten ändere. Homers Gleichniß; Bild von dem Esel bey Gelegenheit des Ajax von einigen Kunst-Richtern getadelt. La Motte und Boileaus Meinung davon. Wie Hr. Dacier die Würdigkeit des Esels von Beschimpfung rettet. Der Frau Dacier Beantwortung des Einwurffes, daß die Knaben und die Gefährlichkeit des Esels in dem symbolischen Bilde unanständig seyn. Daß der Grund dieser Vergleichung in dem Zertreten und Abweiden der Saat bestehe. Wie Homer an einem andern Ort die Abschneidung des Getrandes als ein Gleichniß; Bild der Verheerung anbringeret. Virgils Vergleichung des Turnus mit einem Tiger unter wehrlosen Thieren gerettet. Wie Homer den König Priamus unter dem Bild eines Uebelhäters vorstellet. Ablehnung der Beschuldigungen, so darwieder gemacht worden. Wie Homer das symbolische Bild eines Brändlings unter der Asche anwendet, da er den Ulysses unter einer Decke von Laub vorstellet. Weitläufige Kunst des Poeten, in diesem Gleichniß einzudecken. Wie er das Bild von einem Menschen nimmt, der den Wanst eines Opfer; Viehes bey einem grossen Feuer hin und her wendet, die Unruhe und Gewalt der Nachbegierde des Ulysses vorzubilden. Ausführliche

liche Entdeckung der vollkommenen Kunst, die in dieser Vergleichung angebracht ist. Wie er die Seelen der erschlagenen Buhler mit den Fledermäusen vergleicht. Der Wohlstand dieses Gleichniß-Bildes wird durch die Erzählung der Umstände, so der Poet nach seiner Absicht vorstellen mußte, behauptet.

Der dreyzehnte Abschnitt.

Rettung einiger von Longin getadelten Gleichnisse.

Timäus wird von Longin getadelt, daß er den Alexander mit einem Schul-Redner verglichen habe. Daß es genug sey, wenn die Sachen einander darin ähnlich sind, worinnen sie verglichen werden. Heineken Meinung, daß das Wesen der Vergleichen auf der Übereinstimmung zweyer Dinge in den meisten oder allen Stücken beruhe, wird verworffen. Wie Homer einzig auf die hartnäckigste Blutdürstigkeit siehet, da er einen Helden mit einer Rauhe vergleicht. Wie Virgil das Auge alleine auf die Bemühung gerichtet gehabt, als er die einschiffenden Trojaner mit den Ameisen verglichen. Optische Schönheit dieses Gleichnisses. Daß Timäus in seinem Gleichniß alleine die Schnelligkeit Alexanders in der Beywingung Asiens vorstellen wollen. Grade der Eulferigkeit. Daß Timäus den höchsten Grad derselben durch seine Vergleichung ausgedrückt habe. Ungereimter Schluß Longins, daß Isocrates, der zehn Jahr an seiner Rede gearbeitet, tapferer gewesen, als die Lacedämonier, welche zwanzig Jahr mit der Belagerung der Stadt Messene zugebracht. Daß die Handlungen, die mit einander verglichen werden, an Größe zwar unterschieden seyn können, aber an Vortrefflichkeit und Wichtigkeit übereinstimmen

einstimmen müssen. Ungereimte Vergleichung Heines
kens zwischen Alexander und einem Buchdrucker. Daß
eine Vergleichung einen Zusatz an Schönheit erlange,
wenn sich zwischen den ungleichen Handlungen etwas
übereinstimmendes befindet. Uebereinstimmende Dinge
zwischen einem Helden und einem Redner. Daß Iso-
crates Rede mit Alexanders Siegen etwas gleiches
habe. Heineckens Verbesserung der Vergleichung des
Timäus wird verworffen. Homers Gleichniß, womit
er die Schnelligkeit der Pferde der Götter vorgestellt.
Falsches Lob, das Longin diesem Gleichniß beyleget.
Eben so ungereimtes Lob, das dem Longin wegen
seines Urtheiles von seinen Bewundrern mitgetheilet
wird.

Der vierzehnte Abschnitt.

Von den Gleichnissen in Brockes irdischem
Vergnügen in Gott.

Das verdiente Lob dieser Gedichte wird in seine
Schranken gefasset. Seine Beschreibungen sind
mehr historisch und physicalisch als poetisch. Wie ge-
schickt er die mannigfaltig gemischte Farbe des Grases
beschrieben habe. Seine fruchtlose Bemühung einen
allgemeinen und klaren Begriff durch einen seltenen
und unbekannten zu erklären. Hallers poetische Be-
schreibung des Grases. Brockes macht sich verdächtig,
daß er die Armuth der Natur durch einen entlehnten
Reichthum habe verbergen wollen. Eiteler Einwurf,
den er sich selbst macht, daß der Farbe der Blumen
einige andere an Schönheit gleich komme. Hallers
kürzere und nachdrücklichere Vorstellung der Farbe der
Blumen. Geschicklichkeit der Brockesischen Vergleichung
des Schmuckes der Blumen mit einer Reihe Frauens-
Personen, einem Regenbogen, dem Abend-Stern.
Seine Verschwendung der Rubine und Diamante in

der Beschreibung des Morgens. Homers und Virgils Beschreibungen des Morgens. Brodes eitle Bemühung die Werke der Natur durch die Werke der Kunst in ein höheres Licht zu setzen. Düstere Wiederholungen des Einfalls, daß die beblühte Erde ein grüner Himmel sey. Seine geschickte Vergleichung der sanften Bewegung eines Kornfeldes mit den Wellen. Wie Homer dieses Gleichniß: Bild schon angewendet. Brodes glückliche Beschreibung des Schnees: Geströbers mit einem strömenden Fluß. Seine poetische Beschreibung des Winters, mit Virgils seiner verglichen. Verzeichniß von mehreren geschickten Vergleichungen in diesen Gedichten. Anzeige der Originale derer drey ausführlichen Vergleichungen, welche Weichmann in der Vorrede zu dem ersten Theile den Gleichnissen der alten Poeten an die Seite gestellet hat.

Der fünfzehnte Abschnitt.

Von den Lohensteinischen Gleichnissen.

Dißens reiner Geschmack. Verderbung des Geschmacks durch Hofmannswaldau und Lohenstein. Wie Lohensteins Gleichniß: Bilder unbekannt, ausschweifend, ungeschickt und überflüssig sind; wie sie nur dem Wohlstand stecen. Wie er alle diese Fehler in einem Exempel vereinigt hat. Wenn er die Seltenheit, Leichtigkeit, Möglichkeit einer Sache erhöhen will, hohlet er die Beispiele von einer Art, die zu einem Geschlecht gehören, allzuweit. Wie Virgil die hyperbolische Art zu vergleichen gebraucht. Lohenstein leget seine gelehrten und hyperbolischen Gleichnisse rohen und wilden Personen in den Mund, welche durch solche einander bestrafen, widerlegen, und überführen. Neuskirchs Lobschrift des Lohensteinischen Arminius in der Sprache desselben verfaßt. Desselben Aufwart-Schreiben an den geheimen Rath von Fuchs, in einer gleichmäßigen

mäßigen Sprache beantwortet. Wie er diesen Herrn mit dem Flachs vergleicht. Neukirchs Belehrung. Amthors Schuß; Schrift Lohensteins. Exempel von Lohensteinischen Gleichnissen aus Amthor. Daß Gleichnisse keine Kraft haben etwas zu beweisen, ausgenommen so fern sie ähnliche Beispiele eines allgemeinen und streitigen Grundsatzes sind. Socratiche Art, aus solchen Gleichnissen zu beweisen. Wie Opitz den Satz, daß alles sichtbare vergänglich sey, auf diese Weise bewiesen. Wie Besser beweiset, daß das Urtheil der Welt meistens unbegründet sey. Daß Opitzens Gleichniß von einem Ring, der sich abnützt, mit den zerrinnenden Sinnen nur erkläre, und nicht beweise. Daß Lohensteins Gleichniß von der Nachbarschaft der Rose und der Dornen nicht beweise, sondern nur erkläre, daß seiner Gelegenheit und der Waffen pflegen bey einander stehen könne. Daß in Opitzens Gleichniß von einem fruchtbaren Baum mit einem fruchtbaren Weib ein Grund enthalten sey, der richtig schleuſt. Opitzens Socratiche Beispiele, womit er das lächerliche Wesen der Schreibe-Sucht erweist. Wie die satyrischen Scribenten sich dergleichen Art zu schließen, als eines besondern Kunst-Streiches bedienen. Wie leicht es sey die Gleichnisse, die auf keine allgemeinen Wahrheiten gegründet, und alleine von Thieren oder leblosen Dingen genommen sind, umzukehren.

Der sechßzehnte Abschnitt.

Von den ausführlichen historischen Gleichnissen.

Diese Gleichnisse entdecken unterschiedliche Aehnlichkeiten in einer verknüpften Ordnung. Brocksen Vergleichung von dieser Art zwischen der Rose und einer Königin. Wie sich die Aehnlichkeit in diesem Exempel

pel allgemach verleurt. Neukirchs Gedicht von den geschützten Nachtigallen, beruht durchgehends auf einer Vergleichung des Poeten mit der Nachtigall. Wie er die Fabel von Philomele in sein Gedicht hineinzwinget. Sängliche Auflösung desselben in seine Elemente. Wie Amthor auf diese Weise den Satz ausgeführt, daß der Purpur die Doctor: Würde vorstelle. Wie er das Leben eines frommen Mannes unter dem Bild des Krebs: Ganges ausstreicht. Solche Gleichnisse sind eine gemeine Quelle von Erfindungen. Sie werden selbst in ernsthaften Gedichten angewendet. Pietsch hat das Amt eines Lehrers unter dem Bild einer Schlag: und Sand: Uhr vorgestellt. Ein paar dergleichen von Reichmann, werden angereget.

Von der Natur,
den Absichten und dem Gebrauche
der

Leichnisse,

Als einer vornehmen Quelle Ergehens
in der


Beredtsamkeit und Poesie.

Der erste Abschnitt.

Von den erleuchtenden Gleichnissen.

Von einer Logik der Phantasie. Was die Begriffe, die sich gedenken lassen, in der Vernunft-Lehre sind, das sind die Bilder der sinnlichen Dinge in der Logik der Phantasie; und was dort die Sätze sind, das sind hier die Gleichnisse. Geburt der Gleichniß-Bilder. Wahrscheinlichkeit und Aufrichtigkeit derselben. Wiederlegung derer, welche die Gleichnisse vor untüchtig ausgeben, einen Gedanken in ein heueres Licht zu setzen. Gebrauch der Gleichnisse in Ansehung derer Dinge,

von welchen man ohne Ihre Hülfe keine andere als dunkle Begriffe haben kan. In Ansehung endlich der Farben. Geschicklichkeit der Herren Brodes und Königs die Farben durch Gleichnisse vorzumahlen. Ferner in Ansehen der Bewegungen. Homers Geschicklichkeit mit Gleichniß, Bildern lebhaft zu schildern. Wie er durch dieses Mittel die Ausstechung des Auges Polyphemus beschreibt; desgleichen die erlegten Zuhler der Penelope. Nutzen der Gleichnisse in der lebhaften Vorstellung der Töne. Wie Virgil durch ein solches das Geschrey Laocoons ausgedrucket; Homer den Thon einer aufspringenden Thür; den Thon einer Sarte, die man aufziehet; den Thon des durchs bohreten Auges Polyphemus. Wie König das Weibern der Hengste beschreibt. Nutzen der Gleichnisse in der Vorstellung der Art des Geschmacks, des Gefühles, und des Geruches. In Ansehen solcher Dinge, die sich auf einander beziehen. Wie Homer durch Ulysses Stärke in Spannung eines Bogens ausdrucket. Wie die Schnelligkeit der Bewegung dadurch angezeigt wird. Unterscheid zwischen der Art der Bewegung und der Geschwindigkeit derselben. Wie die Art der Bewegung des fliegenden Mercurius von Homer und Virgil ausgedrucket wird. Das Verhältniß der Geschwindigkeit kan sich gegen dem Maß des ähnlichen Bildes ungleich verhalten. Ein Gleichniß aus Homer, da er die größte Geschwindigkeit, die man sich einbilden kan, zu begreifen giebt. Ein anderes aus ihm die Stärke auszudrucken, womit Ulysses sich an einer Klippe fest gehalten.

 Er richtigste Weg zu einer gründlichen Erkenntniß der Wahrheit zu gelangen, besteht darinn, daß man von dem Einfachern zu dem Mannigfaltigern mit gemess-

gemessenen Schritten fortgeht, und nirgend einen Sprung macht. Diejenigen, die es in Wissenschaften auf das höchste gebracht, haben in diesen Weg eingeschlagen, und wer einen andern nehmen wollte, würde keine Gewißheit von der Wahrheit bekommen können. Diefemnach muß ein Mensch, der nach Wissenschaft trachtet, sich vor allen Dingen befeßigen, daß er den Verstand mit einem Vorrath von Begriffen, die sich gedencen lassen, anfülle. Solches geschieht, wenn er die äußerliche Fläche der Dinge, als die betrüglich ist, fahren läßt, und beflissen ist, auf den Grund der Dinge durchzudringen; also daß er ein jegliches Ding vor sich und absonderlich betrachtet, und sich nicht zufrieden giebt, biß er die Möglichkeit desselben eingesehen hat. Wenn er denn den Verstand in dieser ersten Schule abgewartet und ihn genugsam vorbereitet hat, so ist es Zeit, daß er weiter fortgehe. Er muß jeko die Begriffe nicht mehr Stückweise, sondern nach ihrer Verbindung und ihrem Verhältniß gegen einander betrachten. Und dieses giebt ihm den Stof zu den Sätzen und ersten Grund-Wahrheiten, aus welchen er ferner durch richtige Folgen neue Wahrheiten und Schlüsse herausleitet, die so wohl als die Grund-Wahrheiten in den Denck-Wildern des Verstandes als in ihrem Saamen eingewickelt lagen.

In diesen Stücken besteht das Amt der Logik oder Vernunft-Lehre. Sie muß uns unterrichten, wie wir einen Schatz von Begriffen sammeln; wie wir aus der Verbindung derselben Sätze formieren; wie wir aus verschiedenen Sätzen einen Schluß herausleiten; und zuletzt aus der Verknüpfung etlicher Schlüsse einen ganzen Erweis zusammen ordnen müssen. Dadurch wird die Logik eine Lehrerin des Verstandes, indem sie zu einer deutlichen Einsicht des Wahren und des Falschen behülflich ist.

Es ist mir manchemahl in den Sinn gekommen, daß die Einbildungskraft ebenso wohl als der Verstand einer gewissen Logik vonnöthen habe. Wer eine Erkenntniß des Wahrscheinlichen, mit welchem die Phantasie umgeht, erlangen will, muß eben also, wie in der Vernunft-Lehre geschieht, vom Einfachen zum Vielfachen fortgehen. Er muß für das erste die Einbildungskraft mit einem reichen Vorrath von sinnlichen Bildern versehen; was für Urbilder die erste Künstlerin die Natur, und ihre Nachahmerin die Kunst den Sinnen darstellen, dadurch das Gemüthe auf unendlich verschiedene Weise gerühret wird, muß die Phantasie beflissen seyn, von einem jeden ein Bildniß abzunehmen. Von diesen Bildnissen ist hier wahrzunehmen, daß sie von denjenigen, die der Verstand einnimmt,

nimmt, ganz verschieden sind, ob sie gleich von einerley Gegenstand genommen werden. Die Phantasie bekümmert sich um den innerlichen Grund und das wahre Wesen der Dinge gar nicht; sie überläßt dem Verstand die Möglichkeit der Dinge durch seine Bilder vorzustellen; sie selbst steht bey der äußerlichen Fläche stille, und sieht die Sachen nicht tiefer ein, als die körperlichen Sinne gehen. Wie die Gestalt und Beschaffenheit der Sachen von denselben eingenommen, und dem Gemüthe vorgestellt wird, mahlet sie solche nach ihrer Grösse, Figur, Farbe, Bewegung, Lage, und so fort, in so geschickten und lebhaften Bildern, daß man schier gläubete, die Dinge, von denen uns so natürlich-geschilderte Bilder vorgeleget werden, wären würcklich vorhanden. Also führen die Bilder der Phantasie diesen Nahmen nicht uneigentlich, weil sie sich derselben unter einem körperlichen Bild vorstellen; hingegen geschieht es aus Armuth der Sprache, wenn man denselben Nahmen auch denen Begriffen beyleget, die sich nur gedencken lassen, und von denen kein körperliches Bildniß zu haben ist. Mithin wäre sehr gut, wenn wir für jede Art derselben ein eigenes Wort haben könnten, massen sie in ihrem Wesen von einander unterschieden sind. Ubrigens haben die Phantasie-Bilder an ihrem Ort einen so weitläuftigen

gen Umfang, als die Bilder des reinen Verstandes auf ihrer Seite. Wie diese die Quelle aller Erkenntniß und Wahrheit sind, so sind die Bildnisse der Phantasie die ersten Elemente der Poesie und Wohlredenheit, als in welchen das Wahrscheinliche die Stelle der Wahrheit einnimmt. Meine critische Abhandlung von der poetischen Schilderung ist meistens über solchen Phantasie-Bildern bemühet gewesen, denn die Beschreibungen sind nichts anders, als mit geschickten Ausdrücken vorgestellte Phantasie-Bilder; und wiewohl in den Beschreibungen viele verschiedene Stücke vorkommen, so sind sie doch zu den ersten und einfachen Bildern der Phantasie zu zählen, weil ein jedes davon von uns in seiner ersten und einfachen Natur betrachtet wird.

Wenn nun die Phantasie mit dergleichen Bildern wohl versehen ist, und der Scribent es in Ausdruck derselben mittelst fleißiger Übung zu einer gewissen Fertigkeit gebracht hat, so muß seine nächstfolgende Bemühung darauf gerichtet seyn, daß er diese Sinnen-Bilder, als welche unter sich an Art überaus verschieden sind, gegen einander halte, vergleiche, und was übereinstimmendes zwischen einem und dem andern sich befindet, genau herauslese. Wenn die zusammenstimmenden mit einander verbunden werden, so entstehen in der
Logik

Logik der Phantasie die Gleichniß-Bilder, wie in der Vernunft-Lehre aus der Verknüpfung der Begriffe, die sich gedenken lassen, die Sätze hervortwachsen.

Wollte man diese Gedanken weiter treiben, so könnte man die Antitheses oder Gegen-Sätze der Wohlredenheit mit den verneinenden Sätzen der Vernunft-Lehre in Parallele stellen, gleich wie die Gleichnisse den Platz der bekräftigenden Sätze einnehmen. Allein dieses ist genug, mein gegenwärtiges Vorhaben einzuführen, das sich nicht weiter erstreckt, als auf eine sorgfältige Untersuchung der Gleichnisse, wo ich bedacht seyn werde, die Natur und den Gebrauch derselben aus ihren ersten Gründen herzuleiten.

Die Aehnlichkeiten und Verwandtschaften der Dinge, samt ihrem besondern Verhältniß gegen einander, werden vermittelt eines Vermögens des Verstandes wahrgenommen. Dasselbe wird der Witz oder Geist, Lateinisch Ingenium, und Französisch Esprit genannt. Demnach sind die Gleichniß-Bilder die erste Würkung des Wises oder Geistes. Jedoch entsteht diese Würkung nicht von dem Verstande ganz alleine; die Phantasie vereinigt sich mit ihm in der Hervorbringung desselben. Sie stellet dem Verstande gerade zu und ohne Mittel eine Menge Bildnisse und Gemählde vor; er schauet sie mit einer sorgfältigen Aufmerksamkeit an,

und erwehlet unter einem ganzen Haufen diejenigen, welche mit der Sache, wozu er ein ähnliches Bild vonnöthen hat, am nächsten übereintreffen. Es dünkt öfters dem Verstande, er durchlaufe mit den Gedanken die Welt von einem Ende zum andern, wie wohl er nicht von Hause kommt, sondern sich nur in dem Bilder-Saale umsiehet, welchen die Phantasie zu seinem Gebrauche eröffnet hat.

Diese Gleichniß-Bilder haben alle Wahrscheinlichkeit, so man verlangen kan, sie sind viel aufrichtiger als alle andere symbolische Figuren, massen sie den Grund, worauf die Aehnlichkeit und Verwandtschaft der Dinge beruhet, sorgfältig anzeigen. Nichtsdestoweniger giebt es gewisse strenge und einigermaßen trockene Köpfe, welche an dergleichen ähnlichen Bildern keinen Geschmack finden, sondern davor halten, die Gleichnisse seyen niemahls bequem einen Gedanken zu erleuchten, oder in einen hellern Tag zu setzen, weil sie allezeit sehr unvollkommen seyn, zumahl in der ganzen Natur nicht zwey einander vollkommen ähnliche Dinge anzutreffen seyn, und auch in den ähnlichsten sich nicht wenige Stücke von einander unterscheiden lassen. Und hieraus schliessen sie auch, daß man weit besser thue, wenn man sich befließiget, die Sache, wovon man redet, wohl abzuschildern, als seine Zuflucht zu unvollkommenen Gleichnissen zu nehmen, welche

welche die Sachen nur verstellen und vermischen. Alleine wenn man diese Meinung genau und mit Bedacht untersucht, so zeigt sich eines Theils, daß sie auf schwachen Gründen beruhet, und andern Theils, daß die philosophischen Köpfe, welchen sie gefällt, hierinnsfalls, wie in andern Stücken, mehr auf die Vollkommenheit, als auf die Möglichkeit und die Kraft der menschlichen Wohlredenheit gesehen haben. Denn ob es gleich Grund hat, daß in der Natur nicht zwey Dinge anzutreffen sind, die einander vollkommen ähnlich seyn, und welche nicht in etlichen absonderlichen Stücken etwas unterschiedenes und eigenes haben, so hindert dieses doch nicht, daß zwischen zweyen Dingen nicht in einem, zweyen, oder mehr besondern Stücken und Umständen eine vollkommene Aehnlichkeit herrschen sollte; in so weit, daß der Begriff von einem dienen könne, den Begriff des andern deutlich und mit Nachdruck abzubilden; inmassen eben nicht erfordert wird, daß die Dinge, die in Vergleich kommen, in allen oder den meisten besondern Stücken mit einander übereinstimmen. Daneben gehöret auch mehr Wiß dazu, einige Aehnlichkeit zwischen ganz verschiedenen und dem Schein nach überall ungleichen Dingen zu entdecken, welches auch der Phantasie mehr Vergnügen bringet. Alleine gesetzt, daß das Aehnliche in den Vergleichungen

gen

gen nicht allezeit so genau , vollkommen und eintreffend wäre, gesetzt, daß ein philosophischer Geist zuweilen einige Ungleichheit wenigstens in den Graden der ähnlichen Würkung oder Leidenschaft wahrnehmen könnte, so sind dennoch die Gleichnisse darum nicht zu verwerfen, weil eine ziemliche Verwandtschaft ohne dergleichen genaue Uebereinstimmung schon zulänglich seyn kan, unsere undeutlichen und ungewissen Begriffe klar zu machen, wie denn die Wohltredenheit und Poesie daran nicht genug haben, daß sie die Dinge bloß in ihrem eigentlichen und natürlichen Masse vorstellen, sondern aus Furcht, daß sie sich nicht deutlich und kräftig genug ausdrücken, und daß sie also in die prosaische Mattigkeit verfallen, allezeit beflissen sind, dem wahren Masse des Begriffes einen Zusatz von Licht und Nachdruck zuzulegen; sie überlassen die wahren Begriffe in ihrer nackenden Gestalt den Weltweisen, und lassen sich an den wahrscheinlichen begnügen. Derowegen haben auch wohlerlesene und wahrscheinliche Gleichnisse in allen Gattungen oratorischer und poetischer Schriften Platz, und bringen der Rede allemahl viel Licht, Glanz und Zierde. Was endlich den vermeinten Vorzug lebhafter Beschreibungen und Schilderungen anbelanget, so will ich zwar denselben nicht streitig machen, nur will ich dieses dabey erinnern, daß eine Menge Begriffe sich unmöglich anders als durch

durch ähnliche Bilder und Gleichnisse erklären und ausdrücken läßt, und dieses macht sie in einer Schilderung der Dinge, die vollkommen seyn soll, lediglich nothwendig.

In dem Verfolge, wo ich die unterschiedenen Absichten, in welchen die Gleichnisse mit Nutzen und Vortheil können angebracht werden, untersuche, wird dieses aus so viel absonderlichen Exempeln erhellen, daß niemand daran wird zweifeln können. Denn ich werde beflissen seyn, diese Materie mit auserlesenen Beyspielen auf das sorgfältigste zu erklären, und meinem Werke dadurch die besondere Nutzbarkeit zuwege zu bringen, welche man in dergleichen Arbeit ohne eine gründliche und ausführliche Abhandlung nicht erwarten muß.

Gleich die erste Absicht der Gleichnisse, von der ich in diesem ersten Abschnitte zu handeln habe, bestehet darinnen, daß sie einen Gedanken in ein volles Licht setzen, damit der Leser von demjenigen was man vorstellig machet, einen deutlichern und lebhaftern Eindruck bekomme, so fern ist es, daß ein Redner oder Poet derselben entbehren könne. Es giebt eine Menge Dinge, von welchen niemand andere als dunckele Begriffe haben kan, und welche sich nicht beschreiben lassen, weil keine Merckmahle in denselben vorhanden sind, die man von einander unterscheiden könne. Da ist kein anderer Weg, diese
dun-

dunkle Begriffe andern bezubringen, als daß man ihnen die Sachen selbst in ihrer Natur, oder wenigst in einem ähnlichen Bilde, vor Augen leget. Von dieser Beschaffenheit sind z. E. alle Begriffe, welche mittelst der äußerlichen Sinne erlangt werden, als: die Begriffe von den Farben, von der Bewegung, von den verschiedenen Arten des Thons, des Geruches, des Geschmacks, des Gefühls. Was erstlich die Farben anbelangt, so sind die Begriffe davon ganz undeutlich, es läßt sich mit Worten nicht erklären, worinnen die rothe Farbe von der weissen, der gelben, der schwarzen oder einer andern unterschieden sey. Will ich einem andern einen vernehmlichen Begriff davon beubringen, so muß ich entweder ihm die Sache selbst vor Augen legen, oder ihm eben dieselbe Farbe in einem ähnlichen und ihm nicht unbekannten Bilde setzen lassen; wie es denn nicht wohl möglich ist, einem Blinden gebohren einen Begriff von den Farben bezubringen, daher man von einem der ohne deutliche Begriffe von einer Sache urtheilet, im Sprichwort sagt: Er rede eben so gründlich davon, als der Blinde von den Farben. Will man den bunt-gefärbten Schmuck der Blumen deutlich und lebhaft beschreiben, so kann nicht anders geschehen, als unter dem Bilde eines Natur-Gefichtes, das nicht alleine überall bekannt, sondern auch reich an Farben

Farben ist. Also finden wir in unsern Poeten die Tulpe beschrieben:

Für meinen Kulmen geht das schönste Gold zurücke,
Kein Purpur ist so hoch, den ich nicht unterdrücke;
So oft geändert und geströmet ist kein Teich,
Das heitre Himmel-Blau und frische Winter-Grün
Muß in der Blätter Tracht durch süße Wechsel ziehn.

Die Viol:

Sie ließ im Grünen sehn ihr Wolken-blaues Kleid.

Die Blumen des edlen Enzianes:

Der Blumen helles Gold in Stralen umgebogen,
Thürmt sich am Stengel auf, und krönt sein grauGewand.
Der Blätter glattes Weiß mit tiefem Grün durchzogen
Stralt von dem bunten Bliß von feuchtem Diamant.

Die Aepfel:

Der Aepfel reifes Gold durchstriemt mit Purpur-Zügen.

Die zween berühmtesten Poeten Deutschlands, Herr Brockes und Herr König, von welchen jener in Beschreibung und Abschilderung der Werke der Natur, und dieser in lebhafter Abbildung der Pracht und des Pompes eines königlichen Hofes, vortrefflich ist, können uns von dieser Art Gleichnisse mehr Exempel lehren, als wir nöthig haben. Sie haben sich zu öftern mahlen genöthigt gesehen, ihre Zuflucht zu ähnlichen Bildern zu nehmen, damit sie ihre Beschreibungen vernehmlich, deutlich und lebhaft machten. Lasset uns des erstern

Jrdi.

18 Von den Erscheinungen
Erdisches Vergnügen in Gott aufschlagen;
da fällt uns gleich beim Eröffnen die Be-
schreibung der Erd-Beer in die Augen, wo
es auf der siebenden Zeile heißt:

Der niedern Erd-Beer weisse Blüthe,
Die wie ein Schnee auf dichten Blättern lag.

Vergleichen ähnliche Optische Phänomene
machen die Begriffe eben so deutlich, als
wann sie uns mit den lebhaftesten Farben
vor Augen gemahlet würden. Und wann
dieser Poet ein wenig weiterhin die ange-
nehme Farbe der Erd-Beer beschreiben will,
so sagt er:

Der reiffen Erd-Beer holdes Roth
Vergleichet sich dem Schmuck, womit die Wangen
Der Rosen-reichen Jugend prangen.

Ich sehe den Fall, daß ihr niemahls keine
Erd-Beere gesehen habet, dennoch wird
dieses Gleichniß-Bild von einem so ange-
nehmen und bekannten Phänomenon vor sich
alleine genugsam seyn, euch von ihrer Farbe
einen so lebhaften Begriff zu erwecken, als
kein Mahler vermögen wird, mittelst seines
Pinselfs hervorzubringen. So heißt es an
einem andern Ort:

- - - - - Der Aepfel holde Blüth
Die recht wie Blut und Milch in weisser Röthe glüht,
Von Schimmer, Glanz und Schönheit reich,
Sieht Rosen-Knospen gleich.

Des

Desgleichen lesen wir bey ihm:

Es schimmern hier in dunkeln Gründen
Wenn sie der Sonnen Licht bestrahlt,
Der schlandten Birken weisse Rinden,
Als wären sie mit Silber übermahlt.

Wer mehrere Exempel von dieser Art verlangt, der kan sie fast auf allen Blättern des belobten Buches finden. Die wenigen, so ich angeführt, habe ich ohne langes suchen so hergesehet, wie sie mir bey dem ersten Aufschlagen ins Gesicht gefallen sind.

Der andere von diesen berühmten Poeten Deutschlands, der Chur-Sächsische Hof- und Ceremonien-Rath, Joh. Ulrich König, hat in dem ersten Gesang seines Helden-Gedichtes, August im Lager, wo er den Ordnungs-Zug der Pferde bey der Einholung des Königs von Preussen vielmehr mit lebendigen Farben abschildert, als erzehlet, zu diesem Ende sehr geschickte Vergleichen eingestreuet. Am fünfzigsten Blat stehen folgende:

Sechs Schecken folgen jetzt mit Braun so schön gefleckt,
Als wann sich hier und dar die See mit Inseln decket.
Hier sieht man sechs Licht- und sechs Kästen-braun,
Die unter sich so gleich als Zwilling' anzuschau'n.
Hirsch-fahle kommen jetzt, und nun sechs große Rappen,
Der Boden selbst erbebt durch ihr hochmüthigs Trappen.
Die nunmehr folgende sind schland und goldgelb hell;
Blau-augigt andere, von Farben Isabell;
Sechs Mause-Galben dort, u. hier sechs Aepfel-Schimmel.

B

Hier

Hier hat man sich erstlich zu erinnern, daß die vermischten Farben keine eigenen Namen haben. Sie müssen dieselben jedesmahl von einem Dinge, das einerley Farbe mit ihnen hat, entlehnen. Also nennt hier der Poet die Pferde Kästen, braun, Hirsch-fahl, Mause-falb, Kappen, 2c. Wenn euch nun die Farbe der Kästen, der Hirsche, der Mäuse, der Kappen, bekannt ist, so könnet ihr euch in der Einbildung die Farben der verschiedenen Pferde ganz deutlich vorstellen. Eben so deutlich und lebhaft ist die Beschreibung der sechs mit Braun gefleckten Schrecken, in den zwei ersten Zeilen; Das Optische Phänomenon von der Durchsicht auf eine Spiegel-helle See, die hier und dar mit Inseln besäet ist, welche in der Entfernung nicht anderst als braune Flecken anzusehen sind, ist recht geschickt gewehlet, den Absatz der braunen Flecken auf dem weissen Grunde, und das Maß die Grösse nebst der wenigen Anzahl dieser kleinen Flecken überaus deutlich und lebhaft in die Einbildung der Leser zu mahlen. Homerus hat den Ulysses in dem fünften B. der Odyssea in einen Gesichts-Punct gesetzt, da ihm die Insel Pheacien in einer gleichmässigen Optischen Lage vor das Gesicht gekommen. Er sagt, Ulysses habe jeko siebenzehn Tage auf dem Meer geschiffet, als ihm den achtzehnten

zehnten die schattigten Berge der Insel
Pheacien erschienen, diese Insel habe mit-
ten in der düstern und nebligten See einem
Schilde gleich erschienen. Gleich geschickt
und glücklich ist die Wahl des ähnlichen
Bildes, womit der Herr König ein ge-
tygert buntes Pferd, das auf einem weis-
sen Grunde mit kleinen schwarzen Tüpfgen
gleichsam besprenget ist, auf das lebhafteste
ausbildet:

Von Farben mancher Art war es getygert bunt,
Doch meistens schwarz-gefleckt auf einem weissen Grund,
Wie unser Frauen = Gold, das sich zu schmücken pfleget,
Mit schwarzen Pflästergen die weisse Haut beleet.

Die Schminck = Pflästergen lassen euch die
Farbe und Kleinigkeit der Flecken deutlich
begreifen; die Worte in der dritten Zeile,
das sich zu schmücken pflegt, sind keines-
wegs müßig oder überflüssig, sie lassen euch
das Ergehen, womit die würckliche Ansicht
und Betrachtung dieses Pferdes seinen Zu-
seher rührete, gleichsam mit empfinden;
denn sie geben euch zu verstehen, daß der
Schmuck, womit die Natur dieses Pferd
auf eine so besondere Weise ausgerüstet hat,
voller Annehmlichkeit sey.

Gleichermassen ist die verschiedene Art
der Bewegungen der Körper ein Gegen-
stand des Gesichtes, welcher ohne die Bey-
hülffe der Gleichnisse nicht deutlich und leb-
haft

haft genug kan ausgedrückt werden. Der Hr. Hofrath sagt in demselben Gedichte von einem Pferde*:

Ein anders sieht man dort tactmäſſig herſpazieren,
Es ſenkt ſich nach der Kunſt, es hüpfet auf allen Vieren,
Und wechſelt, hebt und ſetzt die Schenkel auf dem Land.

So weit gehet die Beſchreibung, die mit bloſſen Worten nicht deutlicher kan ausgedrückt werden. Aber der Poet hat daran nicht genug, ſondern füget alſobald ein ähnliches Bild hinzu, womit er ein Licht auf die Beſchreibung ſtreuet, und was er zuerſt nur erzehlet hatte, jezo gleichſam vor Augen mahlet:

Als wie ein Paucker führt die Schlegel in der Hand.

Ihr leſet es nicht, ihr ſehet die Sache ſelbſt, und ihr würdet ſie in der Natur nicht beſſer ſehen, als ihr ſie in dem Bilde ſehet. Quintilianus ſagt daher ſehr wohl**:
Magna Virtus eſt, res, de quibus loquimur, clare atque ut cerni videantur, enuntiare. Non ſatis efficit, neque ut debet, plene dominatur Oratio, ſi uſque ad aures volet, atque ea ſibi, iudex, de quibus cognoſcit, narrari credit, non exprimi & oculis mentis oſtendi.

Home.

* Bl. 38. ** Im achten Buch und dritten Cap.

Homerus hat die Kunst mit ähnlichen und wohl auserlesenen Gleichniß-Bildern lebhaft zu schildern, vortrefflich innen gehabt, und die Exempel, die ich aus den Schriften dieses grossen Poeten anführen werde, werden zur Genüge zeigen, daß der sonst scharfsinnige Französische Kunst-Richter und Poet La Motte in der critischen Vorrede zu seiner neuen Ilias sich betrogen habe, wenn er behauptet: „Man wird im Ho-
 „ merus schwerlich solche Gleichnisse antref-
 „ fen, welche einen lebhaftern und deutli-
 „ chern Begriff und Eindruck machen, als
 „ die bloße Beschreibung und Erzählung
 „ thut.“ Wenn der griechische Poet im neunten B. der Odyssea die Weise be-
 schreibt, wie Ulysses und seine Soldaten dem Cyclopen das Auge ausgestochen ha-
 ben, bedienet er sich folgenden Gleichnisses:
 „ Wie wann ein Zimmermann eine Plancke
 „ zu einem Schiffe zu durchbohren, den
 „ Bohrer auf das Holz ansetzet, und sei-
 „ ne Leute denselben unten an einem Rie-
 „ men in die Künde herumdrehen, daß er
 „ ohne Weichen in einem fort umläuffet.“
 Dieses Gleichniß war nothwendig, die küh-
 ne Handlung des Ulysses deutlich und em-
 pfindlich vor Augen zu stellen; und es die-
 nete zu diesem Ende vortrefflich. Der Poet
 hatte nicht genug daran, daß er uns v. 382.
 bloß erzehlete, was Ulysses gethan; „Die-

„selben nahmen die zugespitzte Stange von
 „Olivens Holz, und trieben sie in das Auge
 „hinein, ich stehend oben, und befahl ihnen
 „die Stange weidlich herumzudrehen. „Ho-
 merus sah wohl, daß diese Worte einen sehr
 dunkeln, schwachen und ungewissen Eindruck
 in das Gemüthe des Lesers machen würden,
 darum hat er ferner diese Handlung durch ei-
 ne lebhaftere Nachahmung mittelst eines ähnli-
 chen und bekannten Bildes, wovon jeder-
 mann einen deutlichen Begriff hat, nach dem
 Leben vor Augen gebildet. Ich bin versichert,
 wenn der Poet gleich in einer ausführlichen
 Beschreibung dieser Handlung die ganze
 Kraft seiner Wohlredenheit angewendet hät-
 te, so würde er dennoch in dem Gemüthe
 des Lesers bey weitem nicht die Deutlichkeit
 und Lebhaftigkeit, so von diesem Gleichnisse
 herrühret, zuwege gebracht haben.

Eben so geschickt bildet dieser Poet im
 zwey und zwanzigsten Buche der Odyssea *
 die erschlagenen Freyer der Gemahlin Ulysses
 vor Augen: „Er sah sie sämptlich im Blut
 „und im Staube auf dem Boden gestreckt
 „liegen, und nach Athem schnappen, wie die
 „Fische, welche die Fischer mit dem Netze
 „aus dem weißbeschäumten Meere an das
 „hole Ufer heraus gezogen haben; dieselben
 „sehnen sich vergeblich nach den Wellen des
 „Meeres, indem sie auf dem Sande zer-
 „streuet

* Vers 384.

„ streuet liegen, und die brennende Sonne
 „ sie ersteket.“ Das Bild von einer Men-
 ge Fische, die an dem sandigten Gestade lie-
 gen, und durch die geschwinde Oeffnung und
 Schließung der Trancheum Luft schöpfen,
 stellt euch die Gestalt der erlegten Freyer leb-
 haft vor Augen, dieselben lagen im Blut und
 Staube, halb entseelt, und zeigten durch
 einige Bewegung der Lippen an, daß sie noch
 schwerlich athmeten, und gleich den Geist
 ausblasen würden. Und die Worte: „Die-
 „ selben sehnen sich nach den Wellen des
 „ Meeres;“ geben euch zu erkennen, daß
 der unvermuthete Angriff des Ulysses, der so
 grimmig unter sie gefallen war, ihnen so viel
 schmerzlicher und empfindlicher ankam, weil
 sie eine lange Zeit daher sich in Wollüsten
 gleichsam gebadet, und in einem üppigen Le-
 ben als ihrem rechten Elemente erst kürzlich
 noch ruhig und sorglos herumgeschwommen
 waren. Und es ist dieses Gleichniß noch in
 einer andern Absicht überaus geschickt erwählt
 worden, indem es euch daneben auch den Ge-
 müths-Affect, in welchen Ulysses durch die-
 sen Anblick gesetzt worden, deutlich offenbah-
 ret. Gleichwie sich nemlich ein Fischer über
 einen reichen Fang erfreuet, also brachte auch
 diese Ansicht dem Ulysses Lust und Vergnü-
 gen; denn er sah den Friesel gestraft, sich
 selbst wegen der empfangenen Unbill an ihnen
 gerochen, und seinen Wunsch erfüllet. Ins-
 beson-

besondere können wir an diesem Ort anmerken, daß der Poet dem Mahler eben in diesem Stücke weit überlegen ist, weil der erste, mittelst seiner Kunst, seinen poetischen Gemälden Bewegung und Leben zulegen, ja gar die verborgensten Gedanken des Herzens sichtbar und empfindlich vorstellen kan; denn der Mahler ist nicht im Stande, mittelst Zeichnung, Farbe und Pinsel, dergleichen zu thun.

Wenn wir jetzt ferner die verschiedenen Töne betrachten, so kan die Beschreibung derselben unmöglich anders, als durch die Hilfe der Gleichnisse geschehen, weil wir selbst davon nur undeutliche Begriffe haben. Daher haben auch die reichsten Sprachen nur wenig Wörter, womit sie einige allgemeine Eigenschaften des Tones bezeichnen können. Und selbst diese sind nur figürlich, und von den Eigenschaften anderer sinnlichen Gegenstände entlehnet; daher auch ziemlich dunkel und ungewiß. Man sagt zum Exempel: Ein sanfter, klarer, grober, heller, scharffer, reiner Ton; und so fort. Also sind die Sprachen viel zu arm und mangelhaft, die unzählig verschiedenen Veränderungen des Tones durch absonderliche Wörter auszudrücken. Man sehe die verschiedenen Stücke nach, in welchen der Herr Rathsherr Brockes sich unterwunden hat, das Melodie-reiche Gesang der Nachtigali zu beschreiben. Er hat dieses
in

In der That mit dem äussersten Bestreben des Geistes bewerkstelliget, und gewiß so künstlich, als die menschliche Wohlredenheit zu thun fähig ist. Nichtsdestoweniger muß man gestehen, daß die Begriffe, welche diese Beschreibungen in dem Gemüthe erwecken, noch ganz finster und voller Verwirrung seyn; zugleich aber kan man auch nicht leugnen, daß diejenigen Merckmahle, welche darinnen durch ähnliche Bilder ausgedrückt werden, unter allen die deutlichsten und vernehmlichsten sind. Man beliebe folgende Stellen in seinem Irdischen Vergnügen in Gott zu betrachten. Im ersten Theile Bl. 58.

Die kleine Gurgel lockt und zischt und pfeift zugleich,
Daß sie, wie Quellen rauscht, wie tausend Glocken klinget.
Sie zwitschert, stimt und schlägt mit solcher Unmuth an,
Mit solchem nach der Kunst geträuseltm Geschwirre,
Daß man darob erstaunt und nicht begreifen kan,
Ob sie nicht seuffzend lach', ob sie nicht lachend girre.

Und bald hernach:

Sie dreht und dehnt den Thon, zerreißt, und fügt ihn
wieder,
Singt sanft, singt ungestüm, bald klar, bald grob, bald hell.
Kein Pfeil verfliegt so rasch, kein Blis verstreicht so schnell,
Die Winde können nicht so streng in Stürmen wehen,
Als ihre schmeichelnde, verwunderliche Lieder,
Mit wirbelndem Geräusch, sich ändern, sich verdrehen, &c.

Und in dem folgenden Gedicht gleichen Inhalts, Bl. 60.

B 5

Bald

Bald ist's , als ob sie jemand rief;
 Bald kräufelt sie den reinen Schall;
 Bald senckt sie ihn in holer Tiefe,
 Durch einen angenehmen Fall.
 Es läßt , als wären im Geäder
 Von ihrem eingeschrenkten Schlund,
 Vom Wirbel-Wind getriebne Räder.
 So scharf, so reinlich , und so rund
 Formirt ihr enger Hals die Thöne. u.
 Bald zieht , bald dreht , bald schärft sie sie.
 Kein Fechter schwingt so rasch den Degen;
 Die Wellen wallen nicht so kraus;
 Kein Pfeil kan sich so schnell bewegen,
 Als sie die Noten bringt heraus.

Es ist nichts gewohnTERS , als daß man
 auch in der gemeinen Rede von der Stimme
 eines Menschen sagt, sie thöne wie eine kleine
 Glocke. Bey den Englischen Poeten ist der
 Ausdruck von dem Silber-Thone der Trom-
 pete sehr gebräuchlich. Auf gleiche Weise
 hat Hr. König gesagt: Der Bleche Silber-
 Klang. Die Poeten sind gewohnt den Schall
 der Stücke unter dem Bilde des Donner-
 Knalles vorzustellen:

Der Stücke Donner-Schlag.

Flemming.

. So bald nur von dem Wall

Uns deinen Einzug meldt der Stücke Donner-Knall.

König.

Und Opitz hat kein geschickteres Bild erfinden
 können , das Krachen des Berges Vesuvius
 vorzustellen.

Bald

. Bald kommt ein solches Krachen,
Als wann der Jupiter mit Donner in die Sachen
Der schnöden Menschen schlägt.

Dieses Bildniß ist um so viel künstlicher, weil es zugleich auf die moralische Ursache des entbrandten Berges deutet, in so fern dieses verwüstende Feuer als ein Gericht Gottes angesehen wird.

Wenn Virgil im andern Buch der Eneis * das gräßliche Geschrey des Laocoons ausdrücken will, so fängt er zwar also an :

Clamores simul horrendos ad sydera tollit.

Alleine weil dieser Vers nur einen ungewissen und dunkeln Begriff geben würde, so setzt er das Gleichniß hinzu :

*Quales mugitus fugit cum faucibus aram
Taurus & incertam excussit cervice securim.*

Dieses Gleichniß ist desto glücklicher, weil es nicht nur den Begriff von dem ängstlichen Geschrey des Laocoon ausheutert, sondern auch die Größe der Gefahr, worinnen er schwebet, vorstellig machet.

Homer ist an dieser Gattung Gleichnisse auch nicht arm. Im ein und zwanzigsten B. der Odyssea ** heißt es : „ Das Schloß von
der

* Vers 222.

** Vers 48.

„ der Pforte sprang auf, mit einem Ge-
 „ brülle, wie ein Etier erhebet, der auf
 „ einer Auen weidet. „ Und in demselben
 Buche * : „ Ulysses besichtigte den Bogen,
 „ wie ein kunstreicher Lautenschläger die Saiten
 „ auf einem neuen Bretze ohne Mühe
 „ aufzichet, und die wohlgemachten Nägel
 „ an dem Register fertig umtreibet, also
 „ spannete Ulysses den grossen Bogen sehr
 „ behende. „ Und gleich darnach : „ Er zog
 „ die Sehne mit der rechten Hand an die
 „ Brust, sie schwirrete ihm unter der Hand,
 „ wie die Stimme der Schwalbe. „ Und
 im neunten B. ** wo er schon angeführter
 massen beschreibet, wie Ulysses und seine
 Gefehrten dem Cyclopen mit einer glühenden
 Stange von einem Oliv-Baume das
 Auge durchbohret haben, füget er hinzu :
 „ Wie eine grosse Schaufel oder Säge
 „ zischt und brauset, wann der Schmied sie
 „ in kaltes Wasser tauchet, dieselbe zu
 „ stählen, denn darinne bestehet das Leben
 „ von dem Eisen, also zischete und braufete
 „ das Auge des Cyclopen, als es von der
 „ Oliv-Stange berühret ward. „ Diese
 Gleichnisse zeigen, was für ein geschickter
 Mahler Homerus gewesen sey, und wie er
 seine grosse Wissenschaft so vortrefflich an-
 zuwenden gewußt habe. Zu diesen Exem-
 peln

* Vers 406.

** Vers 384.

peln will ich noch eines aus dem Gedicht auf das Lager bey Kadewis hinzufügen. Der Herr Hof-Rath König hat sich dessen bedienet, den kleinen Umstand sehr lebhaft auszudrücken, wenn einem wiehernden Hengste die andern Pferde gleichsam antworten. *

Denn wie ein lecker Hahn, der nun, nach Mitternacht,
Die ganze Nachbarschaft durch Ruffen munter macht,
Bey andern seiner Art auch gleichen Thon erregt,
Wenn jeder Haug-Hahn ihm frisch nachzuträben pfleget;
So fieng der erste Hengst kaum noch zu wiehern an,
Als es die folgenden ihm auch gleich nachgethan.
Die ihre Mutbigkeit durch solch Geschrey bewährten,
Und als ein Widerhall des ersten Schall vermehrten.

Eine gleiche Bewandniß hats mit den Gegenständen der übrigen Sinne. Man pflegt in der gemeinen Rede die Arten des Geschmacks also zu unterscheiden, daß man sagt: Etwas schmecke wie Honig, wie Vermuth, wie Coloquinten, und so fort. Von den Dingen, welche man fühlet, sagt man ebenfalls: Dieses ist so zart als Sammet, so rauch als ein Igel; die Atlas-weiche Hand, und dergleichen. In einer bekannten Stelle der Besserischen Schooß der Geliebten steht: Du fühltest zwar nur Sammt und lauter weiche Seide;

Was insbesondere die verschiedenen Arten von Geruch anbelanget, so wird uns die Beschreibung derselben überaus schwer gemacht,
weil

* Bl. 50.

weil es uns an eigentlichen Worten, dieselben zu bezeichnen, fehlt. Daß etwas wohl oder übel rieche, ist alles was wir sagen können. Wollen wir denn überhaupt einen angenehmen Geruch andeuten, so sind wir genöthiget die Vergleichen mit Balsam, Zibeth, und andern bekannten wohlriechenden Dingen zu Hülffe zu nehmen. Und wann wir uns deutlicher ausdrücken, und den vermischten Geruch eines Dinges absonderlich anzeigen wollen, so fällt uns solches schier unmöglich, massen unsere Sprache uns nicht ein einiges Wort für einen Geruch, der aus etlichen Arten Geruches zusammengemengt ist, hervor geben kan. Der Hr. K. Brockes hat in seinem J. V. in G. Bl. 16. 1. Th. einen Versuch gethan, den Geruch der Viole zu beschreiben:

- - - - - Mich deucht,
Beschreibet man gleich den Geruch nicht leicht,
Wenn ich vor Lust die Augen schliesse,
Und mit Aufmerksamkeit des süßen Dufte genieße,
Es sey darinn der Duft und Kraft vereint zu finden,
Von Honig, Mandel-Milch, Most, Pfirsichern, Zimmet-
rinden,
Und daß mit holder Süßigkeit
Ein wenig säurliches und bitteres sich verbinden
In solchem Grad, der Herz und Hirn erfreut.

Ich nehme in diesen Zeilen ein Bestreben
Des Poeten wahr, das alles Lobes werth ist;
Doch halte ich mich verbunden anzumercken,
daß

daß diese Ausdrücke an sich selbst müßig sind, und mir nichts weiter zeigen, als daß es unmöglich war, den Begriff, den der Autor in Gedanken hatte, deutlich vorzutragen.

Es giebt im übrigen eine Gattung dunkler Begriffe, die sich dadurch deutlich vorstellen lassen, wann man ihr Verhältniß gegen einer andern Sache, welche gleichsam der Maßstab davon ist, erzehlet. Solches sind diejenigen Begriffe, welche eine nothwendige Absicht oder Beziehung auf ein anderes Ding haben, und eine Vergleichung mit demselben in sich fassen; nemlich die Idez relativæ oder Relationes. Hieher gehören alle die Sachen, bey welchen eine Grösse oder Vielheit, es sey in der Ausdehnung oder Zahl, oder Bewegung, oder Gewicht, oder Zeit, &c. wahrgenommen wird. Dieselben haben keine wesentliche, sondern nur eine zufällige Wahrheit, welche sie durch den Vergleich mit andern Dingen erhalten. Ich habe oben aus dem ein und zwanzigsten Buche der Odyssea eine Stelle angeführt, worinnen der Poet Ulysses Stärke deutlich beschreibt, wenn er gedencket, daß er den Bogen eben so hurtig und gemächlich gespannt habe, als ein Lautenschläger die Saiten auf seinem Instrument aufziehet. Wann ich nun sage, Ulysses war stark von Armen, so hat dieser Satz, der ihm die Eigenschaft der Stärke zuleget, keine andere als eine Verhältniß-Wahrheit, in

in so fern man nehmlich seine Stärke mit der Stärke der Buhler vergleicht, welche vergeblich versucht haben den Bogen des Ulysses zu spannen. Was denselben unmöglich war, das war dem Ulysses ein leichter Eherk. Wann also Antinous im ein und neunkigsten Verse sagt: „Er glaube nicht, „daß sich leicht einer finden werde, der den „Bogen werde spannen können; „so redet er solches allein in Absicht auf seine Nebenbuhler; da er sich selbst mittlerweile mit der stolzen Hoffnung schmeichelt, daß er alleine im Stand sey den Bogen zu spannen, das Herk in der Brust trugs ihm zu, daß er die Sehne werde spannen können, sagt der Poet, derowegen thut Antinous zu seinem Urtheil hinzu: „Denn es ist kein Mann „unter diesen allen, wie Ulysses war.“

Mit diesen Begriffen gehet es an, daß wir sie durch Gleichnisse, welche die Grade und Stasel ihres Masses eigentlich determiniren, deutlich vorstellen können. Wenn ich z. E. nicht die Art, sondern die Schnelligkeit der Bewegung beschreiben will, so kan solches nicht anders, als durch eine Vergleichung mit andern Dingen, denen eine Bewegung zukommt, geschehen; wenn diese andere Bewegung das Maß zu derjenigen, die ich beschreiben soll, abgiebt. Wenn ich sage: Dieses Schiff läuft sehr schnelle; so giebt dieses nur einen dunkeln Begriff von dem

dem

dem Maße seiner Geschwindigkeit. Aber durch ein Gleichniß kan er genau determinirt werden. Ein solches hat Opiz in dem Lob des Krieges, Gottes angebracht:

Wir steigen in das Schiff, in einen hohlen Balcken,
Der fleucht mit uns davon, wie wann wir sehn den Falken
So flüchtig als der Wind aus eines Berges Kluft
Auf eine Danbe zu sich schwingen durch die Luft.

Und Virgil machet uns durch dieses Mittel einen klaren Begriff von der Schnelligkeit eines Pferdes:

- - - Quales equos Threissa fatigat
Harpalyce, volucrumque fuga prævertitur Hebrum.
* * *

So wie Harpalyce, gerüstet zu dem Streit,
Die Pferde müde jagt, und selbst des Hebers Wogen
Mit rennen überholt.

Postel sagt auf gleiche Weise im vierten B.
des Wittelinds.

- - - - - Es konnte gleich dem Wunde
Und gleich den Pfeilen gehn, es übertraf die Flucht
Der schnellen Taube, die des Habichts Klauen sucht
Ihr Leben zu entziehen.

Und etwas weiterhin:

- - - - - Sein Roß lief auf der Spuhr
Den schnellsten Hirschen vor. - - -

Und B. 509.

- - - - - Es biegete hier kaum
Der Pferde leichter Tritt das Gras auf diesem Raum.
G E

Es war die Flucht so schnell von den gehornen Füßen,
 Daß kein Zuschauer recht die Farbe konnte wissen
 Der Vogel-schnellen Pferd. Es schwebt bey Sonner-Zeit,
 Wenn fruchtbar Regen-Staub das dürre Feld erfreut,
 Die fluge Schwalbe nicht so schnell das Flach der Auen
 Mit Schwißern überhin, als hier mit Lust zu schauen
 An diesem Rennen war.

Die ersten vier Zeilen hier beziehen sich auf das Auge und den Anblick. Aber das Gleichniß von der Schwalbe gehöret zu meinem gegenwärtigen Zweck, und ist von der Art derjenigen, die ein Maß in sich enthalten. Die folgenden in dem Gedichte auf das Lager bey Mühlberg sind von derselben Art:

Rehender kan kein Falck, auch nicht so plötzlich steigen,
 Wenn er dem Rehher eilt heißhungrig vorzubeugen,
 Kein Windspiel jagt und streicht so hitzig auf der Spuhr,
 So schnell spornet nicht die Furcht den Hasen durch die
 Fluhr,

Geschwinder fliehet nicht die scheue Furtel-Taube
 Wenn ihr der Habicht folgt nebst der Begier zum Raube,
 So eilig schießt auch nicht im Eyß-Meer auf den Grund
 Ein Wallfisch den der Pfeil des Harpunirs verwundet.

Es ist gewiß, daß ein jedes von diesen Gleichnissen an sich selbst schön ist, und nur dadurch, daß sie so dicht auf einander gepflanzt sind, sich selbst im Wege stehen. Sonst sehet ihr wohl, daß in diesem Exempel nicht auf die Aehnlichkeit in der Art der Bewegung gesehen wird, denn wäre
 dieses

dieses, so könnte der schnelle Lauf eines Pferdes nicht mit dem Flug einer Taube, eines Falken, oder einer Schwalbe, und eben so wenig mit dem Untertauchen eines Ballfisches in Vergleich gezogen werden. Man sieht da alleine auf die Schnelligkeit der Bewegung; und in dieser Absicht pflegt man auch wohl in der gemeinen Rede nach einem Optischen Betrug zu sagen:

Der unbeschlagne Huf scheint durch das Feld zu fliegen.

Oder wie Postel:

Ein Vogel = schnelles Pferd.

Wenn man die Art der Bewegung beschreiben will, so muß man das Gleichnißbild ordentlich von einer gleichen Art der Bewegung entlehnen; da kan man den Lauf eines Pferdes nicht durch die Bewegung andenten, welche ein Vogel macht, wenn er fliehet, oder ein Fisch, wenn er schwimmt, weil dieses Bewegungen von einer andern Art sind. Ich habe oben von der Art der Bewegung etliche Exempel angeführt, welchen ich um mehrerer Deutlichkeit willen noch folgendes aus Homers Odyssea beysügen will.

Im fünften B. B. 51. heißt es:
 „Mercurius warf sich von der hohen Lust-
 „Bühne herunter, und schwebete jetzt auf
 „der Fluth, gleich einem See = Vogel,
 „welcher in einem grossen Meer, Busen

„ den Fischen nachstellet, und seine breiten
 „ Flügel in dem salzigten Wasser nehet.
 „ Auf eine ähnliche Weise streiffet Mercurius
 „ an die Wellen.“ Virgil hat dieses
 Bild im vierten B. der Eneis mit einer
 geringen Veränderung nachgemacht:

Hic primum paribus nitens Cyllenius alis
 Constitit: hinc toto præcepse se corpore ad undas
 Misit; avi similis, quæ circum littora, circum
 Piscosos scopulos humilis volat æquora juxta.
 Haud aliter terras inter cælumque volabat,
 Litus arenosum Lybiæ ventosque secabat
 Materno veniens ab avo Cyllenias proles.

Sonst habe bey den angeführten Exempeln
 von Gleichnissen, womit nicht die Art, son-
 dern nur die Geschwindigkeit der Bewe-
 gung abgemessen wird, noch eine Anmer-
 kung zu machen, nemlich daß sich das Ver-
 hältniß der Geschwindigkeit gegen dem Masse
 des ähnlichen Bildes ungleich befinden darf.
 Das Maß der Geschwindigkeit wird zum
 wenigsten voll gemacht, als wenn es oben
 heißt: Es konnte gleich dem Wind ꝛc. Be-
 stehender kan kein Galck ꝛc. Geschwinder flie-
 het nicht ꝛc. Aber mehrmahls wird dasselbe
 noch überstiegen, als: Prævertitur Hebrum;
 Es übertraf die Flucht; Es lief den Hirs-
 schen vor; Die Schwalbe schwebet nicht so
 schnell; Kein Windspiel jagt so hitzig. Nur
 hat man sich wohl vorzusehen, daß man mit
 dem

dem Masse die Wahrscheinlichkeit nicht übersteige, damit die Sachen, indem man sie vergrößern will, nicht ungeheuer werden. Hier gilt was Quintilianus im achten B. und dritten Cap. wohl erinnert hat: Ante omnia ne speremus, ornata[m] orationem fore, quæ probabilis non erit; und ein wenig ferner: Quidquid est ultra Virtutem, quoties ingenium iudicio caret, & specie boni fallitur, omnium in Eloquentia Vitiorum pessimum. Man wird so leicht nicht ein Exempel von einer größern Geschwindigkeit finden, als dasjenige ist, das im fünfzehnten B. der Ilias * steht: „Wie wann der
 „Verstand eines Menschen, der viele Län-
 „der gesehen hat, sich in Gedanken dahin
 „zurück begiebt, und in dem innersten Ge-
 „müthe sich entsinnet, ich bin da, ich bin
 „dorten gewesen, und habe dieses und je-
 „nes gesehen; eben so schnell flog die mae-
 „statische Juno davon... Die größte Ge-
 schwindigkeit, die man sich nur einbilden kan, wird hier vorgestellt, jedoch mit aller Wahrscheinlichkeit, weil da von einer Göttin geredet wird.

Ich finde noch ein denkwürdiges Exempel von dieser Art Gleichnisse in dem fünften B. der Odyssea **: „Wie wann der Fisch
 „Polypus von seiner Wohnung weggerissen
 „wird, sich Stücke von dem Felsen, wo-

C 3

„ran

* Vers 80.

** Vers 432.

„ ran er klebete, an den dichten Schuppen
 „ anhängen; also blieb Ulysses die Haut
 „ von den starken Händen an dem Felsen
 „ sitzen.“ Was vor ein geschickteres Gleich-
 niß konnte der Poet wohl aussinnen, die
 große Stärke, womit sein Held sich nach
 dem Schiffbruch an dem Gestade festge-
 halten hat, lebhaft auszudrücken; und das
 Maß derselben recht eigentlich anzusehen.

Aus allem bisheragesagten erhellet genug,
 daß die symbolischen Gleichniß-Bilder in die-
 ser Absicht nothwendig seyn, weil ohne ihre
 Hülfe die dunkeln Begriffe nicht können er-
 klärt, noch die ungewissen angesehen werden.
 Mit dem sind diese Gleichnisse Wirkungen
 von der untersten Kraft des Verstandes; sie sind
 mit den Gedanken ganz enge verbunden,
 und stellen sich den Sinnen insgemein zu-
 gleich mit denselben vor; denn da sie solche
 Begriffe, die sich nicht anders beschreiben
 lassen, oder zum wenigsten ungewiß und un-
 gemessen sind, durch ein Bild vorstellen und
 deutlich bezeichnen müssen, so muß man hier
 nothwendig die ähnlichsten und abgemessen-
 sten Bilder erwählen; Nun wird aber keine
 große Scharfsinnigkeit erfordert, die Über-
 einstimmung zwischen ähnlichen Dingen wahr-
 zunehmen.

Der zwente Abschnitt.

Von den auszierenden Gleichnissen.

Die Wohlfredenheit bemühet sich überhaupt die Begriffe auszuschnücken. Nutzen der Gleichnisse einen schlechten Gedanken auszuzeichnen; ja eine ganze Schrift angenehm zu machen. Wie König durch ein solches Gleichniß den Gedanken auszieret, daß eine gute Auserziehung vieles vermöge. Wie er das historische Gedicht von der neu erbauten Ritter-Academie mittelst eines solchen angenehm verändert. Ein gleichmäßiges Gleichniß Gottscheds. Wie König in dem Gedicht, August im Lager, seine Beschreibung von des Monarchen Kleidung durch ein Gleichniß auspußt. Desselben Geschicklichkeit, seine gleichförmige Erziehung mittelst dieser Kunst-Griffes vor Edel zu bewahren. Homers Gleichniß von Hectors Waffensrüstung. Mehr Homerische Gleichnisse zur Auszeichnung; von der Verbindung beyder Ajaxen im Streit, und von der Menge brennender Fackeln und Holzsstücke zwischen den Bollwerken der Griechen und den Mauern der Stadt Troja. Wie Opitz dadurch die Anmuth des freyen Land-Lebens beschreibt. Wie Gottsched die Freygebigkeit in einem Gleichniß beschreibt, welche nichts von eigennütigen Absichten weiß. Mangel in der Ausführung seines Gleichniß-Bildes. Wie Opitz die Güte eines Fürsten in einem angenehmen Gleichniß vorstellet. Wie König den weissen Stern schwarzer Pferde beschreibt. Gleichmäßiges Bild Homers. Wie Brodes sich in seinen historischen Gedichten von dem irdischen Vergnügen in Gott desselben Kunst-Griffes ebenfalls bedient. Wie dieser in solcher Absicht die Flut und Ebbe vergleicht. Das Hervorstechen des Grases im Frühling. Diese Art Gleichnisse hat ihren Platz

vornehmlich in Lehrgedichten, da geistliche Dinge unter körperlichen Bildern vorgestellt werden. Wie Pope durch ein solches den Abbruch beschreibet, den das Gedächtniß dem Verstand thut. Wie er das üble Betragen des Wises mit der Urtheilungskraft durch ein solches ausbildet. Wie er die Nothwendigkeit, die Phantasie durch den Verstand zu leiten, ausdrückt. Wie er den Wachsthum des Poetischen Ruhmes vergleicht; Wie den Hochmuth witloser Köpffe; die Einschränkung des menschlichen Wises; das eitle Bestreben des Reides, der sich an dem selbst reißet. Anpreisung der Mittelstrasse zwischen Kargheit und Verschwendung in Anbringung dieses Raths.

Aristoteles hat den Poeten eine Regel vorgeschrieben, welche ich in gegenwärtiger Abhandlung zum Grund legen will, wiewohl er sie in einer andern Absicht angebracht hat. „Sie müssen, sagt er, den Kunstreichen Mahlern nachthun, welche zwar ein jedes Ding in seiner wahren Gestalt vorstellen, und sich allerdings befeissen, dieselbe recht genau zu treffen, und nichtsdestoweniger die Sachen allezeit schöner schildern. „ Die Wahrheit ist zwar unleugbar die vornehmste Eigenschaft, und so zu reden, der Grundstein eines Gedankens; Und gleichwie ein geschickter Mahler vornehmlich bemühet ist, die Dinge in ihrer eigenen Gestalt nach dem Leben abzuschildern, damit er das Gemüthe durch die Aehnlichkeit des Gemählde mit dem Urbild ergehe; also kommt ebenfalls die vornehmste

nehmste und älteste Grund-Regel, welche von geschickten Rednern und Schreibern vor allen andern beobachtet wird, darauf an, daß wie die Begriffe mit den Sachen, also die Worte mit den Begriffen vollkommen übereinstimmen; massen in dieser Übereinkunft die Wahrheit der Gedanken gegründet ist. Alleine, gleichwie der Mahler denn ferner beflissen ist, seinen Gemälden mittelst der Kunst mehr Schmuck und Schönheit zuzulegen, und sie vollkommener zu machen, so fern dieses ohne Abbruch der Aehnlichkeit geschehen kan; also bestrebet sich die Wohlredendheit ebenfalls die Gedanken ohne Verlesung der Wahrheit auf verschiedene Weise auszugieren, und ihnen einen neuen Glanz mitzutheilen. Nach demjenigen, was ich in dem vorhergehenden Abschnitt gezeigt habe, besteht die erste und vornehmste Absicht der Gleichniß-Bilder darinne, daß sie einen undeutlichen und nicht genug bestimmten Begriff durch ein bekanntes, deutliches und wohl abgemessenes Bild in sein volles Licht setzen; und darum müssen diejenigen Bilder, welche in dieser Absicht gesetzt werden, der Sache, wovon sie den Begriff ausheitern sollen, vollkommen ähnlich seyn, und damit genau übereintreffen. Allein es giebt ferner eine andere Art von Gedanken und Begriffen, welche in ihrer nackenden Gestalt nicht gefallen können, ungeachtet sie deutlich und wohlgemessen

sen vorgetragen werden. Das sind Gedan-
ken, die, an sich selbst betrachtet, ganz ge-
mein, platt und trocken sind, und nichts sel-
tenes oder verwundersames an sich haben,
was das Gemüth auf eine angenehme Weise
einnehmen und belustigen könnte. So bald
diese Gedanken und Begriffe durch ein ge-
schicktes Bildniß ausgebildet, oder gar darin-
nen eingekleidet werden, so bekommen sie da-
durch einen Schein der Neuigkeit und Sel-
tenheit. Der nackte Begriff lieget dann
nicht mehr in seiner eckelhaften Blöße vor
Augen, sondern pranget in einem fremden
Schmucke. Er erhält von diesem fremden
und seltenen Auspuß einen neuen Glanz, daß
man seine vorige Platttheit nicht mehr wahr-
nimmt; nicht anders als wie im Schau-Platz
der bloße Aufzug und die Kleidung einen ge-
meinen Menschen in der Einbildung aller Zu-
schauer augenblicklich in die Person eines Kö-
nigs verwandelt. Es ist mit den Gedanken
bewandt wie mit der Schönheit der Frauens-
Personen; bey einigen wird der eigene und
angebohrne Glanz durch geborgte und künst-
liche Verzierungen nur verdunkelt; andere
hingegen wissen einen fremden Schmuck sich
gleichsam eigen zu machen, und die Mängel
der Natur damit auszubessern, so weit, daß
man ihrer Fehler nicht mehr gewahr wird.
Bey einigen verdecket der Rock die Schön-
heit, bey andern die Gebrechen.

Wie

Wie nun die Gleichnisse dienen, einen absonderlichen Gedanken auszuschnücken, so sind sie nicht weniger bequeme, eine ganze Schrift, welche ohne den Zierrath, so sie ihr mittheilen, ganz trocken und einförmig seyn würde, angenehm zu verändern, und die Aufmerksamkeit des Lesers durch diesen geschickten Absatz in dem Vortrage zu erheben, wie aus der folgenden Untersuchung verschiedener Exempel sich hervorthun wird.

Nehmet die Mühe Hrn. Joh. Ulr. Königs vortreffliche Ode auf die glückliche Geburt einer Chur-Sächs. Princeßin aufzuschlagen. Nachdem der Poet sehr lebhaft beschrieben hat, wie die neulich geborne Princeßin durch ein entzückendes Wiegenlied, welches der berühmte Virtuose, Pantaleon Hebestreit, auf seinem künstlichen Zimbal gespielt, sey eingeschlaffert worden, so fährt er in der unmittelbar folgenden Strophe fort:

Sie schläft; doch Fleiß und Vorsicht wachen
So wohl, sie glücklich zu erziehn,
Als würdig ihres Stamms zu machen.

Dieser Gedanke ist an sich selbst so deutlich, daß er keiner weitern Erläuterung bedarf; alleine er ist daneben auch sehr gemein und bekannt, und hat nichts seltenes noch verwunderliches an sich; darum hat ihn

ihn der Poet sehr geschickt mit einem angenehmen Gleichnisse unterstützt, und ihm einen fremden Schmuck angeleget, indem er hinzusetzt:

Gleichwie ein junger Rossmarin
 Von einer reinen Hand gewartet und benetzt,
 Zuletzt in so viel Zweige steigt,
 Und sich so schön im Wachsthum zeigt,
 Daß er selbst eine Kron' auf seinen Gipfel setzt:
 Auch so durch den Geruch noch seine Schönheit mehrt,
 Daß ihn, wer sich ihm naht, mit einem Lob-Spruch ehrt,
 So wird an Zucht und Ruhm in Sachsen
 Auch diese Rauten-Pflanze wachsen.

Dieses ist das einzige Gleichniß, so in dieser Ode anzutreffen ist; welche sonst von einem glücklichen Euhualimo beseelet wird. Dasselbe dienet nicht so viel zur Erläuterung, als zur bloßen Auszierung. Die Aufmerksamkeit des Lesers soll dadurch unterstützt und erhöht werden.

Ein eben so zierliches Gleichniß findet sich in desselben poetischen Gedanken über die neu-erbaute Ritter- und Militair-Academie in Dresden. Er vergleicht dieselbe mit einer Pflanz-Schule, und führt die Aehnlichkeiten, so zwischen beyden herrschen, umständlich aus.

Gleichwie ein Gärtner sich, zu edler Bäume Zucht,
 Ein abgefondert Stuck in seinem Garten sucht,
 Mit Pfälen oder gar mit Gräben es umschänket,
 Und eine Baum-Schul da in bester Ordnung pflancket,
 Mit

Mit seiner eignen Hand ein jedes Stämmchen setzt,
Des Morgens sie besuche, des Abends sie besetzt,
Und alle Bäumchen pflegt in diesem jungen Garten,
Nach ihrer Eigenschaft besond' abzuwarten;

Die Aeste, wo es noth, beschneidet oder rißt,
Die Stämme, wenn es Zeit, verbindet oder stützt;
Vornehmlich aber eilt, daß er die wilden Zweige,
So lange sie noch jart, so gleich zu rechte beuge;

Und nach des Jahres Lauf und jedes Stammes Art,
Sie vor der Hitze deckt und vor dem Frost verwahrt,
Der Wurzel Luft verschafft, damit sie ma' bekleben,
Und seine Hoffnung nicht im Wachsstock stecken bleiben;

Indem mit weiser Wahl und Kunst-erfah'ner Hand
Den einen frey erzieht, den andern an der Wand,
Kurz: jeden Baum so setzt, daß ihm mit ihren Kronen,
Zuletzt Blat, Blüth und Frucht den klugen Fleiß belohnen:

Wann sich durch den Genuß nun sein Verlangen stille,
Und, obgleich jeder Baum sein Hoffen nicht erfüllt,
Ihm doch so manches Obst, vier Birnen von Nuskaten,
Dort Ap'el edler Art. nach Herzens Wunsch gerathen;
Da breitet jeder Baum die Zweige dankbar aus,
Bringt Schatten für den Herrn, Frucht für das ganze
Haß.

So hat mein König auch hier diesen Ort erbauet,
Wohelbst ihr eine Kriegs- und Ritter-Schule schauet,
In welcher man so gleich von jarter Jugend an
Die edlen Sproßlinge des Staats erziehen kan.

Wo man sie wartet, pflanzt, mit höchster Sorgfalt nebet,
Den bösen Willen brügt, dem wilden Wachsstock wehret,
Zum Unkraut reiniget, auf ihre Beförderung denkt,
Die Ungezogen zwingt, die Guten freundlich lenkt;
In Wissenschaft und Kunst, nebst allen Helden-Pflichten
Und Ritter-Übungen sie pflegt zu unterrichten,

Zur Selbst-Erkennung führt, damit von Tag zu Tag
Bey ihnen gründlicher die Jugend wurzeln mag;
Die Gaben der Natur bey jedem unterscheidet,
Und die Gelegenheit zum Ubelthun beschneidet;

Bis daß , dem Herrn zum Ruhm , zum Dienst fürs
 Vaterland

Ein jeder Früchte bringe nach seinem Amt und Stand,
 Und, um die schwere Last des Staats zu unterstützen,
 Kann diese Stamme kan als sichere Pflanz nützen.

Was nun der Sonnenschein sonst einer jeden Frucht,
 Das ist der Weißheit Licht für diese Helden-Zucht;
 Zu einem milden Thau und einem fruchtbarn Regen
 Dient diesen Pflanzen bloß des Allerhöchsten Segen;
 Der König pflanzt; jedoch, soll es gedeulich seyn,
 So fehlt nichts mehr als dieß: Ihr Väter willigt ein.

Dieses ausführliche Gleichniß hat eine Beziehungs-Schönheit, in Erwägung des Characters dieses Gedichtes; denn da der Inhalt davon durchaus historisch ist, so dienet dasselbe vortreflich, die Erzählung vor Mattigkeit zu bewahren, und durch einen solchen Absatz desto angenehmer zu machen. Nehmet ihr gleich das ähnliche Vorbild von der Baum-Schule heraus, so geht dennoch dem Gedanken an Deutlichkeit nicht das geringste ab; zumahlen auch die Apodosis oder der Nachsatz bis auf wenige von der Baum-Schule entlehnte figurliche Redens-Arten mit den eigensten Wörtern, womit wir die sorgfältige Pflege des Leibes und Gemüthes insgemein andeuten, ausgebildet ist. Also hat auch dieses Gleichniß keinen andern Nutzen, als gemeine Gedanken, die nichts an sich haben, das einige Verwunderung erwecken könnte, durch ein angenehmes Bild auszuschnücken, und dadurch die allzu verdrüßliche Einförmigkeit

möglichkeit des historischen Vortrags zu vermindern.

In eben derselben Absicht hat auch Hr. Prof. Gottsched den Hrn. Hof-R. Mencken in einer Glückwünschung, so er im Rahmen der deutsch-übenden Gesellschaft geschrieben, mit einem Gärtner verglichen; Im Anhang zu den Pietschischen Gedichten:

Denn wie des Gärtners Fleiß der jungen Stämme Zucht,
Die er vorhin gepflanzt, zu rechter Zeit besucht,
Ihr Pfahl und Stützen setzt, den wilden Aesten steuert,
Den Stock gerade beugt, und so den Stamm erneuert;
So hat auch Menckens Arm, was er verlanget gepflanzt,
Von neuem wiederum mit Sicherheit umschauet,
Uns eifriger gemacht, ja endlich so erhoben,
Daß unsre Feinde selbst den guten Fortgang loben.

Herr Hof-Rath König hat in dem ersten Gesange seines Augusts im Lager ein sehr geschicktes Gleichniß, das ebenfalls zur Zierde dienen soll, angebracht. Er beschreibt dadurch die Kleidung, womit der König sich von seinen Hof-Leuten unterschieden hatte:

Bey ihrer Ankunft war August auch schon erwacht,
Und so, wie Sie, gekleidt in gleicher Ordens-Tracht,
Nur, daß den Ritter-Rock Gold, statt des Silbers, zierte,
Weil dieses Vorrecht ihm, als Oberhaupt, gebührte.
Auf die Art, als wie wir, den Kriegß-Stern Mars erschn,
Von andrer Sterne Schaar umringt am Himmel stehn,
Wie ihn ein güldner Strahl vor allen unterscheidet,
Wann bloß ein Silber-Glanz die andern Sterne kleidet.

Die

Die Beschreibung des Poeten, mit welcher Rüstung und Pracht das königliche Begleit aufgezo-gen, ist so ausführlich und so genau ausgeleget, daß es lauter Überfluß und unnöthige Mühe gewesen wäre, wenn er sie weiter hätte erklären wollen; aber was für Zierde, was für Glanz streuet nicht dieses emblematische Gleichniß auf das ganze Gemählde aus? Der Poet ist durch den ganzen Gesang vornehmlich bemühet, den verschiedenen Pomp und Aufzug an Kleidern, Waffen-Rüstung, Pferde-Beuge, Kutschen, zu beschreiben, dergestalt daß die Materie und der Stof seiner Erzählung im Grund gang einerley und einförmig ist, und nur allein in der Art etwas verschiedenes hat; um so viel mehr machet er sich unsers Lobes würdig, indem er gewußt hat, dem Edel, welchen das stete Einerley in seiner blossen Materie nothwendig hätte gebähren müssen, durch geschickte Auszierungen vorzubauen, die aufmerkende Neugierigkeit des Lesers durch abwechselnde Vorstellungen zu unterhalten, und die Erzählung durch künstliche Gleichnisse, welche dem Geist allezeit neue Scenen und Durchsichten eröffnen, auf so mannigfaltige Weise zu verändern. Er hat hiermit dem grossen Homer glücklich nachgeahmet, welcher seine Erzählung, und insonderheit die so oft wiederholte Beschreibung der Waffen-Rüstungen seiner Helden

Helden ebenfalls durch eingeschobene geschickte Gleichnisse auf unendlich mancher Weise verändert hat. Ich habe in dem eilften B. der Ilias ein Exempel angetroffen, welches mit Hrn. Königes oben angeführtem einige Verwandtschaft hat: „Hector stehend an der Spitze, und trug sein
 „ grosses rund-geschlossenes Schild vor der
 „ Brust. Wie der schädliche Stern, der
 „ die Erde und die Menschen mit seinem
 „ Feuer verzehret, aus den Wolken hervor leuchtet, und dann sich wieder seitwärts unter den schattigten Flohr derselben zieht, also sah man Hector jezo bey den Fördersten, und jezo bey den Hintersten stehn, und Befehle austheilen. Er blinkete von Stahl, wie der Vater Jupiter, wenn er den Blitz in der Hand führt.“ Hieher gehöret auch die Beschreibung, so dieser Poet von Agamemnons Rüstung gemacher hat.

Überhaupt ist die Ilias von dieser Art Gleichnisse, die zum Zierrath dienen, nicht entblößt. Ich finde dergleichen insonderheit in den Erzählungen. Wann Homer im dreizehenden Buch die Verbindung der beyden Ajaxen im Gefechte beschreiben will, sagt er nicht weit vom Ende: „Ajax, der Sohn
 „ Oileus, wick nicht einen Fuß breit von
 „ Ajax, Telamons ohne, sondern wie auf
 „ einem Felde, das jezo ein Jahr lang aus-
 „ geru-

„ geruhet hat, zween braune Ochsen die Pflugs-
 „ schaar mit gleichem Muthe nach sich schlep-
 „ pen, und der Schweiß ihnen von der
 „ Scheitel zwischen den Hörnern herunter
 „ sprühet, da beyde nur von einem wohl ge-
 „ arbeiteten Joche gesondert werden, indem
 „ sie durch die Furchen gehen und das Erd-
 „ reich tief aufbrechen; also stuhnden diese
 „ beyden Streiter hart neben einander, und
 „ giengen zugleich auf den Feind los.„ Dies-
 ses Gleichniß dienete an diesem Orte alleine,
 die Folge der Erzählung von dem blutigen
 Gefechte um etwas zu unterbrechen, und das
 Gemüth mit einem anmuthigern Gegenstand
 zu erquicken; denn es konnte im übrigen ohne
 Abbruch der Deutlichkeit weggelassen werden.

Von eben derselben Art ist das folgende
 Gleichniß im achten B. v. 550. nächst beym
 Ende: „ Wie wann die Sternen am Him-
 „ mel um die leuchtende Scheibe des Mon-
 „ derum einen hellen Schimmer von sich
 „ werffen, wann die Luft Wind, still ist,
 „ und die Gipfel der hohen Berge samt den
 „ Schlössern darauf, und den Thälern unter-
 „ halb, in vollem Glanze hervor stechen, und
 „ die unermessliche und unbeschreibliche Lust
 „ von ihrem Lichte durchschnitten wird, in-
 „ dem man alle Sternen am Himmel siehet,
 „ dadurch der Schaffer, der dann die Nacht-
 „ Wacht hält, ein empfindliches Vergnü-
 „ gen in der Brust fühlet; Eben so viele
 „ Feuer-

„ Feuer-Brände sah man auf der Heide
 „ zwischen den Schiffen und dem Lant is-
 „ Strohme brennen, welche von den Tro-
 „ janern vor der Stadt Ilion hier und dar
 „ waren angezündet worden, tausend und
 „ mehr Feuer-Brände etc. „ Dieses Gleich-
 niß verwandelt die Erden schier in einen ge-
 stirnten Himmel.

Unser Opitz hat nicht unterlassen seine
 Schriften auch mit dergleichen wie mit an-
 dern Gleichnissen auszuschnücken. Er färgt
 sein philosophisches Gedicht Zlatna, oder von
 der Ruhe des Gemüthes mit einem wohlge-
 schmückten Gleichniß an, das sehr bequem
 war, die Lieblichkeit und Anmuth-volle Ein-
 drückung vorzustellen, welche ihm das freye
 Land-Leben fühlen ließ, wenn er sich einmahl
 von dem geschäftigen Gedränge der Stadt
 loß machen konnte.

Wie wann die Nachtigall vom Kestich ausgerissen,
 Hin in die Lüften kömmt, und an den kalten Flüssen
 Mit Singen lustig ist, um daß sie loß und frey
 Von ihrer Dienstbarkeit, und nun ihr selber sey:
 So dünckt mich ist auch mir, im Fall ich unter Zeiten
 Diß was mich sonst hätt, kan werffen auf die Seiten,
 Und ausser dieser Stadt, auch nur auf einen Taa
 Und einen noch darzu, mit Ruh' erschmausen mag.

Jedoch thut dieses Gleichniß mehr als nur
 allein belustigen, und die Sache schön und
 lieblich vorstellen; es erhöhet zugleich die
 D 2 Harm

Harm=lose Freude, welche sich bey Opiken über dem Genuß des freyen Himmels einstellte, auf eine nachdrückliche Weise.

Herr Prof. Gottsched hat in der Ode, der wahre Held betittelt, ein Gleichniß eingeführt, die uneigennützigte Freygebigkeit zu beschreiben, welche ohne einige Absicht auf die Wiedergeltung ihre Güter mit den Bedürftigen großmüthig theilet:

Wie dort der Nil Egypten=Land
Mit fettem Schlamm reichlich düngt,
Die Fluren fruchtbar macht, daß auch der heiße Sand
Die Saaten hundertfaltig bringet;
Er theilt nur aus, und nimmt nichts mit,
Er schenkt und heischet selbst nichts wieder:
So sind die Helden auch der milden Gottheit Brüder,
Zu welcher man mit Freuden tritt,
Und die von unsrer Hand für alle Huld nichts fodert,
Wenn unser Weyhrauch ihr nur lobert.

Dieses Gleichniß=Bild ist wohl gewehlet, und der Sache recht gemäß, aber die Ausführung desselben kömmt mir um etwas matt und langsam vor. Einige kleine Umstände werden da ausgesetzt, welche zu der Vergleichung nicht mitgehören, ja zum Theil derselben ganz zuwieder sind. Der gleichen findet sich in der zweyten Zeile, worinn des fetten Schlammes gedacht wird, womit der Nil Egypten=Land reichlich düngt. Denn das Nenn= Wort Schlamm, und das Zeit= Wort Düngen, erwecken einen

nen ganz niedrigen und edelhaften Begriff anstatt daß natürlicher Weise nur die anmuthigsten Umstände haben sollen ausgelesen werden ; alldieweil die ganze Absicht dieses Gleichnisses keine andere seyn kan, als uns einen angenehmen Begriff von der wohlthätigen Mildigkeit eines wahren Helden bezubringen. Nach meinem Bedünken hätte der Verfasser anmercken können, daß der Nil sich über das ganze Land von Egypten ergießet ; daß er alles fruchtbar macht, so weit er sich ergießet ; und daß er dagegen keine Wiedergeltung bekömmt. Dieses waren bequeme Umstände, die mächtige Neigung jedermann ohne eigennützige Absichten gutes zu thun, püerlich abzubilden. Und auf diese hätte in der Apodosi oder dem Nachsatz vornehmlich sollen gesehen werden. Die sechste Zeile ist ganz und gar müssig, und sonst allzu figürlich ; und der letzte Vers scheint die von Eigennutzen entfernten Absichten der wahren Freygebigkeit zu läugnen, und also dasjenige über einen Hauffen zu werffen, was die unmittelbar vor demselben her gehende Zeile fest gesetzt hatte. An dessen Statt hätte nach meinem Erachten sollen gesagt werden : Daß die wahre Freygebigkeit von keiner andern Absicht wisse, als der Wohlfahrt des Nächsten, und daß sie sich vor wohl telohnet halte, wenn sie siehet daß ihre Gutthaten

wohl angeleget worden, und reichlich wuchern. Schier auf dieselbe Weise beschreibt Opitz die grosse Leutseligkeit eines Fürsten unter dem Sinn-Bild der Sonnen, welche ihren gütigen Einfluß über die ganze Erden ausbreitet, in dem Lob-Gedicht auf den König in Pohlen.

- - - - - Wie auch die klaren Strahlen
Der Sonnen nicht nur bloß Gefild und Berge mahlen,
Nicht nur an einen Ort erstrecken ihren Schein;
So bist du gleichfalls auch: dich dünckt zu wenig seyn u.

Ich muß noch ein Gleichniß aus dem Helden-Gedichte auf das Lager bey Radewitz anführen, welches nicht zur Erläuterung, sondern zur Zierde und Abwechslung angebracht worden, und etwas Kühnes und seltenes in sich begreiffet. Im ersten Gesang, Bl. 49.

Wie manhmahl nur ein Stern den ganzen Himmel
schmücket,
Wann man der Wolcken Feld bey Nacht geschwärzt erblicket;
So ist hier jedes Roß schwarz wie die Mitternacht,
Und nur ein weisser Stern erhebt der Stirne Pracht.

Wann der Poet dieses Gleichniß-Bild nicht aus Homer genommen hat, so hat er gewiß desselben Gedanken ganz richtig getroffen, da er von Diomedes Pferde im drey und zwanzigsten B. der Ilias B. 455. gesagt

sagt hat: „Das Pferd war an Farbe roth,
 „und hatte mitten an der Stirne ein run-
 „des Zeichen, wie der Mond aussiehet..
 Diese Ubereintreffung giebt uns eine An-
 zeige von der Richtigkeit des Gleichniß-
 Bildes; so geschieht aber dasselbe ist, in-
 dem es zwey ähnliche Optische Phänome-
 na in eine Parallele setzt, da man also
 die Aehnlichkeit nicht in der Grösse der
 Dinge suchen muß, so will ich gleichwohl
 zu mehrerer Rechtfertigung desselben eine
 Stelle aus dem critischen Aufsatz des Herrn
 de la Motte über Homers Ilias anführen,
 welche darum desto mehr Gewicht haben
 soll, weil derselbe, wie bekannt ist, mehr
 als andre Kunst-Richter, genauesichtig und
 an Urtheils-Kraft hart ist. Seine Worte
 lauten: „Nach meinem Befinden erfordert
 „es viel Kunst, wenn man kleine Dinge mit
 „grossen vergleichen will; und ich dürfte
 „schier glauben, daß man grosse Dinge mit
 „kleinen lieber niemahls vergleichen sollte,
 „den Fall ausgenommen, da diese kleinen
 „Dinge durch ihre Anmuth dasjenige erset-
 „zen, was ihnen an Hohheit abgeht.. Ich
 werde dieses Urtheil in einem folgenden
 Abschnitte mit mehrerm ausführen müssen;
 hier bitte ich nur noch, daß man dessen sich
 erinnern wolle, was ich oben von dem ein-
 förmigen Character dieses ganzen Gedichtes
 Hrn. Königs überhaupt angemercket habe,

und daneben die Stelle und den Ort, worauf das Gleichniß sich befindet, etwas genauer einzusehen; wahrhaftig man wird Ursache finden, den kunstreichen Poeten zu loben, der in einer so einträchtigen Materie, wie die Beschreibung der Pferde ist, gewußt hat die abgemattete Aufmerksamkeith der Leser durch eingeführte ähnliche, und zugleich fremde und neue Bilder, am rechten Orte aufzustücken, und dem Ekel, der sie sonst ohne diese Hülfe hätte befallen mögen, vorzubiegen.

Der vortreffliche Hamburgische Poet, Hr. Rathshr. Brockes, hat gleichertweise diesen Kunstgri² sich eigen zu machen gewußt; Sein ganzes Vorhaben bestehnd darinne, daß er sich beflisse die Werke der Natur nach dem Leben abzuschildern, und durch die Betrachtung ihrer Schönheit sich selbst und andere zum Lobe Gottes aufzumuntern. Damit er nun in seinem Vortrag, der durchaus philosophisch-historisch ist, eine Veränderung machte, und seine Schilderungen ohne Abbruch der Aehnlichkeit ausschmückete, hat er sich mit grosser Geschicklichkeit hier und da solcher zierlichen Gleichnisse bedienet, und damit die allerschönsten Stellen seines Irdischen Vergnügens in Gott sehr lebhaft ausgebildet: Wenn er zum Exempel in dem Gedichte, das Wasser beniehmeth, die Ebbe und Fluth mit dem Kreis-Lauf des Geblüts vergleicht; in der drey und zwanzigsten Strophe: Wie

Wie man bey den Thieren spühret,
 Daß ein fremder Trieb das Blut
 Von und nach dem Herzen führet;
 So scheint durch die Ebb' und Flut
 Von dem Mittel-Punct der Erden
 Auch die Flut geführt zu werden,
 Und die Ebbe zu entstehn,
 Wenn die Wasser rückwärts gehn.

Und wenn er in einem andern Gedichte das
 Hervorspriessen des Grases im Anfange des
 Frühlings beschreibt:

Ein Jüngling, dessen Blut ein männlich's Feuer spühret,
 Wenn's an zu wallen fängt,
 Wird hie und da am Kinn mit sanftem Haar gezieret,
 Daß aus der zarten Haut zwar schön, doch sparsam,
 Drängt.

Nicht anders drängen sich und spriessen aus der Erden
 (So bald ihr Lebens-schwangrer Saft
 Sich reget durch der Sonnen Kraft)
 Bald hie, bald da, des Grases junge Spitzen &c.

Diese beyde Gleichnissen erklären die Be-
 griffe von der Ebbe und Fluth, und von dem
 Hervorspriessen des Grases keineswegs, und
 setzen sie in kein helleres Licht; auch sind sie
 gegen denselben Begriffen, welche sie abbil-
 den sollen, viel zu klein und schwach, als
 daß sie dem Nachdruck einen Zusatz geben
 könnten; also dienen sie alleine, die Gemähl-
 de des Verfassers mit ähnlichen und annehm-
 lichen Bildern auszuzeichnen, und den frucht-
 baren und Erfindungs-reichen Geist desselben

an den Tag zu legen. Ferner müssen wir die Kunst, so der Poet in der geschickten Wahl der Gleichnisse gewiesen hat, nicht unbelobet lassen, da er sich nicht fürchtete grosse Dinge mit kleinen in Vergleichung zu stellen, aber auch die ähnlichsten Wirkungen der Natur und solche Bilder zu erwählen wußte, welche überaus angenehm sind, und uns die im Kleinen eben so wohl als im grossen würcksame Künstlerin, die Natur, zur Bewunderung vor Augen legen, dergestalt, daß sie sich vor seinen Haupt-Zweck trefflich wohl schicken.

Man kan hieraus leicht abnehmen, daß dergleichen Auszierungs-Bilder in Philosophischen Lehr-Schriften, wo lauter abgezogene Gedanken und Betrachtungen vorgebracht werden, welche ohne fremden Zierrath ganz nackt und saftlos wären, ihren eignen Platz haben, und ausnehmende Dienste thun. Denn der Poet und Redner unterscheiden sich eben dadurch von dem dogmatischen Lehrer der Welt-Weisheit, daß sie die Begriffe von uncörperlichen und geistlichen Dingen durch sinnliche Vorstellungen unter symbolischen von körperlichen Wesen entlehnten Bildern abschildern und gleichsam sichtbar machen; wodurch die Harmonie zwischen dem Mundo intellectuali & visibili, der geistlichen Welt und der körperlichen Welt, nicht ohne Ergeken wahrgenommen wird. Da die Teutschen an dergleichen philosophi-

fosophischen Gedichten noch sehr arm sind, will ich meinen Lehr-Satz zu erklären, einige Exempel aus dem Engell. Poeten Pope entlehnen, welche ich in dem Gedichte von dem Amt eines Critici angetroffen habe.

Es ist eine längst-bekannte Anmerkung und ein gemeiner Gedanke, daß bey einem starken Gedächtniß inßgemein wenig Urtheils-Kraft anzutreffen sey. Aber auf was für eine neue Art, und wie geschickt bildet Hr. Pope diesen Gedanken aus! Er sagt:
 „ Wie das Meer, wann es hier Land weg-
 „ nimmt, an einem andern Orte weite Sand-
 „ Felder formirt; also verliert sich in der
 „ Seele der gründliche Verstand, je mehr
 „ das Gedächtniß an Stärke wächst..
 Wie fremd und selten ist das Bildniß, da der Verstand mit einem festen und fruchtbarn Grund und Boden, das Gedächtniß hingegen mit einem weiten und wüsten Felde, das von dem Sand, der von dem andern Vort weg-
 gespület worden, nach und nach entstanden ist, verglichen wird! Also ist auch folgender Gedanke nicht neu: „ Wiß und Urtheils-
 „ Kraft betragen sich nicht wohl mit einander,
 „ wo die eine sich in einem hohen Grade findet,
 „ da fehlt gemeiniglich die andere..“ Aber die Manier, womit Pope diesen Gedanken vorzustellen gewußt hat, ist ganz neu. „ Einige
 „ sind vom Himmel mit einem reichen Schatz
 „ von Wiß gesegnet worden, aber es fehlet
 „ ihnen

„ ihnen an einem eben so grossen Vorrath an
 „ Verstand , damit sie denselben recht zu ge-
 „ brauchen wissen. Dann Witz und Urtheils-
 „ Kraft sind allezeit mit einander im Streit,
 „ wiewohl die Absicht mit ihnen gewesen war,
 „ daß eines des andern Gehülfe seyn sollten,
 „ wie Mann und Weib.. Wenn er sagen
 will, eine erhitze und feurige Phantasie müs-
 se durch den Verstand geleitet werden, druckt
 er durch folgendes figurirtes Bildniß sehr
 hierlich aus : „ Es ist schwerer das Muses-
 „ Pferd zu lenken , als anzuspornen, seiner
 „ Hitze Einhalt zu thun, als es zum Lauf an-
 „ zutreiben. Der geflügelte Gaul zeigt wie
 „ ein munteres Pferd seine edle Schlacht
 „ alsdann am meisten , wann ihr den Zügel
 „ an euch ziehet, seinen Lauf zu unterbrechen..

Eben so geschickt ist folgendes Gleichniß:
 „ Send gegrüßet triumphirende Poeten, un-
 „ sterbliche Erben eines allgemeinen Lobes!
 „ Euer Ruhm wird mit dem Fortgang der
 „ Zeit wachsen , so wie die Flüsse im Fließen
 „ sich vergrößern.. Vires acquirit eundo,
 sagte Virgilius von dem Gerüchte insgemein.
 Der Gedanke , daß wirklose Köpfe insge-
 mein hochmüthig seyn , hat eine besondere
 Artigkeit , wann er also ausgedrückt wird.
 „ Wie in den Körpern , also finden wir auch
 „ in den Seelen dasjenige , was an Blut
 „ und Geistern fehlt , mit Wind angefüllt;
 „ Hochmuth stellt sich zu unserm Schuß ein,
 „ wenn

„ wenn der **Wiz** ausbleibt, und füllet den
 „ leeren Raum im Verstand aus..“ An ei-
 nem andern Orte trägt er diesen Gedanken
 vor: „ Ein Kopf ist nur zu einer Wissenschaft
 „ aufgelegt; so weitläufig ist die Kunst, so
 „ eingeschränket der menschliche **Wiz**. Ja
 „ er kan sich nicht einmahl von einer abson-
 „ derlichen Kunst, sondern nur von irgend
 „ einem Theile einer Kunst Meister machen..“
 Diesen Begriff weiß er sehr geschickt auszu-
 schmücken, indem er das Glück eines Gelehr-
 ten, ders in Wissenschaften weit gebracht
 hat, wie das Glück eines ehrgeizigen Land-
 Bezwingers ansiehet, und heraus bringt, daß
 sie dieses mit einander gemein haben, daß sie
 beyde mehr verlieren, als gewinnen. „ Wir
 „ verlieren durch den stolzen Ehrgeiz, der
 „ uns treibet, mehr zu erobern, Königen
 „ gleich, auch dasjenige, was wir schon vor-
 „ her gewonnen hatten..“ Wie scharfsinnig
 ist endlich das Bild, in welches er folgenden
 Gedanken eingekleidet hat: Der **Neid**, der
 sich am **Wize** reibet, verräth seine eigene
 Grobheit, und erhöht dadurch nur das Lob
 des **Wizes**; Er sagt: „ Der beneidete **Wiz**
 „ machet, wie die Sonnen-Finsterniß, al-
 „ leine die Plumpheit des Körpers, der da-
 „ zwischen steht, nicht seine eigene Kund.

Mit dergleichen Bildern ist die vorer-
 wähnte Schrift dieses vortrefflichen Dichters
 aller Orten ausgeschmücket; in denselbigen
 ver-

vereinigen sich zwei sonst wiederwärtig scheinende Eigenschaften, indem sie auf einmal ganz bekannt, ganz deutlich und lehrreich, und doch dabei ganz seltsam und neu sind.

Indessen muß ein Verfasser in Auspendung dieses Zierrathes zwei Klippen sorgfältig vermeiden, die Kargheit und die Verschwendung. Dem ersten Fehler sind insgemein phlegmatische, furchtsame, träge und frostige Köpfe ergeben; der andere hängt hergegen lebhaften und feurigen Geistern an, welche mit einem grossen Vorrath von sinnreichen Gleichniß-Bildern versehen sind. Jene haben des Spornes, diese des Zügels vonnöthen. Hier ist nun unstreitig, daß die freigebige Einführung ähnlicher Bilder, da durch die Gedanken gleichsam vercorpert werden, einer sonst seichten und fahlen Schrift einen grossen Glanz und Werth zulegen kan, dergestalt, daß ich fast den Ueberfluß und die Vergeudung in Werken von einem truckenen Inhalt weit erträglicher nennen dürfte, als den Mangel und die Kargheit; Alldieweil jener Fehler wenigst den Vorsatz und das Bestreben des Verfassers, den Leser durch die Neuigkeit der Gedanken zu belustigen, voraus setzt, und zu erkennen giebt. Nichtsdestoweniger muß man seinen Reichthum niemahls ohne Maß und Ziel verschwenden; denn es ist nichts gemeiners, als daß man in die Verdan-

banterie und ein gezwungenes Wesen verfällt, wenn man immer etwas neues und dasselbe auf eine neue Weise sagen will. Der Überfluß führt auch in den angenehmsten Dingen Ekel und Überdruß mit sich. Wie der Schatten das Licht angenehmer vorstellt, also setzet es auch besser ab, wenn Sittsamkeit und Leichtigkeit mit Feuer, reichem Wiß untermischt werden. Wahrhaftig, die Schriften können etwann mehr Geist haben, als ihnen wohl bekömmt, wie die Leiber wegen überflüssigen Geblütes erfranken. Wann der Poet die Gleichnisse mit Bescheidenheit anbringeret, so erquickten sie den Leser, den die kahle Erzählung müde gemacht hatte; aber wenn sie allzuhäufig gesetzt werden, so muß umgekehrter Weise die Erzählung das Gemüth, das von der Menge Gleichnisse ermüdet worden, wieder erquickten. Der allzureiche Zierrath verbirgt uns die Materie, und weil man nicht Ziel und Maß zu halten weiß, wird man leicht und verdrüsslich, welches doch eben der Fehler ist, den man zu vermeiden gesucht hatte. Alleine ich bin gesonnen, von dieser Materie in einem eigenen Abschnitt zu handeln. Alsdann werde ich meine Gedanken von dem Masse, in welchem die Gleichnissen anzubringen sind, mit mehrerm und ausführlicher aus einander setzen.

Der

Der dritte Abschnitt.

Von den nachdrücklichen Gleichnissen.

Wissen der Gleichnisse einen Gedanken tief genug einzudrücken. Wie Ovid durch ein solches Gleichniß das Ansehen des Burggrafen zu Dejna an dem Kaiserl. Hof abgebildet. Wie Virgil uns in einem solchen die gängliche Verwüstung der Stadt Troja nach einem langen Widerstand und den Grimm ihrer Eroberer vor Augen sehen läßt. Wie er durch dasselbe Gleichniß: Bild, das er zu diesem Ende gebraucht hat, den unbeweglichen Vorsatz des Eneas ausdrückt. Wie Ovid die Ankunft eines mächtigen Heeres Barbaren aus einem abgelegenen Land durch ein erschreckliches Sinnbild nachdrücklich beschreibt. Wie Petrarca dasselbe Gleichniß: Bild anwendet, den barbarischen Sinn eines barbarischen Volkes vorzustellen. Wie Ovid den Feuer:spendenden Vesuvius durch Gleichniß: Bilder von dem Krieg, und hingegen den Krieg durch Gleichniß: Bilder von dem Vesuvius erschrecklich vorbildet. Wie Besser die Bombardierung der Stadt Ercum mit Schrecken anfüllt. Wie Piersch dasselbe Gleichniß: Bild, das Besser zu diesem Ende gedienet, poetischer doch schwächer angewendet, die Bestürmung der Festung Temeswar zu beschreiben. Aus den dieser Gleichnisse die besondern Grade einer Gemüths: Bewegung zu bestimmen. Also setzt Homer die Freude Ulysses, als er mitten in dem Meer schwimmend das Ufer erblickete, auf den gehörigen Grad der Höhe, in einem gewissen Ebenmaße mit der vorigen Todes: Angst. Aus diesem Zustand des errettenen Ulysses formirt dieser Poet ein Gleichniß: Bild, die Herk: empfindliche Freude der Penelope über seine Zurückkunft nach Hause und Entanneniß zu beschreiben. Wie Goussard ein gleichmäßiges Gleichniß gebraucht,

der Sachsen Freude über die sichere Nachricht von Friessens Leben auszudrücken. Wie Homer das ungedulde Verlangen, das Ulysses nach der angekündigten Stunde seiner Abreise in das Vaterland empfand, ausdrückt. Das Maß der stummen und sanften Leidenschaften ist von ihren Bewegursachen zu bestimmen, wenn diese mit andern Bewegursachen, die eine solche Leidenschaft auf einen gleichen Grad erheben haben, verglichen werden. Wie Homer die Lust des Eumeus in Anhörung der Begegnisse, die ihm der unbekannte Ulysses erzählet, auf diese Weise vorbildet. Seine Beschreibung der Aufrührung, die in der Brust Ulysses bey Anhörung des Gesanges Demodoci von der Ubertumpelung der Stadt Troja, durch Ulysses Anordnung, entstanden war. Homers Gleichniß von Nestors Unschlüssigkeit. Virgils Beschreibung der Bestürzung des Eneas, als ihn das Getöse der eubrechenden Feinde in die übertumpelte Stadt aus dem Schlaf aufgeweckt. Königs Nachahmung des Virgilianischen Gleichnisses, in der Beschreibung der Bestürzung über den Einbruch der Türken in Ungarn. Virgils Beschreibung des Entsetzens eines Menschen, der sich einmahl mitten unter einem Haufen Feinde siehet. Wie er die ungleichen Grade dieser beyden Bestürzungen durch ähnliche Fälle ausgedrückt hat. Anmerkung, daß die Größe einer vorgestellten Gefahr so genommen werden muß, wie sie von einer Person angesehen wird, nicht wie sie an sich selbst ist oder andern vorkommen mögte. Homers und Virgils Kunst die Umstände anzuführen, die eine Person nach ihrem Stand am heftigsten rühren. Das Maß der ausbrechenden Leidenschaften ist von ihren Wirkungen zu bestimmen, so fern diese mit andern Wirkungen, die von einer solchen Leidenschaft entstanden sind, in Vergleich gestellt werden. Also beschreibt Homer den hohen Muth Ulysses in der verübten Rache

an den Frejern durch die Verheerung, die ein Has
 bicht unter einer Schaar kleiner Vogel anstellet. Und
 Virgil beschreibt das Niederhauen in der eroberten
 Stadt Troja durch den verderblichen Durchbruch eines
 Flusses. Günthers schwächere Nachbildung dieses
 Gleichniß; Bildes. Postels glücklichere Nachahmung
 desselben. Pletschens übel ausgebildete Vergleichung
 seines verheerenden Helden mit den Wirkungen des
 Nordwindes. Bessers Gleichniß die Wiederseßlichkeit
 der Schwedischen und Brandenburgischen Truppen in
 der Warschauer Schlacht vorzustellen. Ein gleichs
 mäßiges Gleichniß Homers, von welchem Besser seines
 nachgemacht hat. Wie Homer Hector's grimmigen
 Einbruch in die Truppen der Griechen von seinen Wir
 kungen, und das Schrecken dieser von seiner Ursache
 abschildert. Mehrere Gewisheit die Höhe der Leidens
 schaften aus ihren Wirkungen, als aus ihren Be
 weg: Ursachen zu erkennen. Virgil's Beschreibung ei
 nes verwegenen Muthes durch ein solches Gleichniß
 Bild, wo zugleich die Ursache und die Bewegung an
 gezeigt werden. Anthon's gleichmäßiges, allem übel
 ausgeführtes Gleichniß, womit er die Gefangenneh
 mung der Steinbockischen Armee beschreiben will.

Ich habe in zwei Abhandlungen gezeigt,
 wie unentbährlich eines Theils die Gleich
 nisse in Beschreibungen und Erzählungen sind,
 und was für angenehme Dienste sie andern
 Theils daselbst thun können. Unjeko will ich
 weiter gehen, und ausführlich erweisen, daß
 sie ferner bequem sind, einem Gedanken
 Nachdruck und Gewicht, und einen merckli
 chen Zusatz an Kraft und Leben mitzutheilen,
 dergestalt daß derselbe sich in das Gemüth
 tief

tief genug eindrückt. Der Leser ist nicht allezeit gleich aufmerksam, er ist zuweilen allzuflüchtig, zuweilen allzu ungeduldig und eilfertig. Er läuft oftmahls aus allzuheftiger Begierde, den Verfolg und Ausgang der Geschichte zu vernehmen, einen Umstand achtlos vorbey, welcher ihm zwar klein und gering vorkommt, und dennoch im Zusammenhang von sonderbarer Wichtigkeit ist. Dazu kommt, daß jedes Ding zwar mehr als eine Seite hat, nach welcher mans ansehen kan, unser Endzweck aber die wenigsten mahle haben will, daß wir eine Sache völlig zergliedern, und von allen ihren Seiten und Theilen vorstellen. Es ist uns mehrmahls genug, daß wir sie nach derjenigen Seite vor Augen legen, welche zu unserm Vorhaben am meisten dienet. Derowegen haben sich geschickte Scribenten des Kunstgriffes besonnen, durch wohl-erfundene und nachdrückliche Bilder der achtlosen Eilfertigkeit an denen Orten, wo die Aufmerksamkeit am nothwendigsten ist, gleichsam ein Band anzulegen, und die Gegenstände nach dem rechten Puncto Optico, oder Gesichtspuncten, und nach derjenigen Seite, welche unsrer Zuneigung und Neugierigkeit ein Genügen thut, vorzustellen. Ueberdies saget man oft in der Hitze der Affecten eine und dieselbe Sache zwey und mehrmahl, weil man fürchtet, daß sie nicht recht gefasset werden mögte.

Ein Gedanke sezet sich durch eine gedoppelte Vorstellung in dem Gemüthe desto tiefer und fester, wie ein Nagel durch einen verdoppelten Schlag desto tiefer in das Holz hineingeht. Wahr ist, daß der Leser, der nicht im Affecte ist, eine und dieselbe Sache sich nicht gerne zweymahl nach einander vorsprechen läßt, weil dieses ihn eines langsamen Verstands anzuklagen scheint: Aber er nimmts zu Dank und Vergnügen auf, wenn ein gleicher Gegenstand ihm in einem veränderten Auspuß gedoppelt vorgestellt wird. Wenn auch ein Verfasser, zumahl in einer Bewegungsvollen Schrift, sich einmahl von dem Gemüthe des Lesers Meister gemacht, so lieget ihm dann weiter ob, die angenehme Unruhe des Affects, in welchen er ihn gesezt, zu unterhalten, denselben auf einen gewissen Grad zu erhöhen und auf ändernde Weisen anzugreifen. Nun kan dieses nicht besser geschehen, als mittelst herrlicher und schöner Bilder, welche uns solche Umstände lebhaft vorstellen, wodurch das Gemüth kan gerühret, und der Affect angeflammt werden. Wir werden von diesem Punct mehr Licht und Ueberzeugung bekommen, wenn wir einige besondere Stellen nach dieser Absicht untersuchen werden.

Opiz, der Vater der deutschen Poeten, hat in dem Gedichte an den Burg-Grafen

von Dohna, im ersten B. der P. W. ein zierliches und zugleich nachdrückliches Gleichniß angebracht, womit er das Ansehen und den Glanz, so derselbe sich am Kaiserlichen Hof erworben hatte, mehr mahlet, als beschreibt.

Hier hat dein Glanz, du Licht der Zeiten! mehr geschienen,
Als wann sich Hesperus macht an des Himmels Dach
Und zeucht der Sternen Heer ihm sämtlich hinten nach.

Welchen Zusatz von Licht und Glanz streuet dieses Gleichniß-Bild, da der Schimmervolle Abend-Etern vorne an die Spitze und das Haupt des Sternen-Heeres gestellt wird, über den nacketen Begriff! Und was für ein Nachdruck wird damit vereinigt, wenn es heißt: Eben so weit übertraf der Graf das ganze Heer der Hof-Leute. Ja der Poete fand in diesem Verhältnisse noch keine genugsame Gleichförmigkeit, derowegen er, aus Furcht, daß er zu wenig gesagt hätte, hinzusetzt: Er habe noch mehr geschienen. Bey alle diesem Reichthum von Glanz und Nachdruck, welchen er so künstlich auf seine Schilderen ausgegossen hat, ist noch die bescheidene Mäßigkeit und Eingezogenheit des Poeten am meisten zu loben. Ein anderer hätte kein geringeres Bild, als der Sonnen, erwehlet, alleine die Wahrscheinlichkeit, welche aus der Aehnlichkeit entspringet, wäre dadurch verletzt worden;

worden ; denn die Sonne ist der Kaiser unter den Sternen , und in ihrem Begleit ist Helperus der vörderste , und ihr beständiger Gefährte , welchem dann das ganze Heer der Sternen nachfolget.

Virgil beschreibet die gängliche Umkehrung von Troja im zweyten Buche der Eneis mit diesen Zeilen ; V. 624.

*Tum vero omne mihi visum considerare in ignes
Ilium & ex imo verti Neptunia Troja.*

Es war dem Poeten viel daran gelegen , daß der Umstand von dem gänglichen und äußersten Untergang dieser Stadt wohl bemercket und ins Gedächtniß gefasset würde. Weil er nun besorgete , daß *ex imo verti* , womit er diesen Umstand ausgedrückt hatte , mögte viel zu schwach und undeutlich seyn , als daß es einen genugsamen Eindruck in dem Gemüth des Lesers machen sollte , so bildete er denselben mit folgendem ausführlichen und nachdrücklichen Gleichniß aus , in welchem wir so wohl den Grimm der Feinde , als die gängliche Verwüstung der Stadt Troja mit Erstaunung vor Augen sehen :

*Ac veluti summis antiquam in montibus ornum
Cum ferro accisam crebrisque bipennibus instant
Erudere agricolæ certarum ; illa usque minatur,
Et tremefacta comam concusso vertice nutat,
Vulneribus donec paullatim evicta supremum
Congemuit , traxitque jugis avulsa ruinant.*

Indess. n

Indessen muß man hier die Aehnlichkeit und Übereinstimmung nicht in dem Bild suchen, so fern es vor sich abgesondert genommen wird, denn da fände man zwischen einem Baume und einer Stadt, wie Troja war, eine grosse Ungleichheit. Die Übereinstimmung steckt in der ähnlichen Handlung, welche bey beyden mit gleich grossem Eifer und Bestreben vorgenommen, und bey beyden mit einerley Erfolge, nemlich dem gänglichen Untergang und Fall, begleitet wird. Der Poet sah hier nicht auf das Schreckliche, womit diese Verwüstung verknüpft war, dann in solchem Fall wäre dieses Bild nicht richtig gewesen; sondern er wollte alleine den Begriff von der völligen Umkehrung dieser Stadt, den er nur schlechterdings mit den Worten *ex imo verti* ausgedrucket hatte, erhöhen. Ferner kan man hier anmercken, daß Virgil in Ausbildung dieses Gemähltes den Fall des Baumes sehr schwer macht, und lange verzögert, er läßt ihn nicht von wenigen Streichen fallen, *crebris bipennibus instant*, und zwar um die Wette, *certatim*, und ungeachtet dieser sauren Arbeit truket der Baum noch, *illa usque minatur*; und die Wörtlein *donec paulatim* in der fünften Zeile zeigen noch klärer, daß es den Arbeitern viel Zeit und grosse Mühe gekostet habe, eh und bevor sie zu ihrem Zwecke gekommen sind, und den Baum gefällt haben. Endlich drucket er den Fall dessel-

ben überaus lebhaft und kräftig mit diesen Worten aus :

- - - - - Supremum
Congemuit . traxitque jugis AVVLSA RVINAM.

Ich kan hier nicht unterlassen, den fertigen, biegsamen und gelenckigen Geist des Poeten zu loben, der ein und eben dasselbe Bild eines Baumes so geschickt zuzurichten gewußt hat, daß er an einem andern Orte einen ganz andern Begriff damit ausgebildet hat. Denn wenn er im vierten Buche B. 441. den steifen und unerbittlichen Vorsatz des wegeilenden Eneas nachdrücklich ausdrücken will, so thut ers ebenfalls durch die Vergleichung mit einem Eich-Baume :

Ac velut annoso validam cum robore quercum
Alpini Boreæ nunc hinc nunc flatibus illinc
Eruere inter se certant ; it stridor , & alte
Consternunt terram concusso stipite frondes :
Ipsa hæret scopulis : & quantum vertice ad auras
Ætherias , tantum radice in Tartara tendit.

Wenn Opitz den Schrecken nachdrücklich erhöhen will, damit er uns denselben in den Busen jagete, thut ers mit vieler Geschicklichkeit durch das Mittel der Sinn-Bilder von erschrecklichen Dingen. Auf diese Weise beschreibet er in dem Lob-Gedichte auf den König in Pohlen die Ankunft eines mächtigen Heeres von Barbarn :

Wie

Wie wenn ein kalter Sturm den Schloß den er gebietet,
 Hoch aus den Wolken her durch Thal und Wälder führet,
 Und auf die Saate wirft, daß ihm der Acker-Mann
 Zur Erde keinen Frost noch Hoffnung machen kan:
 So kam der Heiden Volk weit von dem Nilus-Strande
 Von Taurus Klippen her. - - - - -

Der Poet wollte hier nicht allein die ungezähligte Menge der Barbaren, und zugleich die Verheerung, so sie bey ihrer Ankunft angerichtet, vorbilden, wie denn dieselben im buchstäblichen Verstande die Saate auf dem Feld ohne Verschonen zertreten und ausgerissen haben, sondern zugleich als in einer Allegorie ihren grausamen und barbarischen Sinn characterisiren. In derselben Absicht hat Pössel dieses Gleichniß im dritten Buche seines Wittefinds angewendet, B. 376.

Dies Wort war kaum geredt, als ich schon konnte sehn
 Des Feindes erstes Glied gequetscht zu Boden liegen,
 Als wann bey Sommer-Zeit gefrorne Schlossen fliegen
 Aus schwarz-bewölkter Luft, dadurch der Acker-Mann
 In einem Augenblick zerschmettert schauen kann
 Die Hoffnung-reiche Erd. - - - - -

Auch ist hier nicht zu vergessen, daß Opitz in dem erst-angeführten Gleichniß-Bilde die Ankunft dieser Barbaren von weit-entlegenen Gegenden deutlich bezeichnet, wenn er die Schlossen hoch aus den Wolken herunter steigen läßt; man wird Mühe haben, ein anderes bequemes Bild zu finden, diesen Umstand anzudeuten.

Wenn eben dieser belobte Poet in dem vortreflichen Gedichte, Vesuvius, das grim-mige Wüthen dieses Feuer-spendenden Bergs nach seinen schrecklichen Umständen beschreiben will, so nimmt er das Bildniß vom Kriege:

- - - - - Bald kömmt ein solches Krachen,
Als wann der Jupiter mit Donner in die Sachen
Der schnöden Menschen schlägt, daß aller Grund der Welt
Erzittert, oder auch im Fall ein kühner Held,
Der für die Freyheit steht, und seine grosse Thaten
Auf gute Sache pflanzt, mit feurigen Granaten
Ergrimmet um sich wirft, und zwinget eine Stadt,
Die noch an Billigkeit der Waffen Zweifel hat,
Zu glauben was ihr dient. - - - - -

Hingegen wenn er im ersten B. der P. W. den Jammer beklagen will, den der Krieg in seinem Vaterlande angerichtet hatte, so dienen ihm eben diese schrecklichen Wirkungen des wüthenden Vesuvius, die Verheerung des Kriegs schrecklich vorzubilden.

Wir können freylich nicht fürbey, mein Vaterland,
Und müssen nur gestehn, der Himmel sey entbrandt,
Dass dessen Zorn-Gericht so viel und schwere Plagen
Von allen Ecken her bey dir zusammen schlagen;
Als wann Vesuvius aepichte Steine speyt,
Und den Tyrrhener-Strand mit Flammen überschneyt,
Dass Feld u. Wald verdorrt, dass Vieh u. Menschen zittern,
Aus Zweifel ihrer Flucht, dass ganze Städte splintern,
Und fliegen in den Rauch. - - - - -

Und

Und wenn der Herr von Besser die Bombardierung der Stadt Stettin beschreibt, ist er in dem Gleichniß, Milde davon sehr sorgfältig, alle die erschrecklichen Umstände, so dabey vorgekommen, heraus zu streichen.

Gleichwie wenn unverhofft bey schwüler Frühlings-Zeit
Drey Wetter auf einmahl, als wie zu einem Streit,
Von Süden, Ost und West zusammen aufgezozen,
Und nun der Himmel brenne mit lichten Feuer-Bogen:
Denn alles jagt und starrt, bey der entbrandten Luft,
Wenn der erwachte Blitz auch seinen Donner ruft,
Und beyde Schlag auf Schlag schnell durch einander
streichen,

Daß in der Finsterniß die Schatten selbst erbleichen.
Die Thiere stehn bestürzt, die Hindin die verwirrt;
Als wenn sie ihrer Frucht nun weiter nicht bedürft:
Nun gar die Wolcken fliehn, der Erden Feste zittern,
Und in den Alpen sich die Stein-Gebürge splintern;
So gieng es dir Stettin, als gegen Mitternacht,
Die an sich schrecklich ist, der grossen Mörser Macht,
Von allen Lägern her, auf dich began zu wettern,
Und mit der Felsen-Last die Mauern zu zerschmettern.

Wiewohl dieses Gleichniß ziemlich historisch, und von poetischem Zierrath entbloßt ist, so ist es dennoch überaus nachdrücklich und voller Schrecken. Hr. Doctor Pietsch hat dasselbe Gleichniß in seinem Gedichte auf des Herzogs Eugenius Feld-Zug gebraucht, die Belagerung und Bestürmung von Lemeswar zu schildern:

Wie wenn der Donner-Gott, in dem sein Zorn erwacht,
Um seinen Feuer-Thron die Schrecken-volle Nacht

Der

Der schwarzen Wolken zieht, die ihn verhüllen müssen,
 Wenn er die Pfeile scharf, und in den Finsternissen
 Den lichten Blitz gebiehet, und durch das schnelle Licht
 Den Eiser sehen läßt, des Himmels Welle bricht
 Und alles niederschlägt, bis in den Ungewittern
 Die Kiesen untergehn, und Meer und Felsen zittern.
 So hebet, o Eugen, bey des Geschüßes Knall
 Der Mauren Gegenstand, der unbezwungne Wall
 Das Gold, das freche Gold befallt ein kaltes Grauen,
 Wenn ein zerschmetternd Feuer aus unsers Adlers Klauen
 Auf ihre Scheitel fällt, wenn sich sein Zorn ergießt,
 Wenn Licht, wenn Finsterniß, wenn alles schrecklich ist,
 Der ganze Himmel brennt, der durch gehäuftes Krachen
 Dem festen Räuber-Eis ein Ende dreut zu machen.

Die Zubereitungen zu dem erschrecklichen Ungewitter sind wohl und poetisch ausgedrückt, ausgenommen daß in der dritten, vierten und fünften Zeile einige müßige Ausdrücke, welche der Reim mag ausgehecket haben, eingeschoben werden. Diese Verse bekommen weit mehr Nachdruck, wenn diese Umstände ausgelassen werden. Aber wenn er ferner die verderblichen und erschrecklichen Wirkungen des Ungewitters beschreiben will, ist er überaus kurz und matt, auch ist er nicht sonderlich glücklich in der Wahl der Umstände. Das Zeit- Wörtgen Bis in der siebenden Zeile hemmet die Schnelligkeit dieser Wirkungen. Der Untergang der Kiesen in der folgenden Zeile ist in Vergleichung dessen, was er bloß zuvor gemeldet, daß das Wetter alles niederschläge, ein viel zu kleiner Umstand,
 als

als daß er insbesondere hätte bemercket werden sollen. Endlich ist auch das Stück, worauf die Vergleichung hat beruhen sollen, oder das Tertium comparationis nicht wohl ausgedrückt, und der Poet saget nicht was er sagen gewollt.

Dieses ist nicht aller Nutzen, welcher von diesen Gleichnissen herfließt; sie dienen überdieß trefflich, die verschiedenen Gemüths-Bewegungen gleichsam sichtbar zu schildern, und die besondern Grade der Höhe, auf welche eine Leidenschaft gestiegen ist, deutlich zu bestimmen, damit das Gemüthe dadurch in der angenehmen Unruhe und Aufwallung nach denen jedes mahl herrschenden Umständen unterhalten werde. Nachdem die Gleichnisse sehr oft in dieser Absicht vorkommen, so wird sich wohl der Mühe lohnen, daß wir diesen Gebrauch derselben mittelst Untersuchung etlicher Exempel aus alten so wohl als neuen Poeten etwas sorgfältiger erklären.

Homerus beschreibt die Freude, welche Ulysses Herk eingenommen, als er einmahl von weitem Land erblicket, nachdem er schon zween Tage und eben so viel Nächte auf einem Balcken mitten in dem erbosten Meere herum getrieben worden, und jezo ganz abgemattet allen Muth zugleich mit den Kräften verlohren hatte, wie folgt, im fünften Buche der Odyssea B. 394.

„Wie

„ Wie wann wohlgeartete Kinder mit in-
 „ nerlicher Zufriedenheit ihren Vater sich
 „ erhohlen und wieder aufleben sehen, wel-
 „ cher lange Zeit an einer schweren Krank-
 „ heit danieder gelegen war, und hefftige
 „ Schmerken ausgestanden hatte, weil eine
 „ feindselige Gottheit ihm heftig zugesetzt
 „ hatte, aber jeko von gütigern Göttern
 „ ihrem Wunsch gemäß von seiner Krank-
 „ heit befreuet wird, mit eben so grosser
 „ Zufriedenheit sah Ulysses nach seinem
 „ Wunsch das Land und waldichte Gebürge
 „ erscheinen. „ Homer hätte einfältig sagen
 können: Eine ungemaine Freude stellte sich
 in Ulysses Herze ein, als er das Land er-
 scheinen sah: Alleine damit hätte er uns ei-
 nen viel zu matten und ungewissen Fegriff
 gemacht. Ich bitte ferner hier anzumer-
 ken, daß der Poet in den vorhergehenden
 Zeilen die ungedultige, mitleidige und Kum-
 mer-volle Sorge des Lesers für den Ulyss-
 ses durch eine umständliche Beschreibung
 der anwachsenden Gefahr, worinn er sich
 befand, langsam und allmählig erwecket,
 ernehret, und zuletzt auf das höchste getrie-
 ben hatte. Daher ließ er ihm jetzt ange-
 legen seyn, daß er von Leser in dieser Be-
 wegung behielte, und ihn nicht plötzlich,
 sondern nach und nach wieder beruhigte.
 Das menschliche Gemüthe ist so geartet,
 daß es mit Lust in der Bewegung ist, es
 gehet

geht gerne von einer Leidenschaft zur andern fort, und eine wird immer von der andern vertrieben. Gleichwie das aufgebracht Meer, das die Wellen wie Berge aufthürmet, nicht gählingß wieder fällt, sondern Staffel-Weise sich leget und besänftigt, also wird auch das Gemüthe, das von unangenehmen Leidenschaften beunruhiget worden, nur allmählig befriediget und zur völligen Stille gebracht. Dieses geschieht durch das Mittel angenehmerer Leidenschaften. Wann widerwärtige und hohe Leidenschaften unmittelbar auf einander folgen, muß allemahl je die letztere desto empfindlicher seyn, und dieser Absatz ist überaus angenehm für die Leser. In diesem Abscheu hat Homerus in dem angeführten Gleichniß des Ulysses Herz gleichsam aufgeschlossen; er läßt uns darinnen schier vor Augen sehen, wie die Todes-Angst, die seine Brust ohne Hoffnung der Errettung beklemmet hatte, der plötzlichen Freude, so die anscheinende Hoffnung sich noch zu retten, in ihm aufglimmen lassen, nachgeben muß; diese Freude war um so viel grösser, je grösser vorher die Gefahr, und je weniger Hoffnung zur Errettung übrig gewesen war. Dadurch wird das Gemüthe des Lesenden, so wohl als des Ulysses, in eine angenehme und unerwartete Veränderung gesetzt, welchen Absatz die Franzosen mit einem

nem Mahlerischen Wort, Contrast, zu benennen pflegen; die mitleidens-volle Sorge wird in eine ergeßende wiewohl unruhige Zufriedenheit verwandelt. Ob hier gleich die Gefahr, worinn die Kinder in dem Gleichniß-Bild vorgestellt werden, dem Scheine nach mit der Gefahr, welche Ulyßes überstanden, wenig gemein hat, so ist dennoch sehr geschickt ausgelesen worden, die zärtliche und doch dabey vernünftige Liebe Ulyßes für sein Leben auszudrücken. Kinder lieben ihre Eltern aus Trieb der Natur und aus Pflicht; nicht anders liebet Ulyßes sein eignes Leben. Hierunter lieget die Lehre verstecket, man müsse die Eltern eben so hoch lieben, als sein eigenes Leben, welches man auch durch ihr Mittel empfangen hat. Falls nun Ulyßes Liebe für sein Leben nicht grösser gewesen, als die Liebe der Kinder für ihrer Eltern Leben ist und seyn soll; so war folglich Ulyßes Freude über die anscheinende Erhaltung auch nicht grösser als die Freude der Kinder ist, wenn ihnen ein liebevoller Vater wider Verhoffen wieder geschencket worden; denn die Liebe für ein Gut, das uns genommen werden sollte, ist auch das Maß der Freude, die wir fühlen, wenn dasselbe uns gegen alles Hoffen bleibt.

Was sonst Ulyßes hier mitten in den Wellen für Gefährlichkeit ausgestanden, hat der Poet an einem andern Orte sehr geschickt in einem Gleichniß zu verfassen gewußt, um die

Herz.

Hertz empfindliche Freude zu beschreiben, welche seine Gemahlin überfallen, als sie ihn nach seiner so langen Abwesenheit, da sie ihn längst für todt beweinet, in ihrem Pallaste wieder anheimisch gesehen, und für ihren Gemahl erkennt hatte. Dieses Gleichniß findet sich im drey und zwanzigsten B. der Odysf. v. 233. „Wie wann verunglückte Schiffer mit inniglicher Zufriedenheit das Land ansehen, im Fall der zornige Neptunus ihr starckes Schiff, nachdem es von den Winden und ungestümen Wellen herumgejaget worden, endlich an einer Klippe zerstoßen, so daß nur wenige aus dem schäumenden Meer aus Land schwimmen, welche dann, an ganzen Leibe mit Salz besudelt, nach überstandnem Unglück fröhlich auf das Gestade heraus springen. Also ward Ulyses von seiner Gemahlin mit inniglicher Zufriedenheit empfangen, welche ihn unaufhörlich ansah.“ Homer hat ohne allen Zweifel auf die oben angezogene Begebenheit gesehen, als er dieses Gleichniß-Bild verfertiget. Und fürwahr, dasselbe ist überaus bequem, Penelopen Freude über die Wiederkunft ihres Gemahl, welchen sie nicht hatte hoffen dörfen jemahls wieder zu sehen, nachdrücklich zu beschreiben. Ihr könnet darinnen lesen, wie ihr zu Muth gewesen, als sie ihn das erste mahl wieder gesehen, nemlich nicht anderst, als ob man ihr das eigene

F

Leben

Leben geschenkt hätte. Ihr sehet da die freudige Aufwallung in ihrer Brust gleichsam vor Augen. Ein solch geschickter Mahler ist Homerus, daß er auch selbst die verborgensten Regungen des Herzens gleichsam sichtbar machen und empfindlich vorstellen kan. Das Gleichniß-Bild ist desto richtiger, weil es vom Meer hergenommen, welches Ulysses in der That auf seinen Reisen am fatalsten gewesen war, und ihn immer weiter von seinem väterlichen Reiche verschlagen hatte. Man kans als eine Allegorie ansehen, worinne das abentheurliche Schicksal dieses Helden kurz-begriffen vorgestellt wird.

Hr. Professor Gottsched hat in der Ode, Sachsens völlig ersetzter Verlust, Homer hierinne glücklich nachgeahmet, wenn er Sachsen-Lands Freude über die sichere Nachricht von Friederich Augusts Leben, den man fälschlich todt gesagt hatte, also beschreibet:

Wie eine zarte Braut erwacht,
 Wenn sie des Liebsten Stimme höret,
 Nachdem der Hochzeit-Kerzen Pracht
 Ein trauriges Gerücht von seiner Brust gestöret:
 Sie richt sich auf, und sieht umher,
 Und horcht bestürzt und zweifelt sehr,
 Ob irgend sie darbey ein süßer Traum betrogen:
 Doch endlich glaubt sie, was sie sieht;
 Und weil ihr Glück nun wieder blüht,
 So wird im Augenblick der Braut-Schmuck angezogen.
 So

* * *

So seh' ich Sachsens matten Blick
 Auf einmahl hell und munter werden:
 Der bloße Ruf von solchem Glück,
 Gesezt es wäre falsch, erweckt es aus der Erden.

Dieses Gleichniß ist wohl gewehlet, und nicht unglücklich ausgebildet. Es giebet dem nacketen Begriffe von der frohen Bestürzung, in welche das ungewisse Gerücht von des Königs Leben Sachsen-Land gesezt hatte, einen grossen Nachdruck, und es läßt uns desselben zärtlichste Triebe, den König in hoher Wohlfahrt zu sehen, in einem ähnlichen Bilde gleichsam abmessen.

Wenn Homerus gleicher Weise das ungedultige Verlangen, womit Ulysses in Pheacien die Stunde seiner Abreise nach dem so sehnlich gewünschten Vaterland erwartet, recht deutlich beschreiben will, so nimmt er das Gleichniß von einem Ackermann, welcher mit heissem Verlangen auf den Untergang der Sonnen wartet, weil er dann zu der gewünschten Ruhe kommen soll. Im dreyzehenden B. der Odyssea, v. 31. „Wie einer sich nach dem Nachtmahl sehnet, welcher den ganzen Tag die Pflug-Schaar geleitet und von seinen schwarzen Ochsen tiefe Furchen in dem Acker graben lassen; Er siehet das Licht der Sonnen mit Freude untergehen, und die Stunde des Nacht-Essens her-

„ bey kommen, die Knie sincken ihm schier
 „ ein, indem er nach Hause geht; also sah
 „ Ulysses mit Vergnügen die Sonne unter-
 „ gehen. „ Der Poet hatte im neun und
 zwanzigsten Verse Ulysses Ungedult also be-
 schrieben: „Ulysses lenckte das Haupt öf-
 „ ters nach der helle-leuchtenden Sonnen,
 „ und wünschte, daß sie bald untergehen
 „ mögte, denn er verlangte sehnlich in das
 „ Schiff zu steigen. „ Scilicet animo cupido
 nunquam satis festinatur. Diejenigen stum-
 men und sanften Leidenschaften, die sich
 entweder gar nicht durch äußerliche Merk-
 mahle oder nur ziemlich undeutlich offen-
 baren, als z. E. die Freude, die Bestür-
 zung, das Verlangen &c. können unmög-
 lich nach dem wahren Masse und dem Grad,
 worauf sie sich befinden, anders beschreiben
 werden, als durch eine Vergleichung, oder
 ein ähnliches Beyspiel. Also wird hier ge-
 sagt: Ulyssens Verlangen abzufahren war
 so groß, als zum Exempel die Eehnsucht
 eines Ackermanns der den ganzen Tag sich
 müde gearbeitet hat, nach dem Feyerabend
 ist. Die Aehnlichkeit beruhet hier alleine auf
 der Höhe der Begierde, welche bey bey-
 den auf einen gleichen Grad angewachsen
 war, ob sie gleich nicht von einerley Ursa-
 che bey beyden herrührte.

Eine gleiche Verwandtniß hat es mit dem
 Gleichniß im siebenzehenden B. v. 518. wo
 mit

mit Eumeus Penelopen nachdrücklich will zu verstehen geben, mit welcher empfindlichen Lust er die seltsamen Begebenheiten seines fremden Gastes angehört habe:
 „Wie man einen Poeten mit unverwandten Augen anschauet, der unter sterblichen Menschen süßschallende und liebliche Verse singet, in welcher Kunst er von den Göttern unterwiesen worden, man wünschet, weil er singet, daß er niemahls aufhören mögte. Also belustigte mich dieser Fremdling, indem er bey mir sitzend mir seine Begegnisse erzählte.“ Wer die Mühe nehmen will der Sache nachzusinnen, der wird finden, daß eine Erzählung uns aus folgenden Ursachen gefallen wird, entweder hat sie einen anmuthigen und reizenden Inhalt, oder die Glücks- und Unglücksfälle wechseln darinnen auf eine verwunderliche Weise ab; oder endlich geschieht sie mit einer geschickten und ans Herz dringenden Art der Vorstellung. Es ist wahrscheinlich, daß alle diese Eigenschaften sich in des unbekannten Ulysses Erzählung vereinigt gehabt haben. Das erste läßt sich daraus abnehmen, weil derselbe sich bey Eumeus für einen vertrauten Freund des Ulysses ausgegeben *, und daneben bezeuget **, daß Ulysses noch im Leben wäre; welches dem guten Alten sehr angenehm war

F 3

war

* Vers 522.

** Vers 525.

war zu hören. Das zweyte giebt der Poet damit zu verstehen, daß er Eumeus sagen läßt: Ulyßes habe in drey Tagen die Erzählung von seinen Begebenheiten, oder wie es heißt von seinem Jammer, nicht vollenden können*. Und am dritten wird niemand zweifeln, dem Ulyßes Ruhm in der Wohlredenheit nicht verborgen ist.

Ich muß diesem Gleichniß noch eines aus dem achten B. v. 522. befügen, wo der Poet beschreiben will, wie schmerzempfindlich Ulyßes durch den entzückenden Gesang des göttlichen Sängers Demodocus gerührt worden; welcher von der listigen Ueberrumpfung der Stadt Troja, unter Ulyßes Anführung, laute: „Ulyßes quälete sich und ba-

„dete die Wangen in Thränen, wie eine
 „Frau ihren werthesten Ehegatten beweinet,
 „und ohne Schue sich auf den Mund des halbr-

„entselten wirft, welcher im Angesicht seiner
 „Vater, Stadt und seiner Mit-Bürger zu
 „Norden geschlagen worden, alldieweil er mit
 „grosser Tapferkeit gestritten, den fatalen Tag
 „von der Festung und seinen geliebten Kin-

„dern abzuwenden. Indem sie ihn töcheln
 „und sterben siehet, stürket sie sich ganz und
 „gar auf ihn, und heulet überlaut. Die grau-

„samen Feinde schlagen sie nichtsdestoweniger
 „von hinten mit den Spiessen auf die
 „Schultern und den Rücken, und führen sie

„ in

* Vers 515. 517.

„ in die Slaveren , wo Kummer-volle und
 „ beschwerliche Tage auf sie warten. Die
 „ Wangen fallen ihr von Herz-brechendem
 „ Leid ein. Also ließ Ulysses Kummer-volle
 „ Zähren über die Wangen hinunter tropfen...
 „ Dieweil der Poet eine äußerst-empfindliche
 „ Betrübniß , welche Ulysses das Herz durch-
 „ schnitten hatte , und sich unmöglich unter-
 „ drücken ließ , ausdrücken wollte , so erwählt
 „ er sehr bequem eine Weibsperson zum
 „ Vorbild , nachdem die Frauen insgemein
 „ weichere , gärttere und empfindlichere Seelen
 „ haben , und damit er dieselbe in einen gerech-
 „ ten und höchst-empfindlichen Schmerzen ver-
 „ setzte , so erdichtete er die beweglichsten Um-
 „ stände , welche vermögend waren sie am schnel-
 „ lesten und heftigsten zu rühren ; Er stellte ihr
 „ ihren geliebten Ehegatten vor das Gesicht ,
 „ der in einem Gefechte umgekommen , und zwar
 „ im Gefechte für das Vaterland und seine Kin-
 „ der. Und damit ihr noch klärer sähet , wie
 „ empfindlich ihr dieses Schau-Gericht vorkom-
 „ me , so erzählt er euch ferner , wie diese Herz-
 „ durchschneidende und mitleidens-volle Liebe
 „ sie zu unbesonnenen und verwegenen Unter-
 „ nehmungen verleitet habe , so daß sie sich
 „ mitten unter die Streitenden begeben , sich
 „ auf ihn geworffen , und dem Schmerken sich
 „ ganz ergebend , ohne Fürsorge für ihre ei-
 „ gene Wohlfahrt , überlaut geschrien. Lau-
 „ ter Umstände , welche die Schmerkens-volle

Empfindung dieser Frauen unendlich vergrößern. Da nun Ulysses Wehmuth-reiche und innigliche Empfindung mit dem Gemüths-Zustand derselben verglichen wird, so hätte solche schwerlich triftiger und nachdrücklicher können ausgedrückt werden. Dergestalt wird hier nicht Ulysses mit einer Frauen, sondern seine Empfindung mit der ihrigen, welche von Natur heftiger ist, nach ihrer wahren Grösse verglichen und abgemessen. Weiter, wann Homerus, da es ihm frey gestanden war Umstände nach seinem Belieben zu erdichten, gedenket, daß dieser Ehemann im Gefechte, zum Schutze seiner Vater-Stadt, seiner Mit-Bürger und Kinder, das Leben eingebüßet, so wollte er damit andeuten, daß insonderheit die Erinnerung von dem Verlust so vieler wackerer Helden, die vor Troja geblieben, Ulyssen so tief zu Herze gegangen und solche Kummer-reiche Thränen ausgepresset habe. Endlich, wenn er sie selbst zu einer sehenden Zeugin dieses schrecklichen Anblickes macht, so ist darunter ein geheimes Lob des kunstreichen Dichters Demodocus enthalten, welcher die berühmte Einnahme der Stadt Troja so nachdrücklich und beweglich besungen hatte, daß Ulysses geglaubt, er höre nicht bloß einen poetischen Gesang, sondern sehe die Geschichte selbst vor Augen, und habe aufs neue Theil daran; welches wahrhaftig ein Werk der vollkommenen Wohlredenheit ist.

Gleich-

Gleichwie die Odyssea uns Exempel von Gleichniß-Bildern lehret, welche die zärtlichen und sanftern Leidenschaften zu erhöhen dienen, so wird man in der Ilias hingegen dergleichen Vorbilder von wildern und ungestümnern Aufwallungen in grosser Menge wahrnehmen können. Dieses vermochte der ungleiche Character dieser beyder Gedichte. In der Ilias herrschet der Zorn und der Grimm, man sieht da aller Orten Todte und Sterbende, die Helden darinnen folgen insgemein ihren Affecten und Begierden, welche verderbliche Wirkungen nach sich ziehen, und Beispiele abgeben, wie gefährlich es sey, sich ihrer Herrschaft zu überlassen. Die Odyssea ist ruhiger und stiller, sie sollte ein Beispiel von Klugheit, Gelassenheit und Beständigkeit vorweisen, und der Held darinnen ist ein Bild der Tugend.

Gleich zu Anfang des vierzehenden Buches der Ilias beschreibet der Poet Nestors Unschlüssigkeit mit diesem Gleichniß: „Wie
 „ wann das weit-gestreckte Meer sich über-
 „ schwärmet, und jeko noch mit stummen
 „ Wellen in der Stille zusiehet, wie die
 „ Winde, die in der hohen Luft pfeiffen,
 „ über ihre Gränzen durchbrechen; dasselbe
 „ beweget sich weder her- noch hinwärts, be-
 „ vor daß irgend ein Wind vom Jupiter her-
 „ unter zu steigen kömmt. Also überlegete der
 „ alte Greiß bey sich, ob er sich lieber in das

„ Gefechte mengen , oder den Feldherrn
 „ Agamemnon aufsuchen wollte, mit ihm sich
 „ zu berathschlagen... Anstatt meiner eigenen
 Gedanken , will ich lieber anführen , was
 die Frau Dacier bey diesem Gleichnisse erin-
 nert hat. Es ist, sagt sie, nach meinem Be-
 duncfen kaum möglich, die Unentschlossenheit
 eines Menschen in einer ungemeinen Gefähr-
 lichkeit durch ein erhabeneres und richtigeres
 Gleichniß auszudrücken, welches daneben von
 einer gründlichern Wissenschaft natürlicher
 Dinge Anzeige gebe. Ein wenig vor dem Unge-
 witter fängt das Meer an schwarz und dun-
 kel zu werden, doch bleibt es stille, bis daß
 der Wind aus den Wolcken durchbricht, und
 seine Wellen in Bewegung bringt. Das
 Meer ist hier Nestor, seine stummen und
 schwarzen Wellen sind sein Geist, der von
 dem bevorstehenden Unfall der Feinde und den
 verschiedenen Gedanken, so deswegen bey
 ihm entstehen, und ihn unschlüssig machen,
 verdüstert wird. Der Wind, der vom Ju-
 piter herunter gestiegen, ist der Hauch, der
 vom Himmel kommt, und den Helden zu ei-
 nem Entschluß vermag.

Auch dem römischen Poeten war es nach
 der Erhabenheit seines Geistes ein leichtes,
 solche Sinn-Bilder zu seinen Vergleichen
 zu erwählen, welche vortreflich bequem wa-
 ren, die Sache, wozu er derselben benöthi-
 get war, nachdrücklich zu erhöhen, und das
 Ge-

Gemüthe mit hohen Gedanken anzuſüllen, damit es beſtändig in der Bewegung unterhalten würde. Das zweite B. der Eneis iſt an dergleichen Nachdrucks-vollen Bildern ſehr reich, denn die pathetiſche Materie erforderte ſie allda. Wann Virgil B. 302. des Eneas Beſtürkung beſchreiben will, als er bey Ueberrumpelung der Stadt Troja von dem kriegeriſchen Getümmel aus dem Schlafe aufgeweckt worden, ſo heiſt es alſo:

- - - - - Armorum ingruit horror:
 Excitior ſomno & ſummi faſtigia tecti
 Aſcenſu ſupero, atque arreſtis auribus adſto;
 In ſegetem veluti cum flamina furentibus auſtris
 Incidit, aut rapidus montano flumine torrens
 Sternit agros, ſternit ſata læta, boumque labores,
 Præcipitesque trahit ſylvas: ſtupet inſcius alto
 Accipiens ſonitum ſaxi de vertice paſtor.

Welches Gl. Hr. Hofr. Joh. Ulrich König in dem Helden-Lob Friederich Auguſts ſehr glücklich nachgeahmet, die Beſtürkung über den Einfall der Türcken in Ungarn zu ſchildern:

Wie wann ein wütender und ausgetretner Fluß,
 Indem ihn aufgeſchwellt ein ſtarcker Regen-Guß,
 Hochmüthig ſich erhebt aus ſeinen engen Dämmen,
 Hier Joch u. Brücken pflegt, dort Mühlen wegzuschwen-
 men,

Die Wiefen überſpielt, der Hirt alſdann verzagt
 Die Heerde vor ſich her, der Strohm den Hirten jagt,
 Sich in die Thäler ſtürzt, und immer weiter rückt,
 Des armen Landmanns Saat u. Joſung ganz erſticket,
 Schäumt,

Schäumt, sauset, brauset, rauscht, und alles mit sich reißt;
 Die Mauern untergräbt, die Häuser niederschmeißt,
 Das nahe Dorff verheert, das abgelegne schreckt,
 Den Städten Schaden bringt, und allen Furcht erwecket.
 So hatte dazumahl die ungeheure Macht
 Des wilden Türcken-Heers das Land in Angst gebracht;
 Was lauffen kan, entflieht.

Sonst hat uns Virgil in eben demselben B.
 noch eine Beschreibung von dieser Gemüths-
 Bewegung gegeben, wo er das Entsetzen ei-
 nes Menschen abbildet, welcher einesmahls
 gewahr wird, daß er sich mitten unter einem
 Hauffen Feinde, welche er für Freunde an-
 gesehen hatte, befindet:

- - - - Sensit medios delapsus in hostes:
 Obstupuit, retroque pedem cum voce repressit.
 Improvisum aspris veluti qui sentibus anguem
 Pressit humi nitens, trepidusque repente refugit
 Attollentem iras, & cœrula colla tumentem.
 Haud secus Androgeus visu tremefactus abibat.

Wobey ich gedencken muß, daß das Ori-
 ginal von diesem Gleichniß in dem dritten
 Buche der Ilias B. 33. gefunden wird.

Ben diesen Exempeln aus dem Lateinischen
 Poeten können wir lernen, daß desselben
 Kunst, womit er eine gleiche Gemüths-Be-
 wegung durch nachdrückliche Sinn-Bilder
 recht nach dem Leben ausdrückt und erhöht,
 darinne bestehet, daß er in beyden Stellen
 einen ähnlichen Unglücks-Fall, wodurch eine
 gleiche

gleiche Bestärkung in dem Menschen gegeben wird, mit grosser Geschicklichkeit beschreibt; also daß er im ersten Gleichnisse insbesondere auf die Grösse und Ungestümmigkeit der Noth, im andern auf den unvermutheten Überfall derselben gesehen hat. Denn weil die Bestärkung den Menschen stumm, starr und steiff macht, so kan sie von ihren äusserlichen Merckmahlen und Würckungen nicht deutlich genug, und in dem eigentlichen Grad ihrer Häftigkeit beschrieben werden, wie die zornigen, feindseligen und gewaltthätigen Leidenschaften. Man kan nichts mehrers davon sagen, als was der Poet hier gesagt hat:

Obstupuit, retroque pedem cum voce repressit.

Oder wie er sich weiterhin in diesem andern Buch B. 774. ausdrückt:

Obstupui steteruntque comæ & vox faucibus hæsit.

Mithin weil die Bestärkung so wohl als alle andern Gemüths-Bewegungen ihre verschiedenen Grade und Stufen hat, je nachdem das Unvermuthete oder Erschreckliche in einem Zufall mehr oder weniger groß ist, so konnte der wahre Grad, worauf die Bestärkung sich befand, nicht gewisser und deutlicher ausgedrückt werden, als durch die Abbildung eines ähnlichen Falles von einer gleichen Gefahr, denn wo
die

die Beweg.-Ursache einerley ist, da muß die Wirkung oder der Erfolg ebenfalls gleich beschaffen seyn. Auf eine gleiche Gefahr wird nothwendig eine gleich starke Bewegung im Gemüthe folgen. Man muß aber hier die Gleichheit der Gefahr nicht in der Gleichheit des Zufalles, sondern in der Ubereinkunft der Grösse der Gefahr, oder des Unvermutheten suchen, so sich in Absicht auf eine gewisse Person ereiget, denn einerley Gefahr kan einem Menschen mehr Schrecken als dem andern verursachen. Wenn ihr nemlich in dem zuerst-angeführten Gleichniß aus der Eneis die Gefahr, womit die nächtliche Ueberrumpelung der Stadt Troja begleitet war, das erschreckliche Geschrey der Soldaten, denen Mord und Brand allenthalben nachfolgte, mit dem Getöse und der Verheerung, so ein aufgeschwelltes wüthen- des Wald-Wasser anrichtet, absonderlich in Vergleichung stellen, und deren beyder Grösse und Verhältniß in eurem Kopf gegen einander ausmessen wolltet, so würdet ihr leicht einen mercklichen Unterscheid wahrnehmen. Zum Ex. der Hirt steht im Gleichniß ausser Gefahr,

- - - - - alto
Accipiens sonitum saxi de vertice pastor.

Hergegen befand sich Eneas mitten darinnen. Allein neben dem, daß Eneas beym ersten Über-

Überfall der Bestürkung so wenig wußte, daß er mitten in der größten Gefahr stöhnende, als wenig der Hirt wissen konnte, daß er in Sicherheit wäre, welches Virgil durch das Wort *inscius* ausdrücklich anzeigt; muß man die Größe der Gefahr, so bey diesen beyden Zufällen herrschete, nicht vor sich abgesondert, und wie sie einem in seinem eigenen Kopf vorkommen mögte, sondern nach demjenigen Verhältniß betrachten und abmessen, wie sie nemlich denen Personen, welche sie angehet, natürlicher Weise hat vorkommen müssen. Denn wiewohl die Urtheile von dem Werth der Dinge nach dem verschiedenen Stand, dem Alter, der Wissenschaft, den Vorurtheilen der Menschen sehr verschieden sind, so ist nichtsdestoweniger bey alle diesem Unterscheid die Empfindung einer gleichen Gemüths-Bewegung bey allen Menschen einerley. Auf dieses persönliche Verhältniß weist uns auch Virgil ausdrücklich, wenn er sagt: *Arrectis auribus stupens adsto; veluti pastor stupet, cum, &c.* Aus dieser Ursache hat er auch in der ausführlichen Beschreibung der Gefahr eben diejenigen Umstände geschickt ausgelesen, welche die Bestürkung eines Hirten, Feld- und Landmanns, auf den höchsten Grad empor heben konnten.

Sternit agros, sternit fata lata, boumque labores.

Auch

Auch kan man bey alle denen angeführten Stellen dieser rechtschaffenen Poeten des Homers und Virgils überhaupt anmercken, daß sie die Natur der Leidenschaften des menschlichen Gemüthes nicht alleine nach ihrem innerlichen Grund und ihren Würckungen, sondern auch in ihrer Zeugung und Ursprung völlig eingesehen, und daher allemahle, so oft sie eine Gemüths-Bewegung nach ihrer Beweg- Ursache beschreiben wollen, geruht haben, eine Leidenschaft, je nachdem es der absonderliche Zweck an einem Orte so o'er anderst erforderete, nach ihrem Belieben bis auf einen gewissen Grad zu führen und zu erheben, wie auch in einem erdichteten ähnlichen Falle diejenigen Umstände aufzumützen, welche eine Person nach ihrem Stand und Umständen am schnellsten und häufigsten zu rühren vermochten. Man wird von mir nicht fodern, daß ich mich hierüber weitläuftiger einlasse; Es ist schon genung, daß ich zeige, worinne die Kunst derer vortreflichen Poeten, welche jedermann so wohl gefallen, bestehe, und dabey die nöthige Anleitung gebe, wie man sich meine Anmerkungen zu Nute machen müsse, im Fall man vermittelst derselben die Schönheit einer besondern Stelle, und den Grund, warum sie jedermann so wohl gefällt, entdecken will. Wenn ich selbst ein jedes Exempel, so ich anziehe, auf diese Weise

Weise so genau untersuchen wollte, so würde mein Werk allzuweildäufig gerathen, und dem Leser bald Verdruss und Ekel erwecken, welcher lieber hat, daß man seiner eigenen Einsicht etwas überläßt, woran er einen Versuch thun möge, wie weit seine Kräfte langen. Demselben will ich demnach anheim geben, mit solchen Stellen, worinnen verschiedene mildere Gemüths-Bewegungen, zum Ex. eine Freude, ein Verlangen oder eine Sehnsucht, eine Lust oder auch eine schmerzliche Empfindung in einem gewissen Grad ihrer Höhe nach ihrer Beweg-Ursache characterisirt werden, eine Probe anzustellen; ich bin versichert, daß er meine Erinnerungen in denselben gegründet finden wird; Dieses wird ihn dann nicht länger in der Ungewißheit stehen lassen, ob er sein Urtheil von dem, was in einer Schrift schön und angenehm ist, auf eine tumme Empfindung, oder auf gewisse wohl-befestigte Sätze bauen müsse.

Noch giebt's gewisse Leidenschaften, so sich schwerlich in der Brust verschliessen lassen, und sich nicht bloß durch geringe und ungewisse Merkmale in den Gliedmassen erzeugen, wie die Freude, die Bestürzung, das Schrecken und andere thun, sondern so bald sie im Herzen erzeugt sind, mit Ungestüm hervor- und loßbrechen, und sich durch schädliche Wirkungen offenbaren. Von dieser
G schlimm

schlimmen Art sind alle hitzige, feindselige und wilde Neigungen; 3. E. die Berwegenheit, die Ungedult, die Rache, die Wuth und so fort. Diese Gemüths-Bewegungen haben gleichermassen ihre verschiedenen Grade und Stufen, welche sich eben durch die besagten Gewalt-übenden Wirkungen am deutlichsten entdecken; dergestalt, daß es in Beschreibung derselben, wann man einen gewissen Grad ihrer Höhe genau bestimmen, oder nachdrücklich erhöhen will, hauptsächlich darauf ankommt, daß man in einem richtigen Bild die gewaltthätige und meistens verderbliche Wirkungen solcher Gemüths-Bewegungen nach denen dabei vorkommenden, vergrößernden Umständen in dem rechten Masse lebhaft abbilde. Welches auf zweyerley Wege geschehen kan. Entweder entlehnet man diese Bilder von solchen Wesen so einer gleichen Neigung unterwürfig sind, und welchen diese wilden und schädlichen Leidenschaften von Natur angestammt sind, und gleichsam für eigen zugehören, ich meine die Thiere: Oder von gewissen Dingen, so zwar für sich selbst keiner Leidenschaft fähig sind, jedoch nichtsdestoweniger eben dergleichen verderbliche Wirkungen zeugen können; welche öfters Werkzeuge der Rache sind, womit die Hand des Allmächtigen auf die verruchten Menschen schlägt. 3. Ex. der Wind, der Donner, der Hagel, das Feuer,

Feuer, das Wasser, und s. f. Denn da sich die Grade der Höhe, auf welche eine solche Gemüths - Bewegung angewachsen, durch deren bloße Würckungen deutlich offenbaren, so sind die Bildnisse dieser Würckungen schon zuänglich, das eigentliche Maß solcher Gemüths - Bewegungen vorzubilden. Lasset uns dieses mit einigen Exempeln erläutern.

Homerus beschreibt im zwey und zwanzigsten B. der Odyssea Ulysses freudigen und hohen Muth, mit welchem er an den Ruhlern Rache geübet, dergestalt: „Wie die
 „Habichte, mit krummen Klauen und ha-
 „figten Schnäbeln bewaffnet, von dem Ge-
 „bürge herunter steigen und die kleinen Vö-
 „gel überfallen. Diese dörrffen sich aus
 „Schrecken nicht in die Wolcken erheben,
 „sondern flattern dem Boden nach in der
 „Irre herum. Jene stellen unter diesen ein
 „grausames Schlachten an. Denn sie wif-
 „sen sich nicht zu schätzen, noch durch die
 „Flucht zu retten, noch irgend in einen sichern
 „Ort zu verbergen. Die todten werden den
 „Menschen zur Ausbeute, welche sich dar-
 „mit gütlich thun. Also fielen Ulysses und
 „seine Freunde in die Nachwerber, und schlus-
 „gen sich mit ihnen in dem Hauf herum. „
 Ein anders Exempel findet man im zweyten B. der Eneas B. 495.

Das Gleichniß-Bild ist eben dasselbe, welches Virgilius gebraucht hat, aber duo enim faciunt idem non est idem. Der Römische Poet hat diejenigen Umstände, welche den reißenden und Gewalt-brauchenden Wuth der Reigung, von welcher er redet, mit Nachdruck vor Augen legen, geschickt aufgemühet; er hat seinem Strohm mit Fleiße viele Hindernisse in den Weg gelegt, damit er ihn an denselben seinen Grimm ausüben, und mächtige Proben von seiner durchbrechenden Gewalt ablegen liesse. Aggeres rumpit, oppositasque evincit gurgite moles. Hergegen macht der Deutsche in der Ausbildung seines Gleichnisses den Widerstand sehr gering und schwach, er scheint alleine bemühet die Schnelligkeit seines Lauffes zu vergrößern, er läßt ihn von Bergen, Klippen und Hügeln herab schiessen, der Keim muß ihn flügeln, er heißt den Schnee und das Eiß schmelzen, und leitet noch Neben-Bäche darein, damit er sein Wasser aufschwelle. In der nächsten Zeile, so auf diese folgt, schreibt er seine ganze Kraft dem Fall zu. Anstatt daß Virgilius dieses alles zusammen fasset, und durch das Beywort Spumeus amnis ausdrückt, im übrigen uns die Schnelligkeit seines Laufes, den Grimm und die Gewalt desselben, in dessen mächtigen Wirkungen sehen läßt, welche er mit den Worten vorstellt: Rumpit, evin-

Hier wird die Wuth eines streitenden Helden nach dessen schrecklichen Wüthungen, in Vergleichung mit den Lands-verderblichen Wüthungen eines starken Nord-Windes, beschrieben. Alleine die Ausbildung ist nach meinem Ermessen etwas schlecht gerathen. Der Poet verweilet sich mit zu vielen fremden Umständen, die nicht hieher gehören. Dergleichen sind die Erschütterung der Erden im zweyten, und der Schall des rauhen Thones im dritten Verse. In der Zeile:

Siß Thürme, Thor, Pallast, Schloß, Hauß u. Hütten fallen.

Hält das Zeitwörtgen Siß, womit die Rede verknüpft wird, den Ausbruch der schädlichen Wüthungen des Windes allzu lange auf, und es scheint, als ob er diese Wüthungen dem Schall des rauhen Thones zuschreibe. Zudem betrachtet er den Fall der Thürme, Palläste, Schlösser und Häuser nicht lediglich, als eine Wüthung der Gewalt und des Grimms des Nord-Windes, denn er hätte sonst ein Verbum activum gesetzt, an dessen Statt er nur einzig sagt: Siß sie fallen; und es also nur als einen historischen Erfolg beschreibt. Dadurch wird der Begriff von der Stärke und Macht des Windes merklich verdunkelt und geschwächt. Hierzu kommt, daß er in der fünften Zeile die Erschlagung der Menschen wiederum ganz historisch, nicht

Und dennoch, wie es raast, mit aller seiner Wuth,
 Die Klippen nicht versehrt, die mitten in der Fluth;
 Sie stehn, obgleich auf sie, wie andre Klippen fallen,
 Die nur in ihren Schlund geschwächt zurücke prallen:
 So hielt der kleine Trupp auch den ergrimmtten Lauf
 Des Wellen-gleichen Heers ganz unbeweglich auf;
 Und schleuderte den Feind zurück in seine Schanzen.

Das Gleichniß-Bild ist ganz richtig, und künstlich ausgeführt, ausgenommen daß der Poet ein wenig zu historisch, und in Ausführung der Aehnlichkeiten zu sorgfältig ist. Im übrigen ist's eine gute Copie aus Homers Ilias, wo im fünfzehenden B. also steht, V. 618. „Wie ein grosser Fels, der nahe an dem weiß-beschäumten Meer steht, unbeweglich bleibt, und die ungestümlich darauf anprallenden lauten Winde und aufgelaufenen Wellen erwartet, welche mit wildem Getöse in seinen Schoß zurücke fallen. Also erwarteten die Griechen die Trojaner mit festem Fuß, und wichen keinen Schritt hinter sich.“ Diesem Gleichniß füget der Poet unmittelbar ein anders bey, womit er auf einmahl Hector's grimmigen Anfall auf die Griechen nach seinen fürchterlichen Wüthungen, und das deswegen bey den Griechen entstandene Schrecken nach dessen Beweg-Ursache abschildert. Dasselbe ist desto merkwürdiger, weil der berühmte alte Criticus, der die Abhandlung von dem Erhabenen geschrieben, selbiges im zehenden Capitel angeführt

führt hat , zu zeigen , daß die Umstände , so
am rechten Ort ausgesetzt , und mit verständ-
diger Wahl zusammen gestellt werden , am
allermeisten beytragen , einen Vortrag erha-
ben zu machen. Es lautet wie folgt: „ Aber
„ Hector rannte voller Feuer auf diesen Hauf-
„ fen an , und stürzte sich mitten in densel-
„ selben , wie wann die Fluth von den Wol-
„ fen mit aller Macht in ein Schiff hinunter
„ stürzet , und Kraft und Nahrung von dem
„ Winde bekömmt. Das Schiff ist vom
„ Schaume ganz bedeckt ; und in den Ge-
„ geln pfeiffet eine gefährliche Winds-Bräut.
„ Die Schiffenden zittern , die Furcht beklemmt
„ ihnen das Herz , da sie dem Tod so nahe
„ sind. Alsoerspaltete den Griechen das
„ Herz in der Brust vor Schrecken. „ Man
beliebe anzumerken , daß das Schrecken der
Griechen hier zugleich nach seiner Beweg-
Ursache und nach seiner Wirkung vergrößert
wird. Die Beweg - Ursache , welche die
Griechen in Angst und Schrecken gesetzt hat-
te , war Hectors Stärke , und bevorab sein
Grimm , welchen der Poet seinen Wirkun-
gen nach in seiner Grösse und Hestigkeit cha-
racterisirt , da er mit grosser Geschicklichkeit
nur die schrecklichsten Umstände in dem alle-
gorischen Bilde zu erwehlen , und dadurch
den Affect auf denjenigen Grad hinan zu trei-
ben gewußt , der zu seinem Endzweck am be-
quemsten dienete. Alle diese absonderlichen
Umstände

Umstände sind gleichsam so viele Wind-
Stürme, womit die Hestigkeit des Affectes
immer mehr aufgetrieben und erhöht wird.
Er vergrößert denn ferner das Schrecken
auch nach seinen Wirkungen, wenn er hin-
zu setzt: „Die Schiffer zittern, die Furcht
„ beklemmt ihnen das Herz, da sie den
„ Tod so nahe vor ihnen sehen.“ Die Be-
weg-Ursachen, von welchen ein Affect ge-
zeuget und entzündet wird, bestimmen zwar
desselben Grad und Staffel, denn nach der
Stärke der Beweg-Ursachen verhält sich
auch die Stärke des Affectes: Alleine, da
die Gemüths-Arten sehr ungleich sind, in-
dem einige leichter Feuer fangen, als an-
dere, und folglich einerley Ursachen nicht in
einerley Grade auf alle Gemüther wirken;
so kan man die Grösse und Stärke der
Affecte viel gewisser aus den Wirkungen
derselben abnehmen; non enim plus est in
effectu quam in causa; Gleichwie man die
Höhe der Hitze oder des Windes am aller-
deutlichsten aus ihren Wirkungen ermef-
sen kan. Das macht, daß die Poeten auch
öfters, wenn sie eine Beschreibung desto
lebhafter und genauer ausarbeiten wollen,
einen Affect nicht alleine nach seinen Beweg-
Ursachen alleine, sondern zugleich von seinen
Wirkungen abbilden. Wenn also Virgilius
im zweyten Buch der Eneis einen verwegenen
Muth, der sich in die augenscheinlichste Ge-
fahr wagt, beschreiben will, so sagt er B. 355.

Sic animis juvenum furor additus. Inde Lupi ceu
 Raptores atra in nebula, quos improba ventris
 Exegit cecos rabies, catulique relict
 Faucibus expectant siccis; per tela, per hostes
 Vadimus haud dubiam in mortem. - - -

Er nennt die Leidenschaft, so hier herrscht, *furorem*, und vergrößert dieselbe im Gleichniß = Wilde in Absicht auf die Beweg. Ursache, indem er einen Wolf wehlet, der von Natur räuberischer Art ist, daher er ihn auch *Raptores* heißt, ferner wenn er von dessen unbarmherzigen Hunger, *improba ventris rabie*, und seiner Liebe zu den Jungen, Meldung thut, *qui relict faucibus expectant siccis*. Aber er vergrößert sie noch mehr in Absicht auf die Wirkung, wenn er sagt: Wie ein Wolf, so gehen auch wir in den augenscheinlichen Tod; und zwar, *per tela, per hostes*.

Amthor hat in dem Gedicht auf Friedrich den Vierten bey Gelegenheit der Gefangen = Nnehmung der ganzen Schwedisch = Steinbockischen Armee ein Gleichniß angebracht, welches mit Virgils seinem einige Verwandtschaft hat:

Wie wenn ein freches Thier in reiche Wälder setzt,
 Und die Gedanken schon mit fettem Raube leset,
 Ihm, da es fangen will, die Freyheit selbst verkürzt,
 Und mit verhängtem Lauf in eine Grube stürzt,
 Wo Durst und Hunger nur die magre Tafel decken,
 Und oben um den Rand sich Drach und Löwe strecken,
 Daß

Daß Fliehen und Verziehn ihm gleich gefährlich ist,
 Weil es der Sieger hier und dort der Mangel frist;
 Alsdann sein fecker Geist sich in sich selbst verzehret;
 Und ganz Verzweiflungs-voll, bald vor- bald rückwärts
 fährt:

So quälte sich der Feind mit zweifelhaftem Rath,
 Seit dem er seinen Fuß bestrickt gefühlet hat.
 Bald soll ein mürber Rest von halb zergangnen Schollen
 Ihm noch zum Brücken-Bau die letzte Hülfe: ollen,
 Dem Tritons Eigensinn doch keinen Beyfall giebt;
 Vielleicht weil Wasser nicht des Feuers Freunde liebt.

Geseht, daß dieses Gleichniß noch so geschickt auserschen wäre, so ist es gleichwohl sehr übel ausgeführt; da der Poet mit des Thieres Stärkung in die Grube die Noth und Gefahr desselben durch nachdrückliche Wörter und Redens-Arten hätte vergrößern sollen, so ist er lustig und kalt-sinnig genug, uns mit einer wunderlichen Metaphora zum Lachen zu bewegen, wenn er Durst und Hunger in der Grube eine magere Tafel decken läßt; und die weitere Ausführung des Gleichnisses ist mit ungeordneten Metaphoren und falschem Witze übel verderbt. Z. E. Die Schollen, die zum Brücken-Bau Hülfe zollen. Und die beygefügte Ursache, weil Wasser nicht des Feuers Freunde liebt, ist recht wunderlich. Was mögen das für figürliche Feuers-Freunde seyn, welche das Wasser nicht lieben kan.

Der Vierte Abschnitt. Von den lehrreichen Gleichnissen.

Widerlegung einiger, welche der Wohlfredenheit die Gabe zu unterrichten absprechen. Gebrauch der Gleichnisse zur Unterweisung, wann ein lehrreicher Satz mit einem ähnlichen eben so lehrreichen Satz verglichen wird; oder eine Handlung mit einer andern. Annehmlichkeit solcher Gleichnisse. Behutsamkeit, in der Vermengung eines fremden Gedankens zu gebrauchen. Ihr Sitz und Platz sind die Lehr- und Straf-Gedichte. Wie Pope den Satz, daß ein Monarche sich selbst Gesetze schreibe, bey einem ähnlichen physicalischen Satz angebracht hat. Wie Buntler die polnische Anmerkung, daß grosse Staaten unter ihrer eigenen Grösse einsinken, unerwartet in eine andere eingewebet hat. Wie Horatius den Satz, daß ein Feldherr seinen ferngen Heut in plöblicher Gefahr am besten weise, bey einem lustigen Zufall eingetragten hat. Kunstgriff ein Urtheil der Menschen durch ein ähnliches aber widerwärtiges zu widerlegen. Lehrreiche Vergleichung des menschlichen Lebens mit einer Mahlzeit, von Horaz, Oviden und Gümthern angesetzt. Wie Ovid die Furcht der Gerechten für dem Tod, und den Grimm der Tyrannen gegen ihnen mit einem solchen Gleichniß von ähnlichen Fällen lächerlich macht. Wie Pope so viel Partheylichkeit in den Sachen des Witzes bemerkt, als sich in Glaubenssachen erzeugt. Wie dieser Poet lehret, woher die Verschiedenheit der Kleidung entsprungen sey, bey Gelegenheit, da er von der verschiedenen Schreibart redet. Wie er die Frauens-Personen mitnimmt, da er der Liebhaber gewisser Bücher lachet. Exempel, da moralische Zeitungen die Materie des unterrichtenden Gleichnisses hergeben; aus Pope, Haller, Buntler, Horatius und König.

Schon

Schon in dem entfernten Alterthum sind Leute gewesen, welche aus einer philosophischen Kalksinnigkeit die Wohlfredenheit vor eine Dienerin der Wollust und abgesagte Feindin der Wahrheit und Weisheit ausgeschrien und verunglimpfet haben. Sie betrachteten dieselbe als eine betriegerische Künstlerin, welche weiß, daß sie sich des menschlichen Gemüthes durch die Erregung der Neigungen bemeistern kan, wann sie unter den Gemüths- Leidenschaften einen Aufstand anzettelt, in welchem die weitsehende Vernunft ihrer Herrschaft entsetzt wird. In diesen Gedanken stuhnd Eratosthenes; er lehrte öffentlich, ποιητὴν πάντα σοχαίεσαι ψυχαγωγίας ἢ διδασκαλίας ἔνεκα; die Poesie diene alleine zu bewegen, und nicht zu unterrichten. Alleine Strabo hat auch schon die Mühe genommen, und diese Beschuldigung weitläufig widerlegt. Er hat in dem ersten Buche seiner Erd-Beschreibung gezeigt, daß die Wohlfredenheit eine Pflegerin der wahren Weisheit sey, welche uns εἴη καὶ παύθη καὶ πράξει lehret, und daß sie von der gemeinen Lehr- Art nur darinnen abgehe, weil ihre Unterriichte allemahl mit einem gewissen Ergehen begleitet sind. Ein jeder Unterricht gebiehet zwar ein Vergnügen, wie das Licht, wenn es das Finsterniß vertreibt; und wann wir wahrnehmen, daß die Gränzen unserer Erkenntniß erweitert werden,

werden, so bringet es uns eben so wohl Vergnügen, als einem Monarchen die Erweiterung seiner Herrschaften. Alleine das Ergehen, welches die Wohlredenheit dem Unterrichte mittheilet, ist von einer andern Natur, seine Wirkungen sind ein grosses sinnlicher und fühlbarer, und daher wird es auch weit stärker und nachdrücklicher empfunden. Die Wohlredenheit machet, wie die Magie, die uncörperlichen Dinge sichtbar, sie giebet den Todten das Leben, und machet den Sinnen begreiflich, was der Verstand sonst, ob er gleich in sich selbst hinein gelehret ist, nicht ohne ein tiefes Nachdenken erreichen kan, und eben dadurch bringet sie zuwege, daß die unbändigen Leidenschaften sich der Einsicht der Vernunft nicht widersetzen, sondern ohne Erpörung ihren Befehlen gehorchen. Denn neben darinnen besteht der Character der ächten Wohlredenheit, daß sie die Harmonie und das gute Vernehmen der verschiedenen Arten des Vermögens in den menschlichen Gemüthern unterhält, und die streitenden Gedanken befriedigt. Wenn sie sich für die Affecten partheyet, und dieselben in ihren aufrührischen Factionen und Zusammenschwerungen wider die Vernunft unterstützt, und mit Waffen versieht, so wird ihr der Name der Wohlredenheit unerdient beigelegt, und die Lust, welche sie dann verursacht, kan nicht richtig und voll-

kommen seyn, weil die reine Vernunft, die alleine des höhern von der Wahrheit begleiteten Ergegens fähig ist, ihr beständig widerspricht.

Die Gleichnisse sind ein besonderes Stück, womit die Wohlredenheit auch den abstractesten und abgezogensten Gedanken ein fühlbares Wesen mittheilet, die unterschiedlichen Grade unsichtbarer Dinge eben so leicht als die Grösse der Körper ausmisst, und das Gemüthe des Lesers durch die künstliche Vorbringung eines sonst nicht gar angenehmen Gedankens, der unter dem fremden Bild einer ergeßlichen Sache vorgestellt wird, mit einer empfindlichen Lust anfüllet und an sich zieht. Alle diese Wirkungen und Absichten der Gleichnisse, welche ich in den vorhergehenden Abschnitten ausführlich abgehandelt habe, dienen auch vornehmlich die Einbildung zu erleuchten, und das Gemüthe zu rühren, folglich *εἰς ψυχαιουσίαν*, daher die Bilder auch bey diesen Absichten meist von körperlichen Dingen entlehnet werden. Alleine es giebt noch eine besondere Art Gleichnisse, deren Absicht höher und edler ist, zumahl sie alleine oder vornehmlich *εἰς διδασκαλίαν*, zu unterrichten dienen. Ich halte mich vor verbunden, von dieser Absicht der Gleichnisse mit einem verdoppelten Fleisse zu handeln, weil sich nicht nur in den Schriften unserer Landesleute,

leute, sondern auch bey Scribenten fremder Nationen gar selten Exempel von dergleichen antreffen lassen, und weil insonderheit philosophische Köpfe, welche sich nach einem höhern und feinem Ergehen, als dasjenige ist, das von den Sinnen entstehet, umzusehen pflegen, einen Geschmack daran finden.

Man kan zwar in einem weitläuftigen Verstand sagen, daß alle Gleichnisse Unterricht in sich haben, in so ferne sie uns jedesmahl anstatt einer Sache oder einer Wahrheit zu vor Augen legen, von welchen eine in dem Zusammenhang der ganzen Rede alleine in Absicht auf ihre Verwandtschaft mit einer andern Sache in einem gewissen Stücke, einen Platz fodern kan; hernach auch, in so fern die Gleichnisse uns allemahl das Verhältniß und die Verwandtschaft zwischen zwey Dingen eröffnen: Alleine diese Würckung ist bey allen andern Gleichnissen nur zufällig, und der Scribent richtet sich weder in der Wahl noch in der Ausführung seines Bildes darnach, sondern er achtet sich nur nach der besondern Absicht, die er sich vorgesetzt hat, er mag mit einem Gedanken erklären, ergehen, oder beleben wollen. Hingegen ist in derjenigen Gattung Gleichnisse, von welcher hier gehandelt wird, die erste und vornehmste Absicht eines Verfassers bey Veranlassung

sung eines Gedankens, den die Materie an die Hand giebt, einen andern eben so lehrreichen Satz und Gedanken, welcher mit dem erstern eine gewisse Aehnlichkeit hat, in die Rede einfließen zu lassen, und dadurch noch eine Wahrheit zu lehren, welche doch eigentlich zu dem Haupt-Zweck der Schrift nicht gehörte. Hier ist das Gleichniß, wird allemahl ein angenommener philosophischer, moralischer, oder politischer Satz, der bekannter ist, als derjenige, mit welchem er verglichen wird; daß uns also diese Gleichnisse jedesmahl zwei ähnliche Sätze, Urtheile, Absichten, oder auch moralische Handlungen vorstellen. Wann ein geistreicher Kopf seiner Materie mit einem ernstlichen Nachdenken nachhängt, da er die ganze Reihe der Wissenschaften innen hat, und daneben eine grosse Fertigkeit des Verstandes besizet, die Verwandtschaften der Dinge geschwinde zu entdecken, muß er natürlicher Weise aus Veranlassung der Aehnlichkeit zwischen den Dingen öfters von seiner Materie zu vielen fremden Gedanken und Wahrheiten, die zu seinem Haupt-Zweck nicht dienen, abgezogen werden. Alleine da er zugleich mit einer wahren Liebe zu seiner Materie eingenommen ist, welche ihm nicht zuläßt seinen Zweck aus den Augen zu setzen, da er daneben mit einem gesunden Wohl-Urtheil

begabet ist, so wird er aus der Menge der ihm aufstossenden ähnlichen Gedanken nur die bequemsten und lehrreichsten zu erwählen, und in seine Rede einzutragen wissen. Diese Gleichnisse sind so viel kurze Abwege, welche den Leser zwar von dem geraden Pfade abführen, und von dem vorgesezten Ziel, doch nur auf eine kleine Zeitlang, entfernen, inzwischen aber ihm die Beschwerlichkeit der Reise durch die Eröffnung fremder und unerwarteter Gegenstände, und ändernder Durchsichten und Gefilde, versüssen und einiger massen verbergen. Die menschliche Wissens-Begierde wird trefflich wohl vergnügt, wenn sie, wie im Vorbeygehen und ohne sich von dem Hauptzwecke zu entfernen, etwas neues und fremdes lernen kan; Wenn der Verfasser, indem er einen Gedanken ausbildet, uns in dem emblematischen Bilde solche Wahrheiten und Aehnlichkeiten entdecket, die wir selbst nicht wahrgenommen hätten, und uns also unterrichtet, daß es doch den Schein nicht hat, daß er uns unterrichten wolle; Wenn er einem Gedanken und Urtheil, welches neu und fremd ist, bloß durch die Vergleichung mit einem bekanntern Urtheil einen Schein der Wahrheit mittheilet.

Ich halte vor überflüssig hier zu erinnern, daß ich mit diesem keinem Verfasser die Freyheit gebe, alle Neben-Einfälle und Umschweiffe,

schweiffe, auf welche ein anhaltendes Nachdenken führen mag, in seine Schrift einzuschieben. Ein jeder kan selbst gedenken, daß viel Kunst und Behutsamkeit dazu gehöret, zuweilen einen fremden Gedanken in das Gewebe der Rede also einzutragen, daß niemand so leicht wahrnimmt, daß er an dem Orte fremd ist; und daß die Gleichheit und Harmonie im Gange dadurch nicht verderbet wird. Ein solcher fremder Gedanke muß nicht eingeschoben, sondern aus der Materie selbst hervorgewachsen scheinen; er muß auch nicht zu weit aus einander gedehnet werden; die Ausführung muß so künstlich seyn, daß wir unvermerckt wieder auf die Haupt-Materie kommen, und nur nicht wahrnehmen, daß wir sie jemahls verlassen haben.

Wie nun diese Gleichnisse in allen Gattungen Schriften Platz haben können, so kan ich ihnen doch ihren eigenen Sitz in den Lehrden Sitten- und den Straff-Gedichten anweisen. Es ist vonnöthen, daß ich dieses mit Exempeln erläutere, und ich will mich an diese Arbeit machen, ungeachtet ich zuvorsehe, daß es mir ziemlich viele Mühe und Zeit kosten wird, die Beispiele von dieser Art aus verschiedenen meist fremden Scribenten zusammen zu lesen.

Der Engelländische Poet Pope, dessen Gedicht von dem Amt eines Critici mir schon oben etliche seltsame Exempel von Gleichnissen

gelehret hat, wird uns auch in gegenwärtiger Dürftigkeit die wichtigsten Dienste thun. Man dürfte sagen, daß seine Schriften der Grund und Boden wären, auf welchem dergleichen philosophischen Einfälle am liebsten wachsen. In besagtem Gedichte finde ich folgendes: „Die Natur, wie die Monarchie, wird durch keine andere, als diejenigen Gesetze eingeschränket, welche sie selbst zuerst angeordnet hat.“ Diese Vergleichung leget euch zwey Fälle vor Augen, einen politischen, und einen philosophischen. Der politische lautet: Die Monarchie wird alleine durch die Gesetze eingeschränket, welche sie selbst zuerst gewehlet hat. Der philosophische bestehet aus eben demselben Urtheil, welches da von der Freyheit der Natur in ihren Würckungen geführt wird. Der erstere dienet zu dem Zwecke des Poeten nicht, und wird alleine um des letztern willen angebracht. Er stehet hier wegen der engen Verwandtschaft mit dem andern, da beyde, die Monarchie und die Natur, in der Freyheit ihrer Handlungen und Würckungen auf eine gleiche Weise, nemlich durch sich selbst eingeschränket sind. Der politische Satz ist schier durchgehends angenommen, und daher auch bekannter als der philosophische, jedoch nur bey Gelehrten, und es mag wohl seyn, daß die Vorstellung desselben den Poeten auf den philosophischen Satz geführt hat, der weit selte-

seltener und neuer ist. Wie geschickt weiß er aber diesen politischen Satz, der mit seinem Hauptzweck nichts gemeines hat, in die Rede einzuflechten, und dadurch theils seinem Gedanken von der Freyheit der Natur einen mehrern Grad der Wahrscheinlichkeit mitzutheilen; theils dem Leser, wie im Vorbeygang einen zwar fremden aber richtigen Lehrsatz bezubringen, ohne daß er von dem Hauptzweck abgeführt werde. Ihr könnt die Worte, wie die Monarchie, ohne Abbruch der Klarheit und des Nachdruckes des Gedankens weglassen; aber in dergleichen abgezogenen Vorstellungen ist eine geübte Veränderung der Gegenstände dem Verstande des Lesers eben so angenehm, als dem Auge die Veränderung der Aussicht. Die Strengigkeit des Nachdenkens, welche eine philosophische Schrift erfordert, kan sich von ihrer Mattigkeit, in welche sie durch das lange Verweilen bey einem gleichen Gegenstand nach und nach verfällt, an dergleichen künstlich eingetragenen lehrreichen Anmerkungen gleichsam erquicken. Ich finde schier ein gleiches Exempel in Buttlers Hudibras, in dem ersten Gesang des zweyten Theiles V. 269. 270. „Grosse Geister und grosse Hel-
„den sinken zuweilen, gleichwie grosse Staa-
„ten, unter ihrer eigenen Größe.“ Der künstlich eingeflochtene politische Satz lehret euch eine Wahrheit, die ihr an diesem Orte

nicht würdet gesucht haben ; und welche euch desto mehr Vergnügen macht , weil der Poet euch mit der Vergleichung lehret , daß dasselbige Urtheil sich auch vor andere Dinge schicke. Die politische Anmerkung von dem Staat gründet sich auf die Erfahrung , und ist von den besten Ecribenten angenommen worden. Also sagt Livius , in seinem ersten Buche , von der Römischen Republik : *Ab exiguis profecta initiis eo crevit , ut jam magnitudine laboret sua ;* und ein wenig weiterhin : *Jam pridem prævalentis populi vires se ipsæ conficiunt.* Diese Vergleichung führet mich auf eine andere , welche sich bey Horaz in der Satyre findet , wo er die Tafel-Gespräche des ruhmräthigen Nasidienus lächerlich macht ; er führet den Balatro ein , welchen er mit den Worten *suspendens omnia naso* characterisirt , und sagt von ihm , daß er seinen Sorgen- und Kummer- vollen Gast- Wirth auf eine spöttische Weise damit getröstet habe :

*Adde hos præterea casus ; aulæ ruant si,
Ut modo , si patinam pede lapsus frangat agaso.
Sed convivatoris , uti ducis , ingenium res
Adversa nudare solent celare secunda.*

Der Satz , daß ein Feldherr erst in der Gefahr seine Geschicklichkeit zeige , ist bekannt , doch dienet er nicht im geringsten den andren Satz , der ganz neu und ungewöhnlich ist , zu erklären , also daß er in dieser Absicht ganz

gänglich könnte aufengelassen werden; sondern er dienet alleine den Nasidienus, der sich mit seiner Küche- Wissenschaft eben so groß dünckere, als ein Feldhauptmann an der Spitze seines Heeres, und welcher wegen des während der Mahlzeit eingefallenen Gefäßes ganz kleinmüthig geworden war, wie ein Heerführer nach einer schweren Niederlage, wieder aufzurichten, und zu lehren, daß dieser Unfall ihm zum Vortheil gedienet, weil er ihm den schönsten Anlaß gegeben, seinen fertigen Verstand und grossen Muth an den Tag zu legen. Des Poeten Kunst des Nasidienus zu spotten, und seine hochmüthige und ungereimte Wollust-Sorge zum Gelächter zu machen, indem er desselben ruhmräthige Einbildung mit dieser hohen Vergleichung speiset, ist nicht genug zu bewundern; zumahl das lächerliche eben in der Vergleichung zwischen einem Feldherrn und einem Gast-Wirthen steckt, zweyen Lebens-Gattungen, welche einander an Würde und Ansehen so ungleich sind. Diese lustigen Gäste des Nasidienus bringen mir ein Beispiel von einer andern lehrreichen Vergleichung dieser Art in den Sinn; welche sich bey demselben Poeten in der ersten Satyre des ersten Buches befindet:

Inde sit, ut raro qui se vixisse beatum
 Dicat & exacto contentus tempore vitz
 Cedat, uti conviva satur, reperire queamus.

Auch dieses eingemischte Gleichniß giebt dem Schluß des Poeten nicht den geringsten Zusatz an Klarheit. Aber das ist ein besonderer Kunstgriff derjenigen Scribenten, welche das Laster zum Gespötte machen wollen, daß sie ofte zwey widerwärtige Urtheile, welche die Menschen zu verschiedenen Zeiten aber in ganz ähnlichen Fällen zur Richtschnur ihres Betragens annehmen, in eine Vergleichung stellen, dieselben dadurch zu lehren, daß sie gewiß in einem oder dem andern Fall thöricht gehandelt haben. Wie lehrreich insbesondere dieses Gleichniß von einem Gast sey, soll uns Opitz anzeigen, welcher es in dem letzten Buche der Trostgedichte, Bl. 400. dergestalt angebracht hat.

Das Leben muß dir seyn, wie wann du einen Gast
 Und guten werthen Freund in deinem Hause hast.
 Da thust du was er will: geliebet ihm zu bleiben,
 So laßst du ihn auch nicht mit Ehren von dir treiben;
 Gedenckt er denn hinweg, so stellst du ihm es frey,
 Du reißest ihm darum den Mantel nicht entzwey.

Ich zweifle nicht, daß Günther dieses Gleichniß in seinen letzten Gedanken vor Augen gehabt habe, wo er sich dasselbe recht eigen macht:

Doch

Doch da Schickung u. Gewalt keinem etwas neues machet,
 u. das alte Ruß ertlingt, nehm ich unter Scherz u. Lachen,
 Mein Abschied von der Erde, wie ein Gast bey später Zeit
 Lustig von dem Schmause wandert, und noch manchen
 Jauchzer schreyt.

Horaz selbst hat in dem Poetischen Schreiben
 an Jul. Florus auf dasselbe zurücke ge-
 sehen:

Vivere si recte nescis, decede peritis;
 Lufisti satis, edisti satis atque bibisti:
 Tempus abire tibi est: ne potum largius a quo
 Rideat, & pulset lasciva decentius aetas.

Eben derselbe Opiz, den ich niemahls ohne
 Hochachtung nenne, leyhet uns aus dem
 erst angezogenen Buch noch ein schönes Bey-
 spiel von dieser Art:

Nie wuß man etwan uns durch einen schwarzen Rohren
 Sehr schöne Gaben schickt, so hat auch Gott erkohren
 Den ungestalten Tod, den schickt er auf uns zu,
 Nach vieler Müß und Angst, mit steter Lust und Ruh,
 So allen Frommen wird. Wer den vermeint zu tödten,
 Der seinem Schöpfer traut in allen seinen Röthen,
 Und auf den Himmel denckt, der schaffet gleich so viel,
 Als der so einen Fisch im Zorn erläuffen will,
 Und schmeißt ihn in den Fluß. - - - -

Der Poet bedienet sich hier sehr geschickt
 des oben erwähnten Kunstgriffes, damit er
 die Furcht der Frommen vor dem Tod,
 und

und die Wuth der Tyrannen gegen dieselben recht lächerlich machte, und die Thorheit, welche den Menschen verleitet, von ähnlichen Dingen ganz verschiedene Urtheile zu fällen, beschämte. Er hat vor jedes von diesen beyden Stücken einen ähnlichen Fall erfunden, mit welchem er sie ganz geschickt vergleicht.

Der oben belobte Engländer, Hr. Pope, hat in dem erwähnten Gedichte noch mehr dergleichen Stellen. „Einige verachten, sagt er, die französischen, andere die einheimischen Scribenten; loben alleine die alten oder alleine die neuern; also leget jedermann den Wiß, wie den Glauben, nur seiner Secte zu, und verwirft alle andern.“ Diese wenigen eingeschobenen Worte, wie den Glauben, lehren uns eine an diesem Orte fremde Wahrheit, ohne daß sie uns im wenigsten von der Haupt-Materie entfernen. Es ist ein bekannter und angenommener Satz, daß man in dem Punct des Glaubens gemeiniglich alle andern, welche einer andern Secte zugethan sind, als Irr- und Falschgläubige verdammet: Aber daß sich dieser Parthey-Eifer auch in Ansehen des Wißes merken lasse, ist eine ganz seltene Anmerkung, welche durch diese Vergleichung wahrscheinlich gemacht wird. Ein wenig weiterhin machet er über eben dasselbe Capitel eine ganz neue Betrachtung,

wenn

wann er sagt : „ Den gemeinen Mann ver-
 „ führet die Liebe zur Nachahmung, so wie
 „ den Gelehrten die Begierde eine eigene
 „ Meynung zu haben. Diese haben so viel
 „ Verachtung vor den grossen Hauffen, daß
 „ sie in einem Fall, da der Pöbel den rech-
 „ ten Weg getroffen hat, aus Vorsatz irre-
 „ gehen. Also sondern sich die Schismatici von
 „ den Rechtgläubigen, und ziehen sich die
 „ Verdammniß nur damit auf den Kopf,
 „ weil sie zu viel Wiß haben.. Eben dieser
 Verfasser sagt an einem andern Orte: „ Ein
 „ schlechter Gedanke, der in hohen Worten
 „ vorgetragen wird, ist einem Bauern ähn-
 „ lich, der in königlichen Purpur gekleidet
 „ geht; denn vor unterschiedene Sachen
 „ gehören unterschiedene Schreib-Arten, wie
 „ verschiedene Kleider vor das Land, die
 „ Stadt, und den Hof.. Die Vergleichung
 mit einem in Purpur gekleideten Bauern ma-
 chet die hohe Schreib-Art in niedrigen Mate-
 rien recht lächerlich: Und da es scheint, als
 wenn der Poet in dem Verfolge alleine vor-
 habe sein Gleichniß zu rechtfertigen, berichtet
 er euch, woher die Verschiedenheit in der
 Kleidung entsprungen sey; Eine Anmerkung,
 welche hier nur zufälliger Weise wegen einer
 entfernten Aehnlichkeit Platz hat, zumahl der
 Wohlstand wie für die Leiber der Menschen,
 also auch für ihre Reden verschiedene Klei-
 dungen eingeführet hat; weicht man in ei-

nem oder dem andern von den Gesetzen desselben Wohlstandes ab, so wird man lächerlich.

An einem andern Ort heißt es bey demselben: „Einige schätzen die Bücher um des Pusses willen, wie die Weiber die Männer.“ Hier werden wieder zwey närrische Urtheile der Menschen, da sie von dem Werth einer Sache nach ihrem äußerlichen Schein urtheilen, in Vergleichung gestellt. Solche Vergleichen aber sind meist Früchte eines satyrischen Kopfes, der in Bestrafung der menschlichen Thorheiten aus Veranlassung einer Aehnlichkeit unvermuthet einen Stich oder Schlag seitwärts anbringt, und mit einem Streiche zwei Bunden macht, die heilsam sind. Wer hätte erwartet, daß die Weiber hier sollten mitgenommen werden? Noch auf einer andern Stelle findet sich folgendes Exempel: „Es hat mit unsern Urtheilen einerley Verwandniß wie mit unsern Uhren, keine geht vollkommen richtig, doch glaubt ein jeder seiner eigenen.“ Ich muß mich hier erklären, daß ich unter dem Nahmen des Unterrichtes, den ich diesen Gleichnissen vornehmlich als ihren Hauptzweck zuschreibe, Lob, Tadel und Bestrafung mitbegreiffe. Das Gleichniß-Bild muß also nicht immer eine philosophische oder politische Maxime in sich enthalten, sondern auch eine seltene moralische Zeitung oder Anmerkung von einer

MORA

moralischen Handlung, sie mag jezo Lob oder Tadel verdienen, kan schon eine bequeme Materie zum Unterricht abgeben, wie die gegenwärtige hier ist, daß ein jeder seiner eigenen Uhr am besten trauet, wiewohl keine vollkommen recht gehet. Von dieser Gattung ist auch die folgende bey eben demselben Dichter. „Die thörigten Liebhaber des Thones
 „bewundern an der liebeigenden Muse alleine die Stimme; sie besuchen den Parnass alleine, damit sie die Ohren kugeln, nicht
 „damit sie den Willen verbessern; wie viele Leute in die Kirche gehen, nicht um der
 „Predigt, sondern um des Gesanges willen.“
 Sehet, da stehen in einer Vergleichung mit einander zwei verschiedene Handlungen, welche von einer ähnlichen Absicht herrühren. Das Gleichniß-Bild, welches uns eine seltene moralische Zeitung anzeigt, könnte ohne Abbruch der Klarheit, des Nachdruckes, und des sinnlichen Ergegens weghleiben.

Ich bin nicht zu verdrüsslich noch einige Beispiele von dieser Gattung anzuführen, weil sie gar selten zum Vorschein kommen, und allezeit etwas angenehmes und lehrreiches mit sich führen. Der Ruhm der Schweizerischen Nation, Hr. Doctor Haller, dessen hohen und tiefsinnigen Character der Urheber der critischen Schrift von den Kennzeichen der deutschen Gedichte sehr glücklich mit diesen Worten ausgedrückt hat:

Sieh

Sieh dann, wie Haller dort mit starck-gefestem Muth
 Verrätherische Blick ins Menschen Busen thut,
 Und selbst auch der Vernunft, die uns zu Menschen machet,
 So wie der Tugenden und ihrer Ohnmacht lachet;

Ob er gleich mit dieser Figur der Vergleichungen
 sehr sparsam umgeht, soll uns gleichwohl auch ein paar
 Exempel zollen, in welchen er zwei moralische Handlungen
 neben einander stellt, beyde lächerlich zu machen.
 Das erste steht in dem Gedichte von dem Ursprung
 des Übels, im zweyten Buch:

Wir streiten in der Welt um diese falschen Güter,
 Der Eifer, nicht der Werth, erhitzet die Gemüther;
 Wie Kinder, (wer ist nicht in einem Stück ein Kind?)
 Oft um ein streitig Nichts sich in den Haaren find,
 Bald diß bald jenes siegt, und troget mit dem Ballen,
 Bey keinem bleibt die Lust, und der Verdruß bey allen.

Das Gleichniß, Bild von einem Kind wird durch eine künstliche Beschreibung aus einander
 gesetzt, den Unterricht desto vollständiger zu machen; und wie lehrreich ist die
 eingeschobene Anmerkung: Wer ist nicht in einem Stück ein Kind. Die andere satyrische
 Vergleichung findet sich in dem Gedichte über die verdorbenen Sitten. Bl. 77.

So wie nun allzulang gewohnt sich schön zu sehn,
 Die Toasten alter Zeit den wahren Spiegel schmähn,
 Und auf dem hellen Glaz der Jahre Fehler suchen,
 So wird ein jeder eh den groben Wisß verfluchen,
 Der sich ihm macht verhaßt, eh daß sein Eolz sich schäme,
 Und was ein andrer spilt, zu bessern sich bequemt.

Hier

Hier verlangte ich nur, daß das Gleichniß-Bild neuer und ungewöhnlicher wäre. Durch diese Eigenschaften stehen vor andern folgende zwei hervor, welche ich in Buttlers satyrischem Gedichte auf die Fanaticos und Independents zur Zeit Karls des ersten in Engelland, angetroffen habe. Im zweyten Gesang des ersten Theiles B. 11. „Unsere Geschicht-Schreiber, heißt es da, sind wahrhaftig zu tadeln, damit sie einen wohlklingenden Helden-Nahmen zu einem tüchtigen Modell für unsere heutigen Ritter machen, solches in einem Gefechte oder Scharmügel abzu copieren, achten sie es nicht groß, wie viele andere Leute sie um das Leben bringen, wenn sie nur einen einzigen unsinnigen Mörder an das Tages-Licht stellen können, wie diejenigen, welche eine ganze Gasse niederreißen lassen, nur damit sie auf dieselbe Stelle einen einzigen Pallast bauen.“ Ich bin versichert, daß der Leser durch diesen Seitenstreich, der auf die übermäßige Bau sucht geführt wird, so wohl als diejenigen, denen es hier gilt, überfallen und getroffen werden. Es schien, daß der Satyricus seine Feder nur wider die Verfasser der Helden-Bücher gespiket hätte, doch indem er auf dieselben loßschmeisset, thut er einen Nebenstreich auf andere

Die mit so leichter Müß die herrlichsten Palläste
 Als Karten-Häuser baun.

Welche gewiß nicht gedacht haben, daß sie ihm hier so nahe in dem Streiche stünden. Das andere in demselben Gedichte in dem dritten Gesang des ersten Buches ist überaus seltsam und fremde. Er sagt von Hudibras, welcher sein Held ist: „Er liebete, aber er dorffte sich gegen die geliebte Wittib nicht merken lassen; damit er seine Ehrfurcht und Andacht gegen sie bezeugete, sollte sie nichts davon wissen, wie ein Ubelthäter mit dem Angesicht gegen den Schwanz gekehret reiset, einen Weg schauet, und nach einem andern ziele.“ Das verächtliche in dem Gleichniß, Wille kommt da sehr bequem in einem Gedichte, wo man von Anfang den Vorsatz heget, in großscheinenden Sachen Niedrigkeit zu entdecken; eine Kunst, welche dieser comische Satyricus in der größten Vollkommenheit besessen hat. Ich habe noch ein paar dergleichen Gleichnisse bey Horatius in seiner Dicht-Kunst angetroffen, welche ich nicht mit Stillschweigen übergehen kan: Doch will ich meinen Lesern überlassen, selbst Anmerkungen darüber zu machen. Das erste ist dieses:

Ut qui conducti plorant in funere , dicunt
Et faciunt prope plura dolentibus ex animo ; sic
Derisor vero plus laudatore movetur.

Und das andere lautet : .

Ut praeo ad merces turbam qui cogit emendas
Assentatores jubet ad lucrum ire poeta.

Als ich im Begriff stehend , diesen Abschnitt zu beschließen , fiel mir noch ein Exempel von dieser Art in einem von unsern Poeten ins Gesicht , welchen ich vor einem Haufen anderer hochschätze. Der Hr. Hof-Rath König sagt in dem Vorbericht zu seiner Ausgabe der Canizischen Gedichte von gewissen Buchladen-Poeten , die er zu geringe schätzt , als daß er ihre Namen , ob es auch gleich zu ihrem Nachtheil wäre , verewigen sollte : „ Ich halte dafür , man könne der-
„ gleichen Leute nicht ärger bestrafen , als
„ daß man sie immer in den Tag hinein
„ schreiben , das ist , sich selber beschimpfen
„ und lächerlich machen lasse. Sie sind wie
„ die Kräusel , die sich nur so lange aufrecht
„ halten können , so lange sie von dem ge-
„ peitschet werden , der Lust hat sie ein we-
„ nig herum zu tummeln , aber so bald man
„ sie dieser Züchtigung nicht mehr würdiget ,
„ von sich selbst im Staube liegen bleiben. „

Der fünfte Abschnitt.

Von der Vereinigung der Absichten in einem Gleichniß.

Verbindung vieler Ursachen eine Wirkung hervorzubringen, und verschiedene Wirkungen einer Ursache. Gleichnisse, da verschiedene Absichten in einem Bild verbunden werden. Werth derselben. Wie Virgil das Geschick Laocoons von zwei Seiten beschreibt, von seiner Ursache und von seiner Größe, dadurch es in ein helleres Licht gesetzt wird, und zugleich einen größern Nachdruck empfängt. Original des Bildes, das Virgil da gebraucht hat. Wie Homer und Virgil ihre Absichten vornehmlich in der Ausführung ihrer Gleichniß-Bilder ausbreiten. Langgeschwänzte Vergleichen. Wie Homer den Schmerz eines Verwundeten in einem Gleichniß nach seiner Größe bestimmt, und ferner in demselben eine gewisse Nachricht giebt, und selbst das Gleichniß-Bild nachdrücklich erhöht. Wie er das Gleichniß-Bild von dem fallenden Somoisus in eine symbolische Parabel ausdehnet. Wie er ein Gleichniß-Bild in einer fast gleichen Absicht öfters braucht, und doch in der Ausbildung ganz verschiedene Umstände verbringt. Wie er in einem Gleichniß-Bild den Geist mit Schrecken über die Verwüstung des menschlichen Geschlechtes anfüllet, und dabey Anlaß nimmt die Vorsehung zu rechtfertigen. Wie er die weiße Farbe der Gliedmaßen des Menelaus in einem Bild erhöht, und uns an demselben Ort von einer vortrefflichen Arbeit der Frauens-Personen in Lydien Nachricht erteilet. Nutzen dieser Gleichnisse das erregte Gemüthe des Lesers wieder zu besänftigen. Wie Virgil durch ein solches seinen Helden aus der Gefahr herausführt, und den Leser daffalls zufrieden stellt.

let. Wie er den Stof zu dem Gleichniß, daß er da
braucht, in Homers Text gefunden. Wie Homer
mit einem solchen Gleichniß den Achilles aus einer groß
sen Noth in Sicherheit gebracht hat. Wie Virgil
die Materie dieses Gleichnisses in seinen Text ver
wendet hat.

Die Erforscher der Natur haben längst
angemercket, daß sich zuweilen unter
schiedliche Ursachen zusammen verbinden,
und einander hülfliche Hand bieten müs
sen, wenn eine gewisse Sache hervorgebracht
werden soll; nicht anderst als wie aus verschie
denen Quellen, die sich mit einander ver
einbaren, zuletzt ein Fluß formiret wird.
Auf gleiche Weise entspringet das Ergehen,
das ein geschicktes Werk der Wohlredens
heit in dem Gemüthe des Lesers erregt,
nicht von einer alleine, sondern von vielen
und ganz verschiedenen Ursachen. Was in
einer wohlgeschriebenen Schrift gefällt, fließt
aus mancher Quelle, und es sind verschiedene
Wege, die zu denselben führen. Nach einem
andern Licht haben dieselben Lehrer der Na
tur auch erinnert, daß andere mahl verschie
dene Wirkungen von einer einzigen Ursache
herrühren, gleichwie von einer Quelle unter
schiedene Brunnen können hergeleitet werden.
Diese letztere Anmerkung kan ein Redner
sich in der Ausführung seines Vorhabens
trefflich zu Nuzze machen, wenn er die ver
schiedenen Ursachen und Quellen, welche sonst,

das Ergeßen hervorzubringen, in einer ganzen Schrift, als in einem grossen Fluß verstreuet werden, beßissen ist in einen Gedanken zu vereinigen, und mit einander zu verbinden. Auf diese Weise verknüpft, dringen sie zugleich und auf einmahl auf das Gemüthe, mit einer starcken Gewalt, und füllen dasselbe mit unterschiedenen Empfindungen an.

Ich habe in den vorhergehenden Abschnitten die unterschiedenen Absichten, in welchen die Gleichniß-Bilder gute Dienste thun, entdeckt. Das sind so viel absonderliche Quellen, aus welchen das Ergeßen in diesem Theile der Wohlredenheit hervorstießt. Und ich habe gewiesen, wie eine Schrift mittelst der geschickten Austheilung solcher Bilder, und der klugen Mischung der mancherley Absichten auf einem hohen Grade Licht, Nachdruck und Leben erhalten kan. Bevor ich diese Materie ausbebe, muß ich noch einen geheimen Vortheil grosser Meister entdecken, womit sie den äussersten Fleiß des Geistes und die höchste Kraft der Redekunst, was dieses Stück derselben anbelanget, an den Tag legen. Dieser besteht darinne, daß sie zuweilen in einem einzigen Gleichniß-Bilde alle diese unterschiedlichen Absichten oder doch die mehrern davon vereinigen und auf einmahl anbringen. Da auf diese Weise die Absichten in einem einzigen Bilde verbunden werden,

den, wächst das Ergezen zu einer mercklichen Höhe, und erhält seine Vollkommenheit. Denn, weil das Schöne und Vollkommene aus der Harmonie und Uebereinstimmung des Mannigfaltigen entsteht, so wird nothwendig ein Gedanke, in welchem so viele unterschiedene Absichten, die so viele Quellen der Schönheit sind, sich vereinigen, ein so viel schöneres Ansehen gewinnen, und das Ergezen, so er mit sich bringt, desto vollkommener werden. Ein Gleichniß-Bild, das einen Gedanken alleine erkläret, ist dem Licht des Mondes gleich, das die Erden zwar helle macht, jedoch nicht erwärmet. Hingegen sind in einem Bilde, das einen Gedanken nicht nur erkläret, sondern auch durch seinen Nachdruck erhöht, Licht und Hitze, wie in den Strahlen der Sonnen, vereinigt. Kerner, gleichwie ein Gemählde einen grossen Zusatz an Werth bekommt, wenn es neben dem Glanz der Farben und den kunstreichen Pinsel-Zügen, auch noch an wohlerfundenen und wohlgesitteten Vorstellungen reich ist, also sind in einer Schrift die Gleichniß-Bilder vor andern hoch zu schätzen, welche nicht alleine den Geist erfreuen, sondern auch die Wissens-Begierde befriedigen; welche einen Gedanken mit Schönheit ausschmücken, und zugleich den Verstand mit neuen Begriffen und Wahrheiten bereichern.

Wenn ich gesagt habe, daß die Gleichniß-Bilder dienen können einen Gedanken zu erklären, oder auszugieren, oder nachdrücklich zu erhöhen, oder endlich uns von einer Wahrheit zu unterrichten, so verstehend ichs nicht anderst, als daß eine oder die andere von diesen Absichten den Scribenten vor andern bewegen soll, ein ähnliches Bild zu Vorstellung eines Gedankens zu suchen und anzubringen, dergestalt, daß immer eine Absicht vor den andern die Oberhand behält. Denn da sonst diese Absichten in einer nahen Verwandtschaft stehen, wird man von einem jeden Gleichniß-Bild, dessen förderste und Haupt-Absicht ist, einen Gedanken zu erklären, in einem gewissen und weitläuftigen Verstand sagen können, daß es zugleich den Gedanken ausziere, ihm Nachdruck mittheile, und einen gewissen Unterricht in sich fasse. Die Aehnlichkeit, die sich zwischen zweyen Begriffen in einem gewissen Puncten befindet, wenn ein Gedanke im andern gleichsam wieder scheint, muß natürlicher Weise ein Licht über den Gedanken streuen: Ist ferner das ähnliche Bild, womit der Gedanke erklärt wird, von einer Beschaffenheit, daß es von sich selbst den Geist vergnügt, so kann nicht fehlen, der Gedanke muß an denselben Glanz und Zierde Theil bekommen: Alle Bilder und Beschreibungen, insonderheit wenn sie ein wenig ausführlich gemacht werden, sind drit-

tens

tens mit Unterricht begleitet: Und endlich ist die Vorstellung eines gleichen Gedankens unter einem fremden Bilde nimmer ohne Nachdruck. Weil nun alle Gleichnisse die Ähnlichkeit zwischen zweyen Dingen entdecken; weil in allen ein Bild oder eine Beschreibung anzutreffen ist; weil da allezeit ein Gedanke unter einem fremden Bild vorkommt; so kan man von einem jeden Gleichniß-Bilde sagen, daß es in diesem weitläufigen Ansehen allen diesen Absichten zugleich ein Genügen thut. Alleine wann ich von der geschickten Verbindung dieser unterschiedenen Absichten in einem Gleichniß-Bilde rede, so richte ich meine Gedanken nicht auf die jetzt erwähnte weitläufige Verwandtschaft dieser Absichten, welche in jedem Gleichnisse anzutreffen, und in der Natur und Art dieser Figur der Rede gegründet ist; sondern ich meine eine solche Verbindung, welche alleine von der Kunst des Redners herrühret, und in der verständigen Wahl und kunstreichen Ausführung eines Gleichniß-Bildes besteht. Ich sehe vor gut an, meine Gedanken mit einem Exempel zu erläutern. Ich habe in einem vorhergehenden Abschnitt zu einem Beispiel eines Gleichnisses, dessen förderste Absicht ist zu erklären, die Stelle aus dem zweyten B. der Eneis angeführt, wo v. 222. das gräßliche Geschrey des Laocoons beschrieben wird:

Clamores simul horrendos ad sidera tollit.

§ 5.

Der

Der Poet giebt da zwey Merckmahle dieses Geschrens; die Ursache desselben, und seine Grösse. Die Ursache drücket er sehr wohl mit dem Beywort horrendos, gräßlich, aus. Dieses läßt euch begreifen, daß das Geschren von einem Horrore animi, von einem inwendigen Grauen entstanden sey, und so beschaffen gewesen, daß es auch andern eben dergleichen Grauen eingejaget habe. Die Grösse desselben wird durch die Worte, ad sidera tollit, bezeichnet. Diese beyden Umstände sehet das Gleichniß, dessen der Poet sich bey dieser Gelegenheit bedienet hat, nicht nur in ein helleres Licht, sondern giebt dem Begriff auch einen grossen Nachdruck und ein neues Leben:

Quales mugitus fugit cum saucius aram
Taurus & incertam excussit cervice securim.

Das Opfer-Thier, welchem der opfernde Priester vor dem Altar einen ungewissen Streich bengebracht, so daß es mit Erschütterung des Nackens das Schlacht-Beyl aus der Wunde, wo es nicht gar tief saß, hinaus geworffen, und blutend und verwundet davon geflohen, indem es die Luft mit einem gräßlichen Gebrülle anfüllte, bildet euch den Zustand von Laocoons Gemüthe, das auf einmahl von Gefahr, Schrecken, Angst, Grauen und Schmerzen überfallen, in dieses Zeter-Geschren ausbrach,
mit

mit solchem Nachdruck vor Augen, daß eine weitläufigere Beschreibung bey weitem keinen so strengen Eindruck zu thun vermocht hätte. Dadurch bezeichnet dieses Gleichniß-Bild die Größe des Geschreys nach seinem Masse, und giebt euch die Ursachen davon deutlich zu ermessen; nicht nur das, sondern es unterhält und erhöht die Mitleidens-volle Bestürzung, welche Laocoons Unfall, der euch jetzt in einem so ähnlichen Bilde zum andern mahl vorgestellt wird, schon zuvor in der Brust gezeuget hatte. Ferner ist die Erwählung dieses Sinnbildes überaus geschickt, und vor Laocoons Person und Umstände ganz gemäß; es entfernt das bestürzte Gemüthe nicht von den beweglichsten Umständen der Geschichte, und führet es nicht auf abweichende Begriffe. Der Platz, wo die Tragödie mit Laocoon vorgegangen, war vor dem Altar, die Person, die der Unfall betroffen, war ein Priester, das Geschäft, über welchem ihn derselbe ergriff, das Schlachten, und das Opfer-Vieh, ein ungemein grosser Stier. Denn so heist es v. 201.

Laocoon ductus Neptuno sorte Sacerdos
Sollemnem Taurum ingentem maculabat ad aras.

Diese Verrichtung des Laocoons muß dem Dichter das Bild leihen, welches er mit
grosser

grosser Kunst zuzurichten weiß, den Unfall, der denselben mitten in dieser heiligen Handlung betroffen hat, abzubilden. Er führet euch nicht von der Stelle hinweg. Er unterhält euch mit Begriffen von einerley Natur:

*Quales mugitus fugit cum saucius aram
Taurus, & incertam excussit cervice securim.*

Wenn er den Priester Laocoon gleichsam in das Opfer-Thier verwandelt, und ihn unter diesem Bilde vorstellet, so giebt er zu verstehen, daß derselbe durch dieses unerwartete Geschehe ein Schuld-Opfer der Rache der erzürnten Götter geworden, er bereitet euch damit vor, daß das Urtheil der Bürger von Troja über diesen Zufall euch desto wahrscheinlicher vorkömmt. v. 229.

*. . . Et scelus expendisse merentem
Laocoonta ferunt, sacrum qui cuspide robur
L'eterit & tergo sceleratam intorserit hastam.*

Dabey ist insbesondere auch dieser Umstand zu bemerken, daß der Fall, welchen der Poet in dem Gleichnisse abbildet, nach dem Irr-Glauben der Heiden allezeit etwas Ungerades bedeutet hat, wenn nemlich das Opfer-Thier dem Priester unter der Hand entrunnen war, oder nachdems einen Streich empfangen, noch gebrüllet hatte.

Dieses

Dieses können wir von Festus vernehmen: *Piacularia vocabant*, schreibt er, *quod sacrificantibus tristitia portendebant, cum aut hostia ab ara profugisset, aut percussa mugitum dedisset, aut in aliam partem corporis, quam oporteret, decidisset.* Im übrigen mag Virgil das Urbild zu dieser Vorstellung bey Homer im zwanzigsten B. der Ilias gefunden haben. Dasselbst v. 402. wird das Geschrey des Hippodamas, der das Leben ausbläst, mit dem Gebrülle eines Stieres verglichen, welcher von etlichen starcken Jünglingen vor den Altar des Neptuns gezogen wird, die sich daran müde arbeiten, da er inzwischen brüllete, und den Gott, der Meer und Land erschüttert, dadurch vergnügete. Der Poet braucht von beyden, von dem Hippodamas und von dem Stier, das Wort *ἤνυεν*, er brüllete. Allein Virgil an seinem Lob nicht zu fräncken, müssen wir anmercken, daß er dasselbe Bild in sein Eigenthum verwandelt, indem ers ganz anders zugeschnitten, und in einer ganz andern Absicht gebraucht hat.

Diese beyden Poeten haben ihre Gedichte vor andern mit auserlesenen Gleichniß-Bildern angefüllet; Insonderheit haben sie denselben eine außerordentliche Schönheit durch diese Kunst die unterschiedenen Absichten in einem Bilde zu verbinden mitgetheilt, indem sie nicht nur in der Wahl der Bilder, sondern

dern auch in der Ausführung derselben vor-
 trefflich sind. Ihr findet bey ihnen nicht
 wenig ausführlich aus einander gesetzte
 Gleichnisse, welche neben demjenigen, was
 nothwendig zu der Vergleichung gehört,
 und worinnen die Dinge einander ähnlich
 sind, sich ferner in der Ausbildung mit hi-
 storischen Begriffen oder sonderbaren merck-
 würdigen Umständen ausbreiten. Diese be-
 rühmten Männer geben das Gleichniß nie-
 mahls auf, biß es zu einem wichtigen Ge-
 danken fortgestiegen, welcher oft die Sa-
 che, so dazu Anlaß gab, nichts angehet.
 Die Aehnlichkeit währet etwan nicht über
 eine oder zwei Zeilen; aber der Poet trei-
 bet den Einfall weiter, biß er daraus einen
 herrlichen Gedanken hervor leitet, der be-
 quem ist, das Gemüthe des Lesers zu ent-
 zünden, und das erhabene Ergehen darinne
 zu erzielen, welches der Natur eines heroï-
 schen Gedichtes gemäß ist. Perraut, der
 Boilus unter den Neuern, fand an diesen
 Gleichnissen keinen Geschmack, und nannte
 sie zum Spott *comparaisons à longue queue*,
 lang-geschwänkte Vergleichen, alleine
 Boileau hat den Unfug seines Gespöttes
 sattsam dargethan; Er hat ihm gewiesen,
 wie unzeitig und eitel sein Gelächter wäre,
 indem er sich über Sachen lustig machete,
 welche billig vor die größten Schönheiten
 gerühmt würden. „Vergleichen, sagt er,
 „werden

„ werden in Oden und Epischen Gedichten
 „ nicht angebracht, nur alleine die Re-
 „ de zu erklären und zu schmücken, sondern
 „ das Gemüthe des Lesers angenehm zu un-
 „ terhalten, zu erquicken und aufzuwecken;
 „ indem sie ihn von Zeit zu Zeit der allzu-
 „ mühsamen Aufmerksamkeit auf die Haupt-
 „ Materie entledigen und auf andere anmu-
 „ thige Vorstellungen führen. Homer war
 „ in diesem Stücke vortrefflich, zumahl seine
 „ Vergleichen voll solcher Schilderungen
 „ der Natur sind, welche seine Materie be-
 „ leben und artig absetzen. Er ist allezeit der
 „ vorige, und dennoch erscheinet er allezeit in
 „ einer andern Gestalt. Er belehret und un-
 „ terrichtet den Leser immerfort, und leget
 „ ihm auch in Sachen, welche er alle Tage
 „ vor Augen hat, Umstände zu betrachten vor,
 „ welche er sonst von sich selbst niemahls wahr-
 „ genommen hätte. „

Man wird es ohne Zweifel von mir zu-
 Danke aufnehmen, wenn ich diesen Kunst-
 Griff durch einige Exempel, so ich aus den
 Schriften dieses rechtschaffenen Poeten ent-
 leihen will, in ein helleres Licht setzen werde.

Im eilften B. der Ilias v. 270. vergleicht
 Homerus Utridens Schmerken, so ihm eine
 noch blutende Wunde verursachte, mit den
 Wehen einer gebährenden Frauen. Das gan-
 ze Gleichniß ist in dem 269sten Vers enthal-
 ten. „ Wiewann eine Frau in Geburts. We-
 „ hen

„hen scharffe und spitze Pfeile fühlst.“ Dieses war schon genung den gehörigen Begriff von der Grösse des Schmerzens zu erwecken. Aber der Poet will sich dieser Gelegenheit bedienen, euch zu unterrichten, wer die Vorsteherinnen der Geburt seyen, und von welcher Mutter dieselbigen gebohren worden, darum füget er hinzu: „Welche die Vorsteherinnen der Geburt die Glithyen losgeschlossen haben, die Töchter der Göttin Juno.“ Über dieses will er noch die Grösse der Wehen erhöhen, und hängt deswegen noch folgendes an das Gleichniß: „Die einen Köcher voll bitterer Wehen haben.“

Im vierten B. v. 481. wird der Fall des von Ajax erlegten jungen Helden Simoisius mit dem Fall eines Pappel-Baums verglichen. „Er fiel zu Boden in den Staub, wie ein Pappel-Baum, der an dem feuchten Bord eines grossen Teiches aufgewachsen, hoch und stierlich, und dessen Zweige in kurzer Zeit hervorgesprossen waren, die aber ein Wagner mit dem blinkenden Eisen umgehauen, eine Speiche zu dem Rade einer artigen Kutschen daraus zu verfertigen; und jeho lieget er an dem Ufer eines Flusses, damit er recht dürre werde. Also erlegete und veraubete Ajax den wackern Simoisius.“ Der Poet bildet sein Gleichniß, wie ihr sehet, mit so vielen

len Kleinen Umständen aus, daß es einer symbolischen Geschichte oder Parabel gleich siehet. Er hat den Pappel-Baum unter viel andern Bäumen ausgelesen, welcher gern an dem Gestade eines Flusses in sumpfigen Gegenden hervor wächst; Diese Wahl ist mit großem Verstande gemacht; man erinnere sich nur dessen, was Homerus zuvor v. 475. von Simoisius erwähnt hat, daß er diesen Rahmen bekommen, weil die Mutter ihn an dem Flusse Simois geboren, als sie eines Tages mit ihren Eltern von dem Berg Ida herunter gegangen, ihre Heerden zu besichtigen. Ferner streicht der Poet den Pappel-Baum in Ansehen seines schönen Stammes und zierlicher Aeste heraus; damit siehet er auf den 474sten Vers zurück, wo er Simoisius einen aufblühenden jungen Helden geheissen, *ῥαλαρόν*. Er bildet euch nicht nur den Fall dieses Baumes vor Augen, sondern er meldet über dieses umständlich von wem und in welcher Absicht er mitten in seinem schönsten Wachsthum umgehauen worden. „Den ein Wag-
 „ ner mit einem blinkenden Eisen umge-
 „ hauen, eine Speiche zu dem Rade einer
 „ zierlichen Kutschen zu machen.“ Wo ins-
 besondere die Worte mit einem blinken-
 den Eisen, euch die Aehnlichkeit in den Sinn bringen, daß Simoisius von Ajax mit einem Spiesse durchstoßen worden.

K

Ende.

Endlich stellet Homerus den Baum vor, wie er am Ufer der Länge nach ausgestreckt lieget, und sein Schmuck da verdorret. Dieses bildet lebhaft vor, was der Dichter v. 477. und 478. erwähnt hat: Er habe seinen Eltern die Mühe der Auferziehung nicht wieder vergelten können. Denn durch den Fall dieses in der Blüthe sterbenden Helden ist zugleich die Hoffnung seiner Eltern in den Staub gelegt worden. Wann wir zuletzt noch die Apodosis von diesem Gleichnisse mit Fleisse betrachten, so finden wir da das Wort ἔρπαιζεν, welches ich seinem Ursprung gemäß durch zwey andere gegeben: Also erlegete und beraubete Ajax etc. Und daraus ersehen wir, daß Homerus durch dieses Bild hauptsächlich vorstellen wollen, wie dieser muthige junge Herr, der so grosse Dinge von sich hoffen lassen, vor der Zeit, eh er noch Anlaß bekommen hatte, sich hervor zu thun, auf einmal alles Schmuckes, den ihm seine blühende Jugend, die schwancke Pracht und Schönheit seiner Gliedmassen, und auch seine herrliche Waffen-Rüstung mittheilten, beraubet worden. Wann man die Umstände, welche ganz unnütze zu seyn scheinen, in diesem Lichte betrachtet, so muß man im Gegentheil gestehen, daß sie gerade zu diesem Endzweck führen, und von dem Poeten nicht ohne Überlegen ausgelesen wor-

den. Er läßt den Baum von einem Wagner umhauen, der Speichen daraus machen will. Daraus können wir vorhersehen, daß er seiner blühenden Gestalt und Schönheit nicht schonen werde, falls er ihm nur zu seinem Werck anständig zu seyn scheint, und daß derselbe, so bald er werde umgehauen und gefällt seyn, gleich der Zweyge, seines Schmuckes, werde beraubet werden, damit jener das nöthige Holz haben könne.

Ich besteiffe mich in der Meinung, daß die Entwaffnung des Simoisius und Veraubung seiner Rüstung der Haupt-Punct sey, welchen der Poet hauptsächlich abbilden wollen, wenn ich ein schier ähnliches Gleichniß-Bild im siebenzehnten B. der Ilias v. 49. betrachte. Daselbst steht: „Euphorbus fiel
 „ ungestümiglich zu Boden, und seine Waffen
 „ erklangen auf ihm. Seine krausen
 „ Haarlocken, voll Annehmlichkeit, badeten
 „ im Blut, und das Gold und Silber,
 „ womit sie aufgebunden waren, ward davon
 „ beschmückt. So wie ein Landmann
 „ in einem abgelegenen und einsamen Ort,
 „ wo Wasser vollauf hervor quillt, einen
 „ jungen Oliv-Baum wartet und pflegt,
 „ der artig, grün, blühend, und wohl gewachsen,
 „ mit weißer Blüthe ganz und gar überkleidet
 „ ist; mit welchem die gelinden Lüfte spielen;
 „ aber einmahl kommt ein ungestümer Sturm-Wind,

„ reißet ihn aus dem Grund heraus , und
 „ leget ihn der Länge nach auf den Boden.
 „ Also schlug Menelaus den tapfern Euphor-
 „ bus zu Boden , und nachdem er ihn um-
 „ gebracht , zog er ihm die Waffen aus ,
 „ und machte sie Beute. „ Denn da steht
 im Griechischen ausdrücklich : τοῖον Ἐυφορβῶν
 ἐπεὶ κτάνε , τεύχε' ἐσύλα. Ich habe diese
 Stelle desto lieber angezogen , weil sie das
 Urtheil , das Boileau von unserm Poeten ge-
 fällt hat , und das ich schon angeführt habe ,
 bekräftigt , nemlich , daß Homerus allezeit
 der vorige sey , und doch allezeit in einer an-
 dern Gestalt erscheine. Er braucht hier ein
 gleiches Bildniß , wie das vorige war , und
 in einer fast gleichen Absicht , wie zuvor ;
 und dennoch ist bey dieser wesentlichen Gleich-
 heit alles neu und von einer andern Art ; in
 so weit , daß wir in der ganzen Ausbildung
 nicht zweyen gleiche Umstände und nicht zwey
 gleiche Worte finden.

Im sechszehnten V. fällt er noch einmahl
 auf dieses Gleichniß , mit nochmahls verän-
 derten Umständen. v. 482. „ Carpedon
 „ stürzte zu Boden , wie wann ein Eich-
 „ oder Pappel- oder Tannen- Baum zu Bo-
 „ den fällt , welchen die Zimmerleute auf dem
 „ Gebirge mit ohlgeschliffenen Aexten umge-
 „ hauen , Planken für die Schiffe daraus
 „ zu machen. Also lag er vor seinem Wagen und
 „ Pferden gestreckt auf dem Boden. „ Hier
 besteht

besteht die Ähnlichkeit alleine darinn, daß beyde ausgestreckt da liegen.

In demselben sechszehnten B. findet sich ein solches aus einander gesetztes unterrichten- des Gleichniß, das wir auch betrachten wol- len; v. 384. „So wie im Herbst die Erde
„unter der Bürde eines Sturm-Windes lie-
„get, wann Jupiter einen starcken Plaz-
„Regen herunter schüttet, weil er auf die
„Menschen im Zorn entbrandt ist, welche
„auf der Gerichts- Statt gewaltthätiger
„Weise das Recht gebogen, und die Ge-
„rechtigkeit und Billigkeit aus dem Sinn
„geschlagen haben, ohne Betrachtung, daß
„die Götter alles sehen und hören, die Flut
„schwellet sich in allen ihren Flüssen auf, und
„der Schwall führet viele Stücke Landes
„hinweg, alldieweil er von den Bergen her-
„unter stürzet, und schnaubend in das pur-
„purfarbigte Meer läuft, und die saure Ar-
„beit der Ackerleute verheeret. Also stürg-
„ten die Trojanischen Pferde schnaubend über
„das weite Feld. „ Im Griechischen lautet
die Apodosis oder der Hintersatz:

Ὡς ἵπποι τρωαὶ μεγάλα σενάχοντο δάσους.

Und beziehet sich auf einen vorhergehenden Vers:

ἔς δ' ἄλλα πορφυρέην μεγάλην σενάχουσι φάσιν.

Demnach sind der stürkende Lauf und das Schnauben der Pferde der Haupt-Punct, worauf das Gleichniß beruhet. Wenn ihr im übrigen begreifen wollet, mit wie großer Geschicklichkeit Homerus dieses Gleichniß-Bild gewehlet, so müsset ihr die ganze Beschreibung wohl betrachten, welche er im vorhergehenden von dem verwirrten Zustand der Trojaner gemacht hat. Homerus hat euch da auf ein großes Feld geführt, wo die Trojaner Reiß-aus gaben, und alle Strassen mit Geheule und Tumult anfülleten; ein Geschwader taumelte über das andre hin; ein wüster Staub drehete sich im Wirbel bis zu den Wolken; die Leute lagen unter den Wagen-Rädern auf dem Bauche. Mit dieser Beschreibung sehet er den Geist des Lesers in die äußerste Bestürzung. Und das Gleichniß-Bild ist vollkommen bequem, ihn darinnen zu unterhalten. Der Poet fand in dem Lauf seines Gedichtes einen Weg der Verheerung, nemlich den Krieg, und im Gleichniß stellet er euch noch einen andern dar, nemlich die Überschwemmung. Nachdem also der Geist mit Schrecken und Grauen über die Verwüstung des menschlichen Geschlechtes eingenommen ist, und die so vielfältigen Wege des Todes und Jammers bey sich erwieget, so ergreift der Poet sehr verständig diese Gelegenheit ihn etwas zu lehren. Er bringt ihm bey, daß er dergleichen allgemeinen Land-Plagen als

Götter

Göttliche Gerichte ansehen müsse, welche über die Menschen wegen ihrer Ungerechtigkeit verhängt werden, und dadurch rechtfertiget er zugleich die Göttliche Vorsehung.

Ich muß noch eines Gleichnisses von dieser Art erwähnen, mit welchem der Poet im vierten B. den Begriff, wie des Menelaus weiße Schenkel und Beine von dem darüber rinnenden Blute gefärbet worden, auszuzeichnen gedenket. „Das Blut lief von den Wunden
 „nieder, wie wann eine Frau aus Phrygien
 „oder Carien das Helsenbein mit Purpur
 „gefärbet hat, ein zierliches Gebiß für ein
 „Pferd daraus zu verfertigen; sie verwah-
 „ret es in ihrem innersten Zimmer; viele was-
 „kere Ritter wünschen dasselbe zu besigen,
 „aber es ist für einen König aufbehalten, als
 „eine Fürstliche Arbeit, und soll dem Reuter
 „und dem Pferde zu einem herrlichen Zier-
 „rath dienen. Also wurden dir, königlicher
 „Menelaus, die Schenkel und Hüften mit
 „Blut besplecket, welches noch weiter hinnuter
 „biß auf die wohlgestalteten Beine floß.“
 Wer siehet nicht, daß der Poet dieses Gleich-
 niß mit Hinauswerffung aller hieher nicht
 gehöriger Umstände, ganz kurz und einfältig
 also hätte zusammenfassen können: Wie
 wann das Helsenbein mit Purpur gefärbet
 wird, also wurden dir die Schenkel mit Blut
 besprengt. Alleine Homerus wollte diesen
 Anlaß gebrauchen uns zu melden, daß in den

ersten Welt-Altern das Frauenvolk in Indien und Earien sehr köstliche Werke von Helsenbein mit Purpur eingesprenkt, verfertigt habe, welche theurer als Gold geschäzt worden, und alleine gedient haben, den Staat grosser Herren und königlicher Personen zu verherrlichen. Neben dem sind diese Umstände nicht überall unnützlich, angesehen sie den theuren Glanz des mit Purpur eingesprenkten Helsenbeins, und folglich den dadurch vorgebildeten Schimmer der mit Blut besleckten weissen Gliedmassen des Menelaus auf eine angenehme Weise erhöhen. Mit dem allen wollte ich unsern Poeten nicht rathen, dieses letztere Gleichniß des grossen Homers zum Muster ihrer Nachahmung zu nehmen; dergleichen Abweichungen stehn nur grossen Männern wohl an; Homerus selbst hat Bilder von dieser ausschweifenden Art mit sparsamer Hand angebracht, und der bequeme Ort, wo sie stehen, machet sie allemahl erträglich. So leicht es meinen Landsmännern ankäme, allerley Abwege zu finden, und sich in einem Gleichniß von dem Hauptzwecke nach und nach zu entfernen; so schwer würde es für sie seyn, eben so kunstreich, wie Homerus, auszuschweiffen, dergestalt, daß der Zweck niemahls aus dem Gesicht gesetzt wird. Wann grosse Geister etwan die Regeln der Kunst bey Seite setzen, so glaubet nicht,

nicht, daß es aus Unwissenheit, Unbedachtsamkeit oder Unvermögen geschehe, sie wissen, warum sie es thun, und wann wirs eben so reiflich einfähen, so würden wir finden, daß sie mitten in ihren Abweichungen vortrefflich und verwundersam sind. Ich will zwar nicht verschweigen, daß der genaufsichtige La Motte in seiner Abhandlung von Homers Ilias, wo er in einem eignen Abschnitt die Gleichnisse dieses Gedichtes untersucht, eben diese Vergleichung von des Menelaus Blut-gefärbten Schenkeln mit Purpur auf Helsenbein vor eine Probe anführet, auf welche er seine Beschuldigung gründet, daß Homer gewohnt sey, den Leser mit vielen fremden und kleinen Umständen von der Haupt-Sache abzuführen, welche darüber gänglich aus dem Gesichte verlohren werde; wozu er ferner hinzusetzt, dieser Poet mische in die Sachen, die er vergleicht, allzu widerwärtige Nebenstücke, es sey ihm genung, daß sein Gleichniß-Wild in irgend einem Stücke mit der Sache übereintreffe, hernach nehme er sich ohne Bedencken die Freiheit, dasselbe weiter von solchen Seiten fortzuführen, welche mit ihr nichts ähnliches haben. Allein wenn dieser Criticus mehr Achtung auf die Kunst gegeben hätte, womit der Poet dasjenige thut, was er ihm vor eine Schuld zuleget, und was vor herrliche Würckungen er dar-

aus herleitet, so würde er bald gesehen haben, daß seine Beschuldigung auf etwas preißwürdiges fiel, und mehr ein Lob als einen Tadel in sich fassete. Dieses wird sich noch klärer zeigen, wenn wir ferner einen besondern Nutzen betrachten werden, den die Gleichnisse in Epischen Gedichten haben, von welchem wir gleich handeln wollen.

Wann der Poet die Leser mit Schrecken und andern ungestümen Bewegungen angefüllet hat, so kan er sich dieser Figur mit gutem Nutzen bedienen, das Gemüthe desselben nach und nach wieder zu besänftigen, den Geist auf angenehme Bilder abzuführen, und die Materie durch eine artige Abwechselung in ein änderndes Licht zu setzen. Die Gleichnisse sind ein Mittel, und gleichsam eine Brücke, von dem Ungestümen und Wilden zu dem Stillen und Anmuthigen hinüber zu gehen. Wann dieses ohne Zwang geschieht, empfängt der Leser ein sonderbares Vergnügen dadurch; wie in der Musik, wann nach einem starcken Thon ein sanfter folget. Ich will dißmahl das Exempel aus Virgils Eneis nehmen. In dem ersten B. steht ein solches Gleichniß, welches so zugerichtet ist, daß es seinen Helden allmählig aus der Gefahr heraus führet, und zugleich den Leser des Kummer-vollen Schreckens, worinn er seinetwegen begriffen war, befrehet; v. 148.

Ac veluti magno in populo cum saepe coorta est
 Seditio, frivitque animis ignobile vulgus;
 Jamque faces & saxa volant; furor arma ministrat;
 Tum pietate gravem ac meritis si forte virum quem
 Conspexere silent, arrectisque auribus adstant,
 Ille regit dictis animos & pectora mulcet.
 Sic cunctus pelagi cecidit fragor, æquora postquam
 Prospiciens genitor, cœloque invehctus aperto
 Fleclit equos, curruque volans dat lora secundo.

Der Poet hatte vom 81sten Vers an durch die vortreffliche Beschreibung eines rasenden Sturmes seinen Helden samt dem kleinen Rest, der von Troja übrig blieben war, in die äußerste Gefahr gesetzt, und das Schrecken und die Angst, volle Bestürzung des Lesers bis aufs höchste getrieben. Mit dem 125ten Verse, wo er durch das stürmerische Ungewitter den Neptun selbst aufwecket, und an den Rand des Meeres hervor kommen läßt, wird zuerst einige Hoffnung zu ihrer Errettung gegeben; er fängt allgemach an, die strenge Leidenschaft, womit die Brust der Leser ganz beklemmet war, zu besänftigen; und hier dienet ihm dieses Gleichniß vortrefflich den Schritt von dem Sturm zu der Stille auf eine geschickte Art ohne einen Fall zu thun, und das Gemüth des Lesers aufzuklären. Das Gleichniß von einem Aufstand,

Wann das wilde Volk aufrührisch stürmt u. jährt
 Von seiner blinden Wuth aufs seltsamste bewehrt,
 Und Scherben, Holz u. Stein jest durch die Lüfte schicket
 entfett.

kostete den Sturm zu stillen, auf eine nachdrückliche und lehrreiche Art ab. Derselbe schalt nur das Meer, und es schwieg gleich.

- - - - - Er heisset derowegen
Den West-Wind, und den Ost sich ihm zu Füßen legen,
Und fährt sie scheltend an. - - - - -
Er stillt Angesichts des stolzen Meeres Wuth.

Im übrigen muß ich noch anmercken, daß dieses Gleichniß-Bild von dem Poeten mit geschickter Wahl ausgelesen worden. Homerus hatte im zweyten B. der Ilias v. 147. die Bewegung eines Volckes mit der Bewegung des Meers verglichen. „Das versammelte Volck erhob sich, wie die unermesslichen Wasser, Heere im Icarischen Meer, welche der Ost- und der Süd-Wind, die aus den Wolcken des Vaters Jupiter herunter steigen, aufgebracht hat.“ Man kan ohne mein Erinnern sehn, wie meisterhaft Virgil diese Stelle zu seinem Gebrauche verwendet hat. Was bey Homer den Text ausmachete, giebt ihm den Stof zu dem Gleichniß, und die Materie des Homerischen Gleichnisses ist ein Stück von seiner Geschichte. Homer hat nur auf die Gleichheit in der Bewegung gesehen; welches zu seiner Absicht schon genung war: Virgil hat alle die Umstände, welche ich angeführt habe, darinnen anzubringen geroußt.

Diese

Diese belobte Kunst, die Gleichnisse bey Übergängen zu gebrauchen, war sonst Homer schon vollkommen bekannt. Nur ein einziges Exempel zum Beweise anzuführen, so macht er im ein und zwanzigsten B. der Ilias, wo er den Achilles aus einer großen Noth errettet, den Übergang mit diesem angenehmen Gleichniß: „Wie wann ein Gärtner aus einer „Quelle das lautere Wasser mit der Spathe „in der Faust zwischen Blumen, Beten und „Geländern hinleitet, und die Eachen, so „das Wasser an seinem Lauffe hindern wür- „den, heraus wirft; indem der Bach an- „wärts läuft, schmiegen sich auf dem Grun- „de alle Kistlinge, das Wasser fließt nur „melnd dem Graben nach, und überholt „seinen Leiter. Also ergriff der Strom den „Achilles, wiewohl er heftig eilte, denn „die Götter sind mächtiger, als die Men- „schen.“ Ehe der Poet mit diesem Gleich- niß kam, sahen wir den Achilles sich mitten im Scamander überwerffen, und aus aller Macht mit dem Strom kämpfen; doch, als wir jetzt fürchteten, daß ihn die Gewalt der Wellen fortschleppen würde, lencket der Poet unsre Gedanken auf den anmuthigern Gegenstand eines stillern Wassers, womit er die Hoffnung, daß Achilles aus dieser Gefahr werde gerettet werden, bey uns wie- der rege macht, und uns einiger massen be- ruhigt, so daß wir nun seine Noth mit mehr

Ruhe

Ruhe ansehen, biß er endlich durch den Bey-
stand der Götter derselben entrissen wird.

Dieses Gleichniß hat dem lateinischen Poe-
ten so wohl gefallen, daß ers als eine Be-
schreibung in das erste B. von der Feld-Ar-
beit versetzet hat.

Deinde satis fluvium inducit, rivosque sequentes,
Et cum exustus ager morientibus aestuat herbis,
Ecce supercilio clivosi tramitis undam
Elicit. Illa cadens raucum per levia murmur
Saxa ciet, scatebrisque arentia temperat arva.

„ Er führet den Fluß in seine Felder, viele
„ Bäche gehen ihm mit folgamen Wellen
„ nach; wann dann das Land vor Hitze
„ schwachet, und die Kräuter darauf ster-
„ ben, so leitet er das Wasser von einer ge-
„ linden abschießenden Höhe herab auf das
„ selbe nieder; Indem es fällt, rauscht
„ es mit einem heisern Murmeln über die
„ glatten Kiesel-Steine, und erlabet das
„ verdorrere Feld mit seinen kühlen Brunn-
„ Adern.

Der sechste Abschnitt.

Von dem rechten Ort und Sitz der Gleichnisse.

Nöthwendigkeit den Gleichnissen in einem Werk Ort und Maß zu setzen. Vergleichung der Wohlredenheit mit der Koch-Kunst. Mangel einer Untersuchung dieser Materie. Die Gleichnisse schisfen sich an dem Orte nicht, wo die Redung selbst als redend eingeführt wird; ausgenommen die erleuchtenden Gleichnisse. Wie Virgil von der Dido Bewegung über Eneas Einschiffung mit einem Gleichniß redet, aber da er sie selbst davon reden läßt, ihr ganz andere Figuren in den Mund leget. Amsthors leichte Verdeutschung ihrer Rede. Homers Geschicklichkeit die Sprache der Affecte und des Geistes zu verändern. Wie Homerus die wenigen ausgeführten Gleichnisse, die er in den Reden seiner Personen einfließen läßt, an dem rechten Ort gesetzt, ohne Verletzung des Characters der Redung; in einer ruhigen Unterredung, bey einem gesetzten Gemüthe, und über der Tasse. Vertheidigung eines Gleichnisses, das Homerus dem Ulyss in einer hefftigen Gemüthes-Bewegung desselben zugeschrieben hat.

Was ich in einigen Blättern von den unterschiedenen Absichten, in welchen die Gleichniß-Bilder mit Nutzen können angebracht werden; wie auch von der künstlichen Austheilung und Mischung so wohl als der geschickten Verbindung dieser Absichten bis dahin ziemlich ausführlich vorgetragen habe, wird

wird meines Erachtens schon zulänglich seyn; und jezo wird man von mir erwarten, daß ich auch einige Anleitung gebe, an welchem Ort und mit welchem Masse diese Figur der Rede, von der wir reden, müsse gebraucht werden, wenn sie den Zweck nicht verfehlen soll. Es ist leicht zu begreifen, daß eine gründliche und deutliche Unterweisung über diesen Punct eben so nothwendig als wichtig ist. Wer daran noch zweifeln wollte, dem gebe ich zu bedenken, daß am unrechten Orte gesetzte Gleichnisse den natürlichen Character der Rede eben so häßlich verstellen und verderben, als die Schmincke ein schönes Angesicht; daß die Deconomie einer Schrift in Auspendung der Figuren ein gewisses Maß und häufige Ordnung erfordert; daß der Geist des Menschen von Natur ganz ruhmräthig und geneigt ist, seinen Reichthum, worinn der auch bestehen mag, auszulegen; daß die Verschwendung auch dann straffwürdig sey, wann sie von einer guten Absicht herrühret. Insbesondere wird ein gemessener Unterricht von diesen Stücken meinen deutschen Lesern vor andern nöthig seyn, nachdem sie durch das Ansehen und berühmte Exempel des gelehrten Lohensteins geblendet sich in die übermäßige Pracht seiner Schreibart so unglücklich verliebet haben, daß sie das wahre Maß der Natur größtentheils vergessen haben. Es hat mit der Wohlredenheit einer

len Bewandniß, wie mit der Koch-Kunst. Der vornehmste Kunstgriff eines Kochverständigen bestehet darinne, daß er durch eine geschickte Vermischung und Verbindung unterschiedener Arten von Geschmack, welche sich am besten mit einander vertragen, eine solche Symmetrie und Ubereinstimmung der Säfte zuwege bringe, dadurch die Zunge und Kehle auf eine angenehme Weise gefisset, und die Lust zu essen, inzwischen daß sie befriedigt, zugleich auch erhöht wird. Diesen Zweck kan er nicht erhalten, wann er die Kunst nicht innen hat, wie jegliche Art von Geschmack an ihrem rechten Ort und in gewissem Maße anzubringen, welches dieser Ort sey, und worinn dieses Maß bestehe, welche Speise angenehm sey, wann sie in einer gewissen Brühe lieget, und welche besser schmecke, wann sie gebraten ist:

Nec sibi cœnarum quivis temere arroget artem,
 Ni prius exacta tenui ratione saporum.
 Nec satis est cara pisces avertere mensa
 Ignarum, quibus est jus aptius, & quibus assis
 Languidus in cubitum jam se conviva reponet.

HOR. L. II. Sat. 8.

Die Gleichnisse und andere Figuren sind wie das Salz und Gewürk, wird es mit allzu farger Hand über eine Speise gestreuet, so bleibet sie ungeschmact; wird es dann am un rechten Orte verschwendet, so folget Eckel
 dar

darnach. Eine solche unzeitige und übermäßige Verschwendung des Gewürkes in Zubereitung der Speise zeuget zwar von dem Reichtum u. der Freygebigkeit des Hauß-Wirths; aber sie verräth zugleich desselben verderbten Geschmack. Auf gleiche Weise sind die Gleichnisse überaus bequem, eine Schrift herrlich auszugieren; Jedoch wann sie am unrechten Ort und ohne Maß verschwendet werden, so thun sie nicht nur den reichen Wiß des Verfassers, sondern auch die Armuth seines Verstandes kund. Nach diesem Licht vergleicht sich Lohensteins berühmtes Werk, Arminius genannt, einer kostbaren Mahlzeit, wo der reiche Wirth auf keine Kosten geachtet, und ohne Spahren aufstischen lassen, was Garten, Heerde, Wald und Meer Niedliches und Leckerhaftes dargeben kan; wo insbesondere die entferntesten Theile der Welt auf die Tafel senden müssen, was sie seltenes und theures haben; bey alle diesem Ueberfluß aber die Speisen so übel zubereitet, die Gerichte so ungeschickt gegattet, und so ungereimt vermischt sind, die Brühe so versalzen, die Würke so übermäßig verschwendet ist; daß die Gäste vor lauter Eckel bey überladener Tafel hungerig sitzen, wie dem Tantalus widerfahren ist. Ueberdies vermehrt den Ueberdruß die unbescheidene und ungestüme Prahlerey des Wirthes, der auch unaufhörlich zum Essen

L 2

nößtig,

nöthigt, indem er euch nicht nur erzehlet, wie viel ihn eine jede Tracht zu stehen komme, sondern auch die Natur und das Wesen desselben mit ruhmräthiger Weitläufigkeit verscheibet; dergestalt, daß die unwilligen Gäste an seiner thörigten und geschmacklosen Kostbarkeit sich nicht besser zu rächen wissen, als dort Nasidieni Gäste gethan haben, wie in ihrem Nahmen Fundanus bey Horatius erzehlet:

- - - - - Quem nos sic fugimus ulci,
Ut nihil omnino gustaremus : velut illis
Canidia afflasset peior serpentibus Afris.

Oder, damit ich mich mit einem Gleichniß von Plautus seinen Kürzer ausdrücke, so ist besagtes Buch des von Lohenstein einer übergrossen Schüssel gleich, ubi una multa jura confudit coquus; und siehet's darinnen aus, falls mir vergönnet ist, kleine Dinge mit grossen zu vergleichen, als dort in der Chaotischen Materie:

Non bene junctarum discordia semina rerum.

- - - - - Nulli sua forma manebat;

Obstabatque aliis aliud : quia corpore in uno

Frigida pugnabant calidis, humentia siccis,

Mollia cum duris, sine pondere habentia pondus.

OVID. METAM. L. I.

Wiewohl nun ein bestimmter und deutlicher Unterricht von diesen Puncten höchst
noth.

nothwendig ist, so muß ich doch klagend erwähnen, daß ich mich bisdahin nach dergleichen vergebens umgesehen habe. Die Lehrer der Rede-Kunst gehen nicht weiter, als daß sie die Gleichnisse und Vergleichen auch unter die Zahl der poetischen Figuren einschreiben, und nach einem kahlen Rahmen-Register ein paar Exempel, die ersten die besten, hinzuthun. Damit lassen sie euch in der vorigen Ungewißheit stecken. In Betrachtung dessen will ich mich die Mühe desto weniger dauern lassen, welche darauf gehen muß, diese Materie in das gehörige Licht zu setzen, und den ungewissen Geschmack, was dieses Stücke anbelanget, in bestimmte und gemessene Regeln zu fassen.

So bequem die Gleichnisse sind, der Schwung, die Grade und Würdungen einer Gemüths-Leidenschaft deutlich und nachdrücklich abzubilden; so übel schicken sie sich hingegen, wo die Redung selbst als redend eingeführt wird. Je heftiger die Bewegung ist, je weniger Zeit wird man übrig haben, je weniger Müh wird man aufwenden, die Aehnlichkeiten der Dinge hervor zu suchen; Die Leidenschaft ist voller Ungedult, sie wollte gerne viel Dinge auf einmahl sagen, die gemeine Sprache, da man sich nach den syntactischen Regeln der Fügung und Verbindung achtet, daucht ihr allzu matt und langsam, sie bedienet sich darum ihrer
 § 3 eigenen

eigenen Figuren, meistens lauter abgefügter, gebrochener, halber, unausgeführter Sätze, z. E. des Ausruffes, der Frage, der Anrede, u. s. f. Einer der in der Hitze redet, ist einem Fliehenden gleich, welchen ein Feind, oder die Obrigkeit, die Rächerin der Ubelthaten, verfolgt; Gefahr und Schrecken hängen ihm Flügel an, er nimmt den Weiten mehr durch Sprünge als durch gemessene Schritte, er verläßt die zwar gebahnte und gemächliche aber krumme Straße, und schlägt in einen neuen aber kühnern Weg ein, durch ebene oder holperichte, steinigste oder strauchigte Gegenden; er säumt sich nicht die abwechselnden und mit jedem Augenblicke ändernden angenehmen Ausichten zu betrachten, oder die Ordnung und Symmetrie der Palläste und Gärten, die ihm auf dem Weg aufstossen, mit den Augen zu messen. Es fehlet ihm an einem ruhigen und aufgeräumten Gemüthe, das hierzu erfordert wird. Hieraus folget, daß die Gleichnisse nicht zu der Sprache der Gemüths-Bewegungen gehören. Sie schicken sich alleine vor ruhige Leute, welche Zeit und Weile genug haben sich gemächlich zu erklären. Die Gleichnisse werden formirt, indem die Einbildung dem Verstande mancherley Bilder gerade zu vorlegt, welche er dann gegen einander hält, und aus ihrer Vergleichung dasjenige, worinne

rinne sie einander ähnlich sind, sorgfältig hervorsuchet: Nun ist dieses wohl unleugbar die Arbeit eines ruhigen Geistes. Die Gleichniß-Bilder dienen, wie ich oben gezeigt habe, entweder einen Gedanken mit einem ähnlichen Bild zu erklären, oder selbigen auszuschnücken, oder zu verstärken, oder endlich einen Unterricht von etwas zu geben: Nun ist die Leidenschaft zu eilfertig und zu eigensinnig, als daß sie den Gegenstand, der sie aufgebracht hat, aus den Augen setzen, und zu Betrachtung fremder Bilder ausschweifen sollte. Wann das Gemüth erhitet ist, so hört alle Kunst und Verstellung auf, die Vernunft ist gefesselt, die ungestümen Triebe der Natur brechen mit Gewalt hervor, aller Zierrath und weitgesuchter Schmuck wird als etwas Nichtswürdiges weggeschmissen und mit Füßen getreten, der schönste Putz, die Haare, werden ausgerauft; so fern ist, daß ein solcher Mensch eine gesetzte Doctoralische Mine annehmen, und mit einer dogmatischen Gelassenheit Lektionen geben könne. Alldieweil nun eine heftige Leidenschaft alle diese angeführten Absichten ausschließt, so wird daraus mehr als klar, daß die Gleichnisse sich vor die Ausdruckung der Gemüths-Bewegungen nicht schicken.

Wann ich aber diese Figur der Gleichnisse aus der Sprache der Leidenschaften

will hinausgeworffen wissen, verstehe ich alleine die ausführlichen und aus einander gesetzten Gleichnissen, welche die Frucht eines sinnreichen Verstandes sind, und in die Rede eingeflochten werden, entweder für einen bloßen Zierrath zu dienen, oder die unersättliche Begierde nach Wissenschaft zu befriedigen, oder einen Gedanken nachdrücklich zu erhöhen. Denn was die kurgesetzten Vergleichen anbelangt, so stehen dieselben an jedem Orte wohl, und können in allen Gattungen Schriften Statt und Platz haben, angesehen sie, wie ich im ersten Abschnitt gezeigt habe, unentbehrlich nothwendig sind, dunckele und ungewisse Begriffe zu erläutern, als zum Ex. wann ich sage: Die Feinde sind in nicht geringerer Anzahl vorhanden als die Blätter auf den Bäumen, und als das Sand am Gestade; oder mit Homer im fünften B. der Ilias: „Sie verbergen sich, wie forchtsame Hunde vor einem Löwen.“ Selbst in den erhigten Reden der Gemüths-Bewegungen können dergleichen nicht gemisset werden. Denn da hat man sie vonnöthen die Umstände einer Sache zu vergrößern, alldieweil man sich in der Gemüths-Bewegung ein Ding niemahls nach seinem wahren Verhältniß vorstellet.

Homer und Virgil haben dieses überaus wohl in Acht zu nehmen gewußt. In ihren
 Erzeh-

Erzählungen oder Beschreibungen, wo der Poet oder eine andere Person bey gesetztem und stillem Gemüthe redet, lebet alles bey der Menge Bilder und Gleichnisse; aber so bald die Leidenschaft, womit ein Held eingenommen ist, selbst als redend eingeführet wird, können wir nicht ohne Verwunderung wahrnehmen, was vor ein grosser Unterscheid zwischen der Sprache des Geistes und der Ausdruckung des Herzens befindlich ist, wann dort die Kunst und hier die Natur redet. Wahrhaftig, man wird da keine gekünstelten Zierrathen von ausführlichen Gleichnissen antreffen. Lasset uns nur, als ein Exempel, die Beschreibung von Eneas Untreue, im vierten Buche der Eneis, mit Fleisse betrachten. Wenn Virgil die Gemüths-Bewegung beschreiben will, welche die Dido auf den Bericht von der Trojaner unvermutheten Abreise überfallen hatte, so bedienet er sich folgenden Gleichnisses, v. 300.

Sævit inops animi, totamque incensa per urbem
Bacchatur; qualis conmotis excita sacris
Thyas, ubi audito stimulant trieterica Baccho
Orgia, nocturnasque vocat clamore Citharon.

Aber so bald als er die Gemüths-Bewegung selbst redend vorstellt, wie Dido anfänglich ihre zärtliche und noch mit Hoffnung begleitete Liebe durch Klagen, Be-

straffungen, Beschwörungen, bittliches Ansuchen, Vorstellungen ihrer Verdienste, ausdrückt, und nichts verabsäumt, den Eneas zum Mitlenden zu bewegen, und auf andere Gedanken zu leiten; wie sie hernach, als sie seinen hartnäckigten Sinn nicht biegen können, voll Verzweiflung und Kaseren, bald ihre eigene gutherzige Leichtglaubigkeit und seinen schnöden Undanc aushöhnet, bald ihren aufs höchste gestiegenen Uumuth ausläßt, bald die vorgewendeten Ursachen seines Ausbruches als erdichtetes Zeug verwirft, und endlich ihre unversöhnliche Rachgier, die auch der Tod nicht auslöschen kan, in erschrecklichen Verwünschungen an den Tag legt, da hören alle Kunst-Streiche des Wikes auf, da verschwinden alle allzu symbolische Figuren, alle ausgeführten Gleichniß-Bilder: Hingegen hören wir die eigene Sprache der Natur, welche durch manche Frage, manchen Ausruff, durch Ironien, Hyperbolen und dergleichen mit grosser Geschicklichkeit in einander geflochten, und ohne den geringsten Zwang abgebrochen, abgeschnitten und verwirret ist, so daß mans ohne die empfindlichste Bewegung nicht lesen kan, ein jeder fühlt, was Canis fühlte:

Und hör' ich Dido dort von Lieb' und Undanc sprechen,
So möcht ich ihren Hohn an den Trojanern rächen. *

Der

* Ich muß hier einen Fehler rügen, der in Herrn Gottscheds critischer Dicht-Kunst, wo diese zwey Verse

Der berühmte Tragödien-Schreiber Peter Corneille, der die Natur der Leidenschaften so gründlich erkannt hatte, hat in seinem Polyeuctes eine Anmerkung einfließen lassen, welche

angezogen werden, eingeschlichen ist. Dasselbst lauten sie also:

Und hör ich Dido dort von Hohn und Undand sprechen,
So möcht ich ihren Schimpf an den Trojanern rächen.

Durch diese Veränderung wird alle die sorgfältige Betrachtung umgestossen, mit welcher Caniz auf den verschiedenen Character der beyden Reden, so Virgilius der Dido zugeschrieben, gesehen hatte. Man schlage dieselben nach, so wird man sehen, daß die erste auf die Liebe der Dido und den Undand des Eneas hinausläuft; und die andere, nachdem die erste bey Eneas nichts versangen hatte, von Hohn wegen des empfangenen Hohnes angefüllt ist. Nun werden diese gehörigen Grade in den Versen, wie sie in dem angegebenen Orte stehen, durch einander geworfen. Der Hohn gehet vor dem Undand her, welcher doch den Anlaß dazu gegeben hatte, der Liebe wird nicht getacht, und das Wort Schimpf vermindert den Begriff von dem Hohn zur Unzeit. Wiemehl ich gern glaube, daß diese Veränderung in denen beyden Canizischen Zeilen ohne Vorsatz gemacht worden, habe ich doch diesen Anlaß gebrauchen wollen, zu zeigen, mit was für Sorgfalt und Fleiße große Poeten die Wörter wählen und setzen; so daß sich davon keines wegnehmen, oder umsetzen, oder verstellen läßt, ohne daß der Verstand, der Nachdruck, und die Ordnung der Gedanken dabey leiden müsse. Gemeine Scribenten wissen von dieser Sorgfältigkeit nichts, und verkehren ohne Nachsinnen die Bedeutungen der Wörter so wohl als die Begriffe selbst.

welche diese Art einer verzweifelten Liebe,
der alle Hoffnung abgeschnitten ist, nach der
Natur beschreibet:

Un Amant qui perd tout n'a plus de Complaisance, |
Dans un tel entretien il suit sa Passion,
Et ne pousse qu'injure & qu'imprecation.

Nach der Uebersetzung der geschickten Fr. Linckin:

Wer liebt und nichts mehr hofft, vergißt der Höflichkeiten,
Er folgt den Regungen in einem solchen Strauß,
Und stößet nichts als Fluch- und Drohungs-Wörter aus.

Amthor hat das letzte Stück von dieser
Herk- rührenden Rede der Königin Dido
samt etlichen andern Stücken aus der Eneis
deutsch gegeben, jedoch so matt und unglück-
lich, daß ich vor nöthig halte, bey dieser Ge-
legenheit einige Fehler in seiner Uebersetzung,
wodurch der Character der Gemüths- Bewe-
gungen verletzet wird, zu berühren.

Wann Dido v. 368. aller Hoffnung be-
raubet, fortfährt den halsstarrigen und uner-
bittlichen Sinn des treulosen Eneas zu schel-
ten, spricht sie:

Nam quid dissimulo? aut quæ me ad majora reservo?
Num fletu ingemuit nostro? num lumina flexit?
Num lacrimas victus dedit? aut miseratus amantem est?

Dieses giebt Amthor in sechs Zeilen also:

Ich rede was ich muß; verstellen hilft mir nicht,
Weil aller Hoffnungs- Grund auf ewig mir gebricht.

Hat

Hat dieser heiße Bach, der meine Wangen nasset,
Ihm auch den kleinste Hauch von Seufftern ausgepresset?
Wirft sein verstockter Sinn auch wohl noch einen Blick
Durch diese Blut erweicht, auf seine Braut zurück?

Man beliebe zuörderst anzumercken, daß Virgils drey Verse aus sechs absonderlichen Fragen bestehen, welche Amthor größtentheils in dogmatische Sätze und Schlüsse ausgedehnt, so daß er nicht mehr als zwei Fragen beybehalten hat. Man erinnere sich anbey, daß diese Figur der Frage ein vornehmes Merckmahl und Kennzeichen der Sprache eines lehrhaften und erzörnten Menschen ist, dadurch sie sich von den gelassenen Sätzen eines ruhigen unumfangenen Gemüthes unterscheidet. Löset man nun diese Fragen in der Dido Rede auf, und knüpft die Sätze durch die Verbindungs-Wörtgen an einander, so redet nicht mehr die Leidenschaft, sondern ein stiller, ruhiger Geist. Nachdem die Gemüths-Bewegungen bey allen Menschen unter der Sonnen, sie mögen eine Sprache reden, welche sie wollen, einerley Würckungen thun; und dem gemäß die Figuren der Rede eben die allgemeine Sprache der Leidenschaften ausmachen, und keineswegs einer absonderlichen Sprache eigen sind; so können sie in der Übersetzung niemahlen wegbleiben, soll das Feuer der Gemüths-Bewegung nicht zugleich ausgelöschet werden. Je heftiger die Aufwallung ist, in welcher man redet, je häufiger

ger stellen sich diese Figuren ein; werden sie nun in der Uebersetzung zum Theil weggelassen, und vermindert, so wird dadurch zugleich die Hitze der Leidenschaft auf einen geringern Grad gesetzt. Ein ruhigeres Gemüthe würde den Gedanken, welchen Dido bey Virgil mit sechs Fragen aufs beweglichste ausgedrückt hat, ungefehr in folgenden Schluß verfaßt haben: „Weil denn meine Klage und wehmüthige Vorstellung diesem Treulosen nichts angewinnen, und nicht anders, als ob ich ihm gänzlich fremd und unbekannt wäre, ihm kein Zeichen einiger Reue, Scham, Liebe, Zärtlichkeit oder Mitleids, weder Seufzer noch Thränen abnöthigen mögen, so bleibet mir keine Hoffnung mehr übrig, daß er sich durch einiges Mittel werde erweichen lassen; und darum würde es nichts helfen, wenn ich gleich meinen Unwillen verbergen, und ihm noch länger schonen wollte.“ Einen solchen förmlichen Schluß würde ein stilles Gemüth abfassen, bey welchem die Hitze der Leidenschaft allbereit größtentheils verslogen, und doch noch eine kleine Lust sich mit Worten an seinem Feinde zu rächen übrig blieben ist; aber die ungestüme Regung löset die Bande auf, womit der ruhige Verstand diese Säge in einer regelmässigen Ägung verknüpft hat, sie trennet ihre Ordnung; sie verfällt einmahl auf den Schluß, daß ihr nichts übrig gelassen

gelassen sey, womit sie sich an ihrem treubruchigen Feinde rächen könnte, als Worte und Klagen, nachdem sein entschlossener Sinn nicht zu bewegen ist; und erst hernach sucht sie diesen Schluß durch Gründe zu rechtfertigen, indem sie ihr vorstellt, daß sie mit allem ihrem Bitten und Klagen bey ihm nichts ausgerichtet, und daß er kein Zeichen von einiger Veränderung seiner Gedanken habe blicken lassen. Und alle diese Sätze verwandelt sie endlich in so viele Fragen, dadurch dieselben erst in der gehörigen Lebhaftigkeit und Hefigkeit hervorbrechen. Sie drückt sich ungefehr, wie folget, aus. Was soll ich ihm länger ohne alle Hoffnung verschonen? Werde ich doch durch die freye Entdeckung meiner Gedanken nichts weiter verschmerzen können! Oder hat mein Flehen ihm nur einen Seufzer abgedrungen? Hat er die Augen jemahls vor Scham untergeschlagen? Oder aus Empfindlichkeit mit Thränen genecket? Oder sonst durch einiges Mitleiden zu verstehen gegeben, daß er mich jemahls geliebet habe?

In Versen mögte dieses auf eine erträgliche Weise also gegeben werden:

Was soll ich länger mich ihm zu verschonen zwingen,
Der Hoffnung ganz beraubt? Was Nachtheil kan mirs
bringen,

Wenn mein bekümmtes Herz sich ohne Furcht erklärt!
Hielt er mein bittlich Flehn auch eines Seufzers werth?
Sah

Sah man die Augen ihn vor Schame unterschlagen?
 Und stuhuden sie bethrant bey allen meinen Klagen?
 Erzeigt' er sonst sich auf andre Weiß betrübt,
 Woran zu merken war, daß er mich je geliebt?

Ich finde nöthig bey dieser übelgerathenen
 Übersetzung Amthors ferner zu erinnern, daß
 er durch eine matte Weitläufigkeit, die von
 unnöthigen Beywörtern, figürlichen Umschrei-
 bungen und kleinen nichtswürdigen Umstän-
 den herrühret, die Kraft und Deutlichkeit des
 Herb-rührenden Ausdrucks Virgils ge-
 schwächt hat. Die Reden eines erhitzten Ge-
 müthes sind einem hoch aufgelauffenen Stroh-
 me gleich; so lange derselbe eingesperrt und
 gefangen fließt, stürzen sich seine Wellen mit
 Schrecken-vollem Getöse fort, und reißen
 alles, was ihnen aufstößt, mit sich dahin;
 aber so bald er frey wird, und sich auf einem
 ebenen und weiten Felde geraume ausbreiten
 kan, so wird die Strengigkeit seines Laufes
 dadurch gehemmt, und er ergießet sich dann
 mit einem matten Geräusche. Was die
 Virgilianische Dido mit vier Worten aus-
 drückt, nimmt Amthors Dido Zeit in zwei
 ganze Zeilen auszudahnen. Was jene ein-
 fältig *fletus nostros* nennt, das giebt diese weit
 prächtiger:

Der heiße Bach, der meine Wangen nasset;

Sie ist kaltsinnig genug, die Thränen in ei-
 nen Bach zu verwandeln, und durch das Bey-
 wort

wort heiß den Unterschied zwischen einem eigentlichen und einem figürlichen Thränen-Bach zu bemerken; Ihr erwartet vielleicht, daß sich dieser Bach als eine Flut ergieße, und das Wangen-Feld überschwemme, aber ihr betrieget euch, er wird beym Frost des Übersetzers plötzlich eingefroren seyn, so daß er kaum noch Wasser geben kan, die Wangen zu nassen. Nichtsdestoweniger preßt er im folgenden Verse Seufzer aus, wann Umthor das Wort ingemuit also verdeutschet:

Ihm auch den kleinsten Hauch von Seufzern ausgepresset.

Über dieses bezeichnet Fletus, welches er durch einen heißen Bach giebt, hier nicht die Thränen, (denn Dido weinte jetzt nicht mehr) sondern der Dido vorhergegangene, wehmüthige und Herk, rührende Klagen, welche dem Eneas wenigstens einige Seufzer sollten abgezwungen haben.

Nebendem finde ich an dieser Übersetzung noch zwey Dinge auszusetzen. Eines, daß Umthor die Frage in der dritten Zeile nun lacrimas dedit? gänzlich weggelassen hat; da doch die Thränen schier das deutlichste Kennzeichen von der empfindlichen Bewegung des Herzens sind, daher Virgilius den Mangel derselbigen nicht vergebens als ein überzeugendes Merkmal von

M

des

des Eneas fühllosen Härteigkeit ausgesetzt hat. Das andere, daß der Deutsche die beyden Fragen num lumina flexit? aut miseratus amante est? in eine einzige zusammen geschmelzet hat; ungeachtet daß eine jede schon vor sich allein und absonderlich einen grossen Nachdruck hat, und die eine ein Zeichen der Scham, die andere ein Merckmahl der Liebe gegen eine Unglückselige duffert. Zudem hat er wider allen Verstand die vergangene Zeit, so das Wort flexit bedeutet, in die gegenwärtige oder künftige verwandelt. Dido hatte ja schon bezeuget, daß sie nichts mehr abhalten sollte, ihre Gemüths-Bewegung auszustossen, nachdem sie genung versichert ist, daß kein Mittel übrig sey, den Eneas von seinem einmahl gefassten Schluß abwendig zu machen; in welcher Meinung sie sich selbst noch mehr zu bestärcken sucht, indem sie die allzu offenbahren Zeichen eines Kaltsinnigen Herzens, so sie aus der Mine gelesen, womit er ihre erste Herz-rührende und wehmüthige Vorstellung vorüber gehen lassen, den sich wiederholet und erzehlet. Wie übel hat es nach diesem der Übersetzer getroffen, da er seine Dido bey so bewandten Umständen sich mit einer zuverlässigen Hoffnung unterhalten läßt:

Wirft sein verstockter Sinn auch wohl noch einen Blick
 auf seine Braut zurück.

Denn

Denn dadurch stößt er um, was sie in der ersten Zeile mit so viel Kühnheit bezeuget hat. Auf diese Weise wird Amthors Dido von Virgils seiner in einem wesentlichen Stücke unterschieden; und er liefert euch statt einer getreuen Übersetzung einen nach Scarrons Manier verkleideten Virgil. Da diese Übersetzung so gar übel gerathen ist, so kan ich nicht errathen, wie es doch gekommen, daß jemand in einem gedruckten Lehr-Buche eben dieselbe jungen Leuten vor ein Muster der Herk-rührenden Reden der Leidenschaft vorgeleget, und mit folgendem Lob angepriesen hat: „Wer aus einer „so Herk-rührenden Rede den Nachdruck „der Figuren nicht begreifen kan, der muß „wenig Empfindlichkeit und Nachsinnen besitzen.“

Allein es ist Zeit, daß wir den Neben-Beg verlassen, und wieder auf unser Vorhaben kommen. Wir sollen den eigentlichen Sitz und Ort anweisen, welchen die ausführlichen Gleichnisse mit Nachdruck und Ergehen einnehmen und bekleiden können. Hierüber haben wir droben einige Lehrsätze festgesetzt; jezo wollen wir noch eine Anmerkung hinzufügen, dieselben noch mehr zu bestätigen. Homerus hat in seinen Gedichten die Sprache der Affecte und des Geistes sehr geschickt zu vermengen gewußt. Wann er, als einer der sich bey der Hand-

lung seiner Helden nicht anderst als ein Kundschafter und Mahler befindet, die Kleidung, die Gebehrden, die Bewegung, die Stellung, den Affect, die Verrichtungen derselben, in seiner eigenen Person beschreibt, so ist er an Bildern, Gleichnissen, und andern figürlichen Zierrathen der Phantasie überaus reich: Hingegen wird man in den Rieden seiner Personen, welche er nicht sparsam, und doch auf so verschiedene als Herzrührende Weise eingeführt hat, dergleichen Bilder oder Gleichnisse nicht antreffen; da redet die Natur ohne Kunst, so wie es ihr die Hike eines gewissen Affectes befehlt; der Witz des Poeten darf sich hier nicht einmengen. Ich dürfte schier davor gut stehen, daß in so unzählbar vielen charactermäßigen Rieden, womit Homer die vier und zwanzig Bücher der Ilias ausgeschmücket hat, kaum mehr als ein Duzend dergleichen ausführliche Gleichniß, Bilder vorkommen würden. Was auch diese wenige anbelanget, so will ich einige zum Beyspiel anziehen, zu zeigen, daß auch dieselben allezeit an einem bequemen Orte stehen, und weder den Character der redenden Gemüths-Bewegung, noch die Wahrscheinlichkeit in einigen Weg verletzen.

Im dritten Buche der Ilias wird in einem Episodio der alte König Priamus eingeführt, wie er sich von Helenen die vornehmsten Helden und Feld-Obristen der Archiven zeigen

zeigen und beschreiben läßt, in der Zeit, da in beyden Armeen die nöthigen Anstalten zu dem Kampf zwischen Menelaus und Paris gemacht werden. Man hatte einen Waffenstillstand getroffen; Griechen und Trojaner fassen ruhig, und lehnten sich auf ihre Schilde, neben ihnen stuhnden ihre langen Spieße, die sie in den Boden eingesteckt hatten; Helena war, sie zu sehen, auf den Thurm an der Pforte Scea gestiegen, wo sie den alten König Priamus und etliche andere von seinen Räthen angetroffen hatte. Daselbst ruffet der alte Herr sie zu sich, und erkundigt sich erstlich bey ihr, wer einer wäre, der an Ansehen und majestätischer Person alle andern übertraf. Dieses war Agamemnon. Hernach erblickte er einen andern, und fragte auch nach desselben Nahmen, mit diesen Worten: „Sage mir, wertheste Tochter, „wer ist jener; seine Waffen liegen auf dem „Boden, und er gehet, wie ein Wider, „von einem Hauffen zum andern, sie in eine „geschickte Ordnung zu stellen. Fürwahr er „ist einem Vollen-reichen Wider gleich, der „eine grosse Heerde weisser Schafe führt, „und sie ihm bald dahin, bald dorthin folgen läßt.“ Helena berichtet ihn, daß es Ulysses wäre. Worauf auch Antenor sich in ihr Gespräche miteinläßt, und den Anlaß daher nimmt, weil Ulysses, als er samt Menelaus in einer Gesandtschaft nach Troja gekommen

Kommen war, Helenen wieder zu fodern, bey ihm eingelehret war. Damahls hatte er Ulyssen kennen gelernt, und daher weiß er von ihm zu erzehlen. Insbesondere beschreibt er, wie Ulysses sich gebehrdete, wenn er in einer öffentlichen Versammlung die Rede führte, da der Poet ebenfalls ein Gleichniß einfließen läßt. „Wann der kluge Ulysses, sagter, „ aufstuhnd zu reden, hielt er sich aufrecht „ ohne Bewegung, und schlug die Augen unter sich zur Erden, rührte den Stab weder vor noch hinterwärts, sondern hielt ihn „ ganz stille, einem Menschen gleich, der „ keine Erfahrung von Staats-Berrichtungen hat; ihr hättet gesagt, das wäre ein verächtlicher, ungeschliffener, thörichter und „ plumper Mann, aber wenn er den ernsthaften Thon seiner scharffen Stimme hören „ ließ, und die Worte ihm wie Schnees „ Glocken von der Zunge fielen, so war niemand, der ihm den Preis im Reden streitig „ machen dorste. „ Bey welchem letztern Gleichniß ich anzumercken habe, daß Plinius Secundus darauf gesehen, als er in dem lehrreichen zwanzigsten Sendschreiben des ersten Buches gesagt: Si detur electio, illam orationem similem nivibus hybernis, id est crebram assiduam & largam, postremo divinam & caelestem volo. Man kan den Nachdruck und die Aehnlichkeit des Homerischen Gleichniß-Bildes nicht geschickter, als mit eben diesen

Worte

Worten anzeigen. Im übrigen wirds niemanden fremd vorkommen, daß diese Gleichnisse in einer so ruhigen Unterredung vorgebracht werden, in welcher die sprechenden Personen Zeit genug haben, einander die Geschichten vergangener Zeiten zu erzählen. Also erzählte Priamus hier, wie er in seiner Jugend mit Hülfsvölkern zu dem Lager der Phrygier und Mygdonier gestossen, welches sie an dem Fluß Sangarius wider die Heldenmüthigen Amazoninnen aufgeschlagen hatten. Eben derselbe war so gütig, daß er die Schuld des gegenwärtigen unglücklichen Krieges von Helenen ablehnet, und auf die Götter schiebet; so fern ist es daß er in einem hohen Affecte gestanden wäre.

Im sechzehnten B. gleich im Anfange, wo Patroclus sich mit weinenden Augen zu Achilles nähert, erkundigt dieser sich um die Ursache seiner Thränen, indem er sich folgenden Gleichnisses bedient: „Patroclus, warum weinst du wie ein kleines Mägdgen, das der Mutter nachläuft, und sie nöthigt, biß sie es auf den Arm nimmt; da es sich an den Rock hängt, indem sie weiter eilet, und sie weinend anschauet, biß daß sie es mit sich führet. Hast du etwa eine schlimme Zeitung von Hause bekommen; Menecius lebet ja noch, und Peleus ist nicht gestorben. Diese beyde würden uns durch ihren Tod betrüben;

„ Oder hast du Mitleiden mit den Acheern,
 „ die doch aus eigenem Versehen sterben. „
 Das Gleichniß, womit diese Rede anfängt,
 sowohl als das übrige Stücke derselben giebt
 uns genung zu erkennen, daß Achilles im Ge-
 müthe ruhig gewesen sey, und von der Ge-
 fahr und Noth, die vorhanden war, nicht
 das geringste gewußt habe. Zudem läßt er
 durch dieses Gleichniß die zärtlichste Liebe ge-
 gen Patroclus hervorblicken. Aber ihr dürfet
 nur weiter fortlesen, was Patroclus antwor-
 tet und wie er seine Thränen rechtfertiget, so
 werdet ihr gleich die Sprache eines verwirr-
 ten Gemüthes und einer heftigen Leidenschaft
 erkennen. Insonderheit offenbahret sich der
 höchste Unmuth in folgenden Zeilen des Pa-
 troclus :

• • • ὅκ' ἄρα σοὶ γε πατήρ ἦν ἱππότεα πηλεὺς,
 Οὐδὲ τίς τις μήτηρ. γλαυκὴ δὲ σε τίητε βάλασσα,
 Πίτραι τ' ἡλίβατοι ὅτι τοι νόος ἐστὶν ἀπηνής.

Welche Virgilius in einer geschickten Nach-
 ahmung der Dido in den Mund gelegt hat.
 Im vierten B. v. 365.

Nec tibi diva parens, generis nec Dardanus auctor,
 Perfide: sed duris genuit te cautibus horrens
 Caucasus, Hyrcanæque admorunt ubera Tygres.

Im neunten Buche sagt Achilles voll
 Verdruß und Pochen, v. 324. „ Ich habe
 „ mit

„ mit aller meiner Arbeit nichts gewonnen,
 „ und mein Leben umsonst im härtesten Streit
 „ in die Schanze geschlagen; Wie ein Vo-
 „ gel die Speise seinen nackenden Zungen
 „ heim trägt, und daher sich selbst wenig zu
 „ gute thut, also habe ich manche Nacht ohne
 „ Schlaffe, manchen Tag im blutigen Streit
 „ zugebracht, ihnen ihre Weiber zu schützen.
 „ Was hier das Gleichniß an sich selbst antrifft,
 „ so muß ich die Anmerkung, welche der gelehr-
 „ te Bischof Eustathius darüber gemacht hat,
 „ nicht vergessen: „ So lieblich, sagt er, dieses
 „ Gleichniß ist, so ist es doch mit einigem Truß
 „ begleitet; sehet wie Achilles die Griechen
 „ nicht nur mit kleinen, sondern mit nackenden
 „ Vögeln, die noch nicht flücke sind, vergleicht,
 „ womit er sich selbst erhebet, und sie sämtlich
 „ tief herunter sehet. „ Auch wird niemand
 „ dieses Gleichniß lesen, der sich nicht gleich
 „ entsinne, daß es von dem Heiland geheiligt
 „ worden, bey Lucas im 14ten Cap. v. 35.
 „ Wollen wir nun ferner untersuchen, ob
 „ dieses geschickte Gleichniß an dem gehörigen
 „ Ort gesehet, und der Gemüths-Bewegung
 „ des Achilles, der hier redet, gemäß sey; so
 „ werden wir uns in dem Urtheil davon nicht
 „ betriegen können, wenn wir betrachten, daß
 „ die Rede, worinnen es steht, über der Ta-
 „ fel gehalten wird; und daß, ob sich darinne
 „ zwar Spuhren von einem starcken Mißver-
 „ gnügen und Mißfallen finden, jedoch dieses

Miffallen überall gemäßiget ist. Achilles ist nicht mehr in der ersten Aufwallung der Leidenschaft, er hat sich längst gefaßt; er ist nicht mehr in der Verwirrung, er ist nicht mehr unschlüssig was er zu thun habe, er hat sich schon bedacht und festgestellt, was er thun wolle; er entrinnt sich auch nicht, sondern ist gelassen genug, seinen Schluß trufen und ohne Scheue mit vielen Worten anzuzeigen, und dazu einen Eingang von dem Werth und Lob der Aufrichtigkeit vorhergehen zu lassen.

Es findet sich im zwölften Buche eine Stelle, die man vor andern wider mich anführen könnte zu beweisen, daß Homerus auch seinen erhebetsten und entrüstetsten Personen ausführliche Gleichnissen in den Mund gelegt habe. Der Feld-Obriſte Aſius redet da v. 164. in einer Gemüths-Bewegung, welche der Poet mit großem Nachdruck in diesen Versen characterisiret.: „Damahls erhob Aſius Hyr-
 „ tacides ein wüſtes Geheule, und ſchlug ſich
 „ ſelbſt in beyde Hüften, indem er die läſter-
 „ lichen Worte ausſtieß.“ Dieses giebt uns einen bittern und mit Zorn und Eriſſerung untermiſchten Unmuth zu erkennen; welche Gemüths-Bewegung ſich in folgender kurzen Rede erzeigt: „Vater Jupiter, biſt du
 „ denn ebenfalls zum Lügner worden, denn ich
 „ hätte nicht gemeint, daß die Griechen uns
 „ heute Widerſtand halten, und unſerm
 „ ſiege.“

„ sieghaften Arm sich entreißen würden.
 „ Nichtsdestoweniger, wie die bunt-fleckig-
 „ ten Bienen oder Wespen ihre Häufgen
 „ in hecfigten Orten bauen, und ihre hohle
 „ Wohnung nicht verlassen, sondern den
 „ ankommenden Weidmann erwarten, und
 „ zum Schuß ihrer Kinder sich zur Gegen-
 „ wehr stellen, also wollen diese Griechen,
 „ wiewohl es nicht mehr als zween sind,
 „ von ihrem Stand nicht anderst weichen,
 „ als todt oder gefangen. „ Wann man
 nicht ein übereiltes Urtheil von diesem Exem-
 pel fällen will, muß man sich bedeuten las-
 sen, daß Homerus durch diese Rede einen
 seltsamen Kopf beschreiben will, der in sei-
 nen Gemüths-Bewegungen plötzlich von
 einem äußersten Ende ohne Mittel aufs
 andere verfällt; der einmahls aufsteht und
 sich im Augenblick wieder sezet; der voll
 Eigenliebe und Hochmuth sich vor die vor-
 nehmste Person in der Trojanischen Armee
 hält, und vermeinet, die Götter seyen
 schuldig, seine Unternehmung zu beglücken,
 daher er sie, nachdem er sich in seiner stol-
 zen Einbildung betrogen fand, aus toller
 Raserey der Untreue anklagen darf, und
 den Sieg vor verlohren giebt. Diesen
 Character hätte Homerus wahrhaftig nicht
 glücklicher ausbilden können. Seine plötz-
 liche Raserey giebt er durch die gottlose

Beschuldigung an den Tag, da er so wohl den Jupiter als die andern Götter der Lügen straft; seine Tollheit zeigen die Worte: *ἔ γάρ ἐγὼν ἐφάμην*, non putavi futurum; welche Seneca in Consol. ad Marc. Cap. 9. vor die Stimme der Naseweisen ausgiebt. Denn er läßt uns daraus deutlich schließen, daß seine Naserey aus keiner andern Ursache herrührete, als weil er sich in seiner stolzen Einbildung betrogen gesehen. Und das Gleichniß, welches er unmittelbar hinzufüget, läßt euch ermessen, daß die Hitze der Naserey schon wieder verfliegen, wie ein Irrwisch-Licht, das zu Latein ein *Ignis fatuus* genannt wird, oder wie ein Etroh-Feuer, das sich zwar in eine große Flamme weit ausbreitet, aber sich desto geschwinder verzehrt. Der Poet hat nicht unterlassen, dieses Bildniß durch seine Kunst so auszubilden, daß die Absicht, so er damit vorhatte, niemandem verborgen bleiben kan. Er gedencket nicht nur der Bienen, sondern auch der Wespen, und er beschreibt sie gar sorgfältig von ihrer Zeichnung *μέσον αἰέλοι*, ihren Stock nennt er *κοῖλον δόμον*; alles so kleine Umstände, bey welchen sich kein anderes, als ein ruhiges Gemüth aufhalten würde! Darum erinnert Homerus von der schlechten Würfung dieser Rede noch ausdrücklich: *οὐδὲ δῖος*

διὸς τοῦτο φέρει. „Ulius sprach also, aber
 „Jupiters Sinn ward dadurch nicht über-
 „redet.“

Wer, dem allem ungeachtet, zweifeln wollte, daß dieses Homers Absicht bey dieser Rede gewesen, der darf nur in dem vorhergehenden Blatt des Poeten von dem eiteln Vornehmen des Ulius lesen, da er von Pulidamas Einrathen, daß man absteigen und die Brust-Wehr und den Graben der Griechen lieber zu Fuß angreifen sollte, abweichen dörfen, (wiewohl Hector selbst diesem Einschlag gefolget,) und sich vermessan hat, zu Pferde darüber zu setzen; wovon der Poet urtheilet: „Der albere
 „Mensch! darum sollte er mit seinen Pfer-
 „den und Wagen dem Unglück nicht ent-
 „gehen, noch von den Schiffen triumphir-
 „end nach dem erhabenen Iliön zurücke
 „kommen.“

Der siebende Abschnitt.

Von dem Gebrauche der Gleichnisse in
Trauer- Spielen.

Wie Homerus sich in dem ersten B. der Ilias und den drei ersten Büchern der Odyssee der Einstreuung ausführlicher Gleichnisse enthalten; Das gilt hingegen gleich in dem ersten B. der Enneis unterschiedliche angebracht habe. Was vor Ursachen sie davor gehabt. Ob sich vor die Schreib- Art der Tragödie viele Gleichnisse schicken? Eines deutschen Kunsts Lehrers undeutliche Meinung davon. Mißbrauch der Grund- Regel, die befiehlt, auf die Natur zu sehen. Weil in den Tragödien auch Personen von gemäßigten Regungen und geseßtem Gemüthe redend aufgeführt werden, können die Gleichnisse darinnen wohl Platz haben. Daß Orestes und sein Hofmeister, welchen Sophocles etliche Gleichnisse in den Mund leget, ruhigen Gemüthes gewesen. Daß auch die ungestüme Regung der Electra durch eine langwierige Gewohnheit niedergesessen war. Daß der Officier in der Antigone, der in dem Bericht von der Beerdigung Polynices ein Gleichniß einfließen läßt, nur eine fremde Regung beschreibt. Vorzug der Tragödien des Seneca vor Lohensteins. Geschickte Gleichnisse in dem Mund des ruhigen Ulysses, womit er die erschreckliche Pest, die er Andromachen bringet, eingermassen befänffigt. Mehr Exempel von dieser Art in der Tragödie des Seneca von den Trojanerinnen. Ein paar Gleichnisse in dem Munde der rasenden und verzweifelten Andromacha, wider die Natur und Sprache der Leidenschaft. Schwäche der deutschen Tragödie überhaupt. Character der Trauerspiele Lohensteins und Andr. Gröphen. Ungeratene Einführung der Gleichnisse in denselben. Angenehmes, aber am unrechten Ort angebracht

brachtes Gleichniß in Juncfers Klage dreier Söhne
beym Grabe ihres Vaters. Ein gleichmäßiges Gleich-
niß-Bild aus Opizen poet. Wäldern, welches nicht
nur vor sich betrachtet, sondern auch in Absicht auf die
Person, der es zugeschrieben wird, schön ist.

Es bleibt eine ausgemachte Sache, daß
die ausführlichen Gleichnisse sich vor heft-
tige und hohe Gemüths-Bewegungen nicht
schicken, und alleine ruhigen Sinnen und
stillen Herzen wohl anstehen; die Beweis-
Gründe, so ich in meinem vorhergehenden
Vortrag davon vorgebracht, und zugleich
mit dem grossen Exempel der beyden vornehm-
sten Poeten des Alterthums begleitet habe,
leiden nach meinem Bedüncken keinen Wi-
derspruch mehr. Ich sehe dennoch vor gut
an, noch einige absonderliche Anmerkungen
zu den vorigen hinzu zu fügen, womit ich die-
selben noch weiter zu erklären, und zum Theil
Anleitung zu geben gedencke, wie dieser Lehr-
Satz in Beurtheilung sonderbarer Stellen
und Unterscheidung des Geschmacks nützlich
können gebraucht werden.

Gewisse geschickte Critici habens ihrer
Mühe nicht unwürdig gehalten anzumercken,
daß der unvergleichliche Verfasser der Ilias
im ersten Buch dieses Gedichtes alle aus ein-
ander gesetzten Gleichnisse mit Vorsatz wohl-
bedächtig vermieden habe, also daß darinne
nicht ein einziges Exempel von dieser Figur
anzutreffen ist, ungeachtet es ihm an Anlaß
verglei-

Dergleichen anzubringen nicht gemangelt hat. Eben dasselbe habe er auch in seiner Odyssee in Acht genommen, wo nicht nur in dem ersten, sondern auch dem andern und dritten Buch, die Gleichnissen weggelassen worden; hingegen habe er die übrigen Bücher von diesen beyden Gedichten, insonderheit der Ilias, reichlich mit dergleichen versehen und ausgeschmückt. Und gleichwie, bekanntermassen, schon der weise Aristoteles die Gedichte dieses Poeten vor eine Vorschrift genommen, und sowohl die Regeln einer geschickten Dichtung insgemein, als der Epopee insbesondere, nach dem Verfahren, das er darinne fand, eingerichtet und formirt hat; so haben die angeregten Kunst-Richter auch bey diesem Verhalten des Homers geurtheilt, er habe mit dieser wohl-bedachten und am rechten Orte vorgenommenen Sparsamkeit nicht nur zeigen wollen, wie es ihm ein Leichtes sey, seine sonst so lebhafte und feurige Einbildungs-Fertigkeit durch den Verstand leiten zu lassen, und in den gehörigen Schranken zu halten, sondern er habe zugleich allen folgenden Dichtern eine Erinnerung geben wollen, daß der Anfang eines Epischen Gedichtes in allen Stücken nach der Einfalt schmecken müsse. Und wahrhaftig, ein solches Bestreben des Geistes, als zur Ausbildung ausführlicher Gleichnisse vonnöthen ist, wird bey dem Eingang eines heroischen Gedichtes übel angelegt,

angeleget, wo der Poet alle seine Mühe anwenden muß, einen genugsamen Bericht von dem grossen Vorhaben und der Materie des Gedichtes zu ertheilen, und die Aufmerksamkeit des Lesers zu erhöhen, welche durch fremde und zur Unzeit eingemengte Bilder nur würde zerstreuet werden. Dieses hat Homerus betrachtet, und eben deswegen hat ihn Horatius in seiner Dicht-Kunst gelobet:

Non fumum ex fulgore; sed ex fumo dare lucem
Cogitat, ut speciosa dehinc miracula promat.

Wenn mir vergönnet wird, die im vorhergehenden Abschnitte gemachte Anmerkung von der Verwandtschaft zwischen der Wohlredenheit und der Koch-Kunst weiter auszuführen, so kan ich hier die Regel, welche Horatius unter dem Nahmen des grossen Küchens-Philosophi Catus anzeichnet hat, einem jeden Scribenten, der ein weitläufiges Werk anfangen will, zur Nachfolge anpreisen:

. Vacuis committere venis
Nil nisi lene decet; Leni praeordia mulso
Prolueris melius. Sic dura morabitur alvus.

Denn es hat mit dem figürlichen Magen einley Verwandtniß, wie mit dem eigentlich so genannten Magen; gleichwie beyde, so wohl die Rede, als die Koch-Kunst für den Geschmack

schmack arbeiten, jene für den Geschmack des Geistes, diese für den sinnlichen Geschmack. Mit dem allen hat Virgilius kein Bedenken getragen, in besagtem Puncte von Homer, dessen Gedichte er doch zum Vorbilde genommen hat, abzuweichen, und gleich ins erste Buch der Eneis etliche Gleichnisse einfließen zu lassen. Das erste re von selbigen, und die besondere Absicht, so er dabey vor Augen gehabt, habe ich oben weitläufig vorgeleget. Das zweyte sthet ebenfalls an einem recht bequemen Orte. Der Poet macht eine zierliche Beschreibung von dem Bau der Stadt Carthago, wie selbiger dem Eneas von einem Hügel, unter welchem er angeleget worden, in die Augen fiel. Er sahe die verwundersamen Thürme und Palläste, und die gepflasterten Gassen, worauf alles von Arbeitern wimmelte. Einige führten die Ringmauren auf, befestigten sie mit einem Bollwerck, und welketen schwere Steine hinanwerts; andere flachen den Raum von einem Pallaste ab; man verband sich zu gewissen Satzungen und Ordnungen, man wählte Rathsglieder; Hier warff man tiefe Graben auf, dort legete man den Grund zu einem grossen Theatro, an einem andern Orte hieb man ungemein grosse Säulen aus grossen Stein-Gruben, womit nachgehends die Schau-Bühnen sollten ausgeziert

geziert werden. An diesem Orte, wo Eneas eine so angenehme Durchsicht vor Augen hat, bringt der Poet ein eben so anmuthiges Gleichniß von der unterschiedlichen und geschickt ausgetheilten Arbeit der eifrigen Bienen, dadurch bekommen jene schönen Gegenstände in der Einbildung des Lesers eine neue Zierde, und wir halten uns mit Lust dabei auf. Das dritte Gleichniß in diesem ersten Buche folgt wenig Zeilen nach diesem; nachdem Eneas in einer Wolke, ungesehen sich mitten in die Stadt begeben, und Dido in vollkommener Schönheit mit einem prächtigen Gefolge von jungen Frauen in einen Tempel hinein treten sahe, vergleicht sie der Poet mit der Diana und ihrem Jagd-Gefolge, da er insonderheit auch ihres majestätischen Gangs erwähnt; und kommt hier dieses Gleichniß wiederum so recht an diesem Orte, daß man ohne mercklichen Abbruch der Schönheit des Gedichtes und der Dido nicht heraus nehmen kan.

Es fraget sich bey dem so unterschiedenen Verfahren dieser beyden vornehmen Poeten, ob ein Poet in einem Epischen Gedichte sich an des Griechischen oder des Lateinischen Dichters Exempel und Manier zu halten habe? Ich masse mir so viel nicht an, daß ich diese Frage entscheiden wolle. Ich glaube indessen, daß die grosse Un-

gleichheit der Materie, womit die beyden Gedichte anfangen, diese Poeten vermocht habe, in diesem Fall zween verschiedene Wege zu gehen. Das erste Buch der Ilias ist eins von den hitzigsten in dem ganzen Gedichte; da beschreibt der Poet den hochmüthigen und harten Befehl, womit Agamemnon den Priester des Apollo mit vielen Drohworten abgewiesen; die verheerende Pest, womit dieser erzörnte Gott die Griechen geschlagen; Agamemnons herben Unwillen gegen Calchas; Achilles Eifer vollen Zank mit diesem König; die gewaltsame Entführung der schönen Briseis aus des Achilles Gezelt; dieses Helden Verbitterung und unversöhnlichen Zorn, den er deswegen an die ganze Armee der Griechen legete; endlich Jupiters zwieträchigen Wortwechsel mit Juno. Der Poet redet durch das ganze Buch sehr selten in seiner eigenen Person; dasselbe besteht aus lauter hitzigen und Character-mäßigen Reden der Leidenschaften. Im Gegentheil machen im ersten Buch der Eneis des Poeten eigene Reden weit den größten Theil aus; Die Ursachen, warum Juno den Eneas hasset, das Ungewitter, der Sturm auf dem Meer, der Schiffbruch einiger Schiffe, Neptuns Erscheinung auf der Flut, der Africanische Port, die Mahlzeit am Gestade, die Erscheinung der Venus, Mer-

curs

eurs Abfertigung in Libyen, der Bau der Stadt Carthago, die Schilderungen im Tempel, Eneas Ankunft daselbst, und die Weise wie er da empfangen worden, des Cupidos Verstellung, werden sämtlich von dem Poeten erzählt; wenn ihr die erstern Stücke ausnehmet, so sind es Beschreibungen von lauter angenehmen und ergötzlichen Dingen. So sind auch die Reden, so er dem Jupiter, der Venus, und der Dido zuschreibet, voll schöner Bilder von dem künftigen Geschehe der Stadt Rom, von der Dido Begebenheiten zu Tyrus, von des Cupidos listigen Verkleidung, und andern Sachen. Nach diesem Unterscheid und Verwandtniß ihrer Materie haben beyde Poeten sich gerichtet, und ich finde sie aller Hochachtung würdig, daß sie, durch eine furchtsame und knechtische Unterwerfung und Ergebung an die Kunst Regeln, den besondern Umständen ihrer Handlungen niemahls Gewalt gethan, sondern nach der eigenen Beschaffenheit derselben ihrer muntern Einbildungs-Kraft entweder den Zügel verhängt, oder an sich gezogen haben. Sonst erhellet aus der Anmerkung von dem verschiedenen Verfahren dieser beyden berühmten Poeten, da der eine in einem Buch, das mit hitzigen und ungestümen Regungen angefüllt ist, alle Gleichnisse vermieden, der andere hingegen in einem Buche von ruhigem und stillern Geschichten, etliche dergleichen

einfließen lassen, ein weiteres Beweisthum der Regel, mit welcher ich diesen Abschnitt angefangen habe.

Jetzt wollen wir diese Materie weiter fortsetzen, und eine Frage behandeln, die ein geschickter Lehrer in Deutschland erst neulich in einem gedruckten Kunst-Buch aufgeworfen hat, nemlich ob sich in der Schreibart der Tragödien auch viele Gleichnisse schicken? Wiewohl dieser Verfasser sonst in der critischen Wissenschaft mehr Fleiß und mehr Belesenheit als seine Vorgänger gewiesen hat, so bestärket mich doch die Art, womit er sich über diesen Punct erklärt, in der Meinung, die ich schon zu verstehen gegeben habe, daß meine Landsleute noch sehr dunckele und ungewisse Begriffe von dem gehörigen Sitze der Gleichniß-Bilder haben. Er sagt:

„Ich antworte, man darff nur auf die Natur sehen; nun finde ich nicht, daß man im gemeinen Leben, wann wir von ernstlichen und wichtigen Dingen reden, lange Vergleichen zu machen pfleget.“ Diese Ausdrückungen sind dermassen auf Schrauben gesetzt, daß ich fast nicht errathen kan, was er damit haben wolle. Es ist wohl nicht anderst, die Poesie ist eine geschickte Nachahmung der Natur; Die erste Grund-Regel, worauf alle Lehr-Bücher von der Rede-Kunst hinaus lauffen müssen, lautet: Studieret die Natur und folget ihrem Wincke. Allein
diese

Diese Regel ist so allgemein, so weit aussehend u. an Begriffen so reich, daß sie nicht alleine vor die Wohlredenheit und Poesie, sondern auch vor die Künste der Bildhauer und Mahler, und fast alle übrigen Künste, welche in der Nachahmung bestehen, dienet. Auch giebt uns diese Regel von der Natur und dem innerlichen Wesen der Dinge, keinen Unterricht. Und gesetzt daß wir die Natur derselben schon verstühnden, so zeigt sie uns noch weniger als dieses, wie wir sie mit dem Griffel, oder dem Pinsel, oder der Feder, geschickt nachahmen sollen. Das überläßt sie einer jeden von diesen Künsten vor sich selbst auszuführen. Sie will uns allein erinnern, daß alle Lehren der Kunst aus einer genauen Betrachtung der Natur hergehohlet und festgestellt worden, damit wir dieselben mit desto grösserm Fleiß u. Ernst untersuchen und in Acht nehmen. Sie sucht die Trägheit, mit der man diese Dinge ansieht, zu verbannen, und damit sie uns ein Herz mache, giebt sie uns eine Wegweiserin zu, welche uns auf die Spuhr helfen, und den Pfad, den wir zu gehen haben, auf richtig vorzeigen werde. Ich fand nöthig, diese Erinnerung hier zu thun, weil einige Deutschen, welche seit zehn Jahren, durch das Exempel bekannter Kunst-Richter aus der Schweiz angefrischet, angefangen haben sich in critische Untersuchungen einzulassen, die besagte Grund-Regel: Ahmet der Natur

nach, durch einen ungereimten Mißbrauch in allen absonderlichen Fällen, als einen Scharwenkel, darein werffen; in dem vortheilhaften Wahn alle aufstossende Fragen dadurch unfehlbar zu erörtern, und alle Zweifels-Knoten, als durch zauberische Buchstaben, aufzulösen; und ohne Betrachtung, daß schon erwähnter Massen diese Regel nicht selbst Rath ertheilet, sondern alleine Anweisung giebt, wen man zu Rath ziehen, wie auch, wem man Folge leisten müsse. Und hier hat der Verfasser, der die Frage auf die Bahn gebracht, ob sich in die Schreib-Art der Tragödie viel Gleichnisse schicken, mit andern gefehlet, und dieses Versehen hat ihn auch in der vorgenommenen Erörterung derselben ganz unverständlich gemachet. Er antwortet: Man darf nur auf die Natur sehen; alleine da wißet ihr nicht, was vor eines Dinges Natur gemeint ist; und das Wort Natur, wenn es so lediglich gesetzt wird, ist viel zu weitläufftig und unbestimmt, als daß es euch einen deutlichen Begriff geben könnte. Ich sehe auch aus dem Verfolge, daß der Verfasser selbst keine genaue Begriffe hiervon gehabt hat; er will erklären, was die Natur, (von welcher er redet,) zu thun pflege, und da sagt er: „Nun finde ich
 „ nicht, daß man im gemeinen Leben, wann
 „ wir von ernstlichen und wichtigen Dingen
 „ reden,

„reden, lange Vergleichen zu machen
 „pfeget.“ Wie? Haben denn ausführ-
 liche Vergleichen nur in scherzhaften
 Reden Platz, stehen sie nur wohl, wo man
 von geringen und schlechten Sachen han-
 delt? Das Verfahren wäre allzustreng,
 wann man alle ausführlichen Gleichnisse
 aus ernstlichen und wichtigen Reden ver-
 weisen wollte. Er selbst weist ihnen doch
 in dem Helden-Gedicht ihren eigenen Platz
 an, wo der Poet in der Fabel, die er er-
 zehlt, nicht mit verwickelt ist, sondern sich
 nur als ein blosser Zuschauer oder Zeetold
 derselben verhält; da doch niemand läng-
 nen wird, daß im Helden-Gedichte von
 ernstlichen und wichtigen Dingen geredet wer-
 de. Inzwischen scheint es dennoch, daß
 dieser Kunst-Lehrer mitten in der Dunkel-
 heit seiner Begriffe einen Strahl der
 Wahrheit erblicket habe, wenn er sagt:
 „Wem das, wovon er zu reden hat, zu
 „Herken geht, der hält sich mit solchen
 „Spielen des Wikes nicht auf, sondern
 „dringet gerade auf die Sachen selbst.“
 Die Ausdruckung, wenn das, wovon er re-
 det, zu Herzen gehet, ist wieder ganz un-
 deutlich und ungewiß, man darf nur die
 Exempel nachsehen, welche ich im vorher-
 gehenden Abschnitte aus einigen Character-
 mässigen Reden in der Ilias angezogen ha-
 be, so wird man bald wahrnehmen, daß

in gewissen Fällen ausführliche Gleichnisse sich auch in dem Munde solcher Personen, welche von der Materie, wovon sie reden, ganz eingenommen sind, nicht übel schicken. Kein Wunder, wenn einer, der mit so vieler Ungewißheit von den Sachen redet, in der Entscheidung der aufgeworffenen Frage selbst, um die es zu thun ist, sich nicht deutlicher zu erklären gewußt. Er sagt: „Allein in der Tragödie kommt der Poet gar nicht zum Vorschein, sondern es reden lauter andere Leute, die mit an den Begebenheiten Theil haben, und als ordentliche Menschen eingeführet werden müssen.“ Diese Worte könnten euch leicht auf die Gedanken bringen, daß dieser Scribent alle ausführlichen Gleichnisse nicht nur aus der Tragödie, sondern auch so gar aus allen Character-mässigen Reden wolle verbannet wissen.

Wer gründlich erörtern will, ob und wie ferne ausführliche Gleichnisse in der Tragödie Statt und Platz finden, der muß freylich auf die Natur Achtung geben, das ist, er muß eines Theils die Gleichnisse in ihrer Geburt, in ihrem innerlichen Wesen, Gebrauche und Absichten betrachten, und andern Theils muß er auch auf die Natur und das Wesen des Trauerspieles sorgfältig Achtung schlagen; nach diesem wird er leicht und mit Gewißheit bestimmen können,
wie

wie ferne solche Gleichnisse in der Tragödie zu dulden seyn. Da ich nun das innerliche Wesen der Gleichniß-Bilder und die unterschiedenen Absichten, in welchen sie mit Ergehen und gutem Nutzen können angewendet werden, gründlich und ausführlich entdecket habe; da ich insbesondere auch gewiesen habe, daß dieselben sich vor eine erhitze und hohe Leidenschaft und vor ein verwirrtes Gemüthe, bevor und eh es sich wieder gefasset und gesehet hat, nicht schicken; so ist dieses schon alleine genugsam, über die vorgelegte Frage einen deutlichen Entscheid zu geben. Denn ob der Poet gleich in der Tragödie nicht zum Vorschein kömmt, sondern lauter fremde Personen eingeführt werden, so werden dennoch nicht lauter Personen aufgestellt, welche in der größten Gemüths-Verwirrung begriffen sind, und durch die ganze Handlung auf einer gleichen Höhe der erhitetsten Leidenschaft stehen. Auch haben die Personen nicht alle gleich viel Antheil an der Begebenheit, sondern da finden sich Personen ein, die ganz ruhig im Gemüthe sind, die einen Theil der Begebenheit, der sich nicht vor Augen stellen und verrichten läßt, erzehlen; da giebt es Regungen, welche das Gemüthe mit nicht so ungestümer Gewalt anfallen, welche es nicht bestürmen, sondern mit einer sanften Unruhe nach und nach anfüllen, und es dabey in so weit frey lassen, daß es seinen Zustand

Zustand überlegen und nach demselben einen Entschluß fassen kan; oft wird auch die Hitze der Leidenschaft durch einige Absätze und Etasfeln so weit gemässigt und besänftigt, daß die Vernunft sich allmählig wieder auflärt, daß etwa nicht mehr die Leidenschaft selber, sondern die Person von ihrer Leidenschaft redet. In allen diesen und andern dergleichen Fällen wird es wohl erlaubt seyn und bleiben, die Gleichnisse nach ihren unterschiedenen Absichten auf unterschiedene Weise anzubringen.

Der Kunst-Richter, der mich durch seinen wiederwärtigen Ausspruch zu dieser Untersuchung veranlaßet hat, beruffet sich auf den Sophocles, und gedencket, daß derselbe nicht über zwey oder drey Gleichnisse in seinem Oedipus angeführt, und zwar nur ganz kurz und gleichsam im Vorbeygehen. Ich will mich darum nicht weigern einige Beispiele aus diesem Griechischen Poeten anzuziehen, meinen Lehrsatz gegen die Meinung dieses Critici noch mehr zu befestigen. Man darf nur die Tragödie der Electra gleich beym Anfange nachsehen, so wird man die Wichtigkeit dessen, was ich in den vorhergehenden Blättern behauptet habe, genöthiget seyn zu erkennen. Der Hofmeister des jungen Prinzen Orestes wird eingeführt, wie er demselben, der ihm von der Prinzessin Electra zur Auferziehung und Rettung ingeheim übergeben worden, Argos, sein Väterliches Reich,

Reich, und Mycene, die Haupt-Burg seines weiland grausamer Weise ermordeten Vaters, die er nun zwanzig Jahr und drüber gemieden hatte, vor Augen weist, und ihn aufmuntert, auf eine gerechte Rache zu finnen, und die Mittel, wie solche vorzunehmen wären, bey sich zu überlegen. Hier haben wir zwei Personen, welche die Sache, wovon geredet wird, nicht gleich nahe angeht, obwohl sie beyden herzlich angelegen ist; Mit dem sind beyde ruhig genug, ihre Reden mit schönen Beschreibungen, mit zierlichen Gleichniß-Bildern, und mit flugen Sprüchen auszuschnücken. Wann der Hofmeister ihn anfrischen will, die Mittel, wie die vorgenommene Rache anzugreifen sey, ohne Verzug in den Gedancken hervor zu suchen, nimmt er einen Beweg-Grund von der guten Gelegenheit her, welche jezo vorhanden wäre, und, wie er sagt, mit bald völlig anbrechenden Tage gänzlich verschwinden mögte. Da sagt er nicht einsältig, die Sonne wird bald hervorsteigen, sie hat allbereit die dunkle Nacht verdrungen, sondern er bildet diesen Gedancken mit etlichen kleinen Umständen aus, die glänzenden Strahlen der Sonnen, sagt er, bewegen allbereit die Vögel ihren Morgen-Gesang laut anzustimmen; und ferner: die schwarze Nacht nur ihren Sternen ist verschwunden. Wann Orestes in der darauf folgenden Antwort die an ihm erwiesene

wiesene Treue seines alten Hofmeisters erheben will, so erkläret er sich sehr artig durch folgendes Gleichniß: „Wie ein Pferd von
 „einer edlen Schlacht auch im Alter den
 „Muth, der keine Gefahr scheuet, nicht
 „verleurt, sondern die Ohren freudig stre-
 „ket, also frischest du uns an, und folgest
 „uns auf dem Fuß nach mitten in die Ge-
 „fahr.“ Und in der zweiten Scena, wo
 Electra selbst eingeführt wird, wie sie ihre
 stetwährende Betrübniß über die Ermor-
 dung ihres Vaters durch herkbrechende Klä-
 gen bezeigt, haben wir ein Exempel von ei-
 ner Person, die von einer schmerzlichen Trau-
 rigkeit zwar ganz eingenommen ist, und die
 Sache, von welcher sie redet, empfindlich
 zu Herzen nimmt; bey welcher aber die un-
 gestüme Heftigkeit der Leidenschaft durch eine
 langwierige Gewohnheit in einer Zeit von
 zwanzig Jahren völlig vergangen ist; dann
 wie Seneca sagt:

. Solitus ex longo est metus,
 Dediscit animus sero, quod didicit diu.

Troas. A. III.

Electren Gemüthe war zwar noch nicht frey
 von Unruhe, jedoch war die Verwirrung da-
 rinne ein grosses mässiger, es war nicht
 mehr in der Unschlüssigkeit, sondern hatte
 bey sich selbst schon einen Schluß gemacht,
 wie

wie es seiner Leidenschaft ein Genügen thun wolle. Anjeko redete die Leidenschaft weniger, als Electra selbst von ihrer Leidenschaft. Dieses giebt sie selbst deutlich zu verstehen, wann sie weiterhin sagt: „Sie thue nicht so kläglich, weil sie ihres Schmerzens nicht Meister sey, sondern das geschehe mit Wissen und aus genugsamen Ursachen, wiewohl es für sie gefährlich sey.“

Und gleich darnach bittet sie:

„Lasset mich nur meinem Leide nachhängen, ich finde ein Ergehen daran. Derowegen müssen wir uns nicht verwundern, daß sie in ihrer Klage zwey Gleichnisse nach einander einfließen läßt. Mit einem beschreibt sie die Grausamkeit des an ihrem Vater verübten Mords, und mit dem andern ihre empfindliche und mit Klagen unersättliche Betrübniß auf eine nachdrückliche Weise. Was mein Leid vergrößert, sagt sie, ist, daß ihn nicht der blutgierige Mars in einem fremden Land umgebracht, sondern meine Mutter und der ehebrecherische Egisthus: Sie haben ihm das Haupt mit einem Beyl abgeschlagen, nicht anders als wie die Zimmerleute einen Eichbaum umhauen.“ Und wenig Zeilen hernach bezeuget sie, daß sie nicht aufhören wolle, ihre Klage öffentlich und ohne Scheue fortzusetzen, so lange sie den Tag und das schimmernde Licht der Sonnen erblicken werde.

„Ich

„ Ich will, sagt sie, gleich der Nachtigall,
 „ der man ihre Zungen geraubet hat, mei-
 „ nen Kummer hier vor der Pforte des
 „ Pallastes meines Vaters ohne Aufhören
 „ erschallen lassen. „

In einer andern Tragödie dieses vortrefflichen Poeten, nemlich der Antigone, wird ein Wächter eingeführt, welcher dem König Creon ausführlichen Bericht erstattet, wo und wie er das Fräulein Antigone gefänglich angehalten habe. Sie hatte nemlich wider das königliche Verbot den todten Leichnam ihres Bruders Polynices der Wache unvermercket, des Nachts mit etwas Sand bedeckt, und mit einigen Todten-Opfern besprenget, worauf die Wächter, den Thäter zu entdecken, den Körper wieder hervorgegraben, und sich in einen Hinterhalt gestellet hatten. Als nun Antigone wiederkommt, und sieht, daß der Leichnam wieder hervor gescharrt worden, erhebet sie ein solches Geschrey und Wehklagen, daß sie dadurch sich bald verräth, und von den herboreilenden Soldaten weggenommen wird. Wann hier der Poet die wehmüthige Gebehrdung derselben bey Erblickung des hervorgegrabenen und entblößten Körpers ihres liebsten Bruders beschreiben will, so bedienet er sich eines sehr bequemen Gleichnisses, das nach Opizens Übersetzung also lautet:

Wir

Wir sehn die Fräulein stehn , die ein Geschrey erregt,
 Als wie ein Vogel thut, wann daß er ledig findt,
 Daß Nest, aus welchem ihm die Jungen kommen sind.
 Sie gleichfalls, als sie sieht den Körper bloß im Sande,
 Fängt Leid und Heulen an, flucht wegen solcher Schande,
 Und wünschet über die so ihr diß Leid gethan.

Es ist einer von den Wächtern, welcher dieses sagt, und also ist's eine Person, welche vor sich selbst keinen Antheil an der Begegniß hat, welche sie nur erzehlt, und allein die Leidenschaft eines andern beschreiben und characterisiren will. Dieselbe Verwandniß hat es mit dem Chor in dieser Tragödie, wenn er den unglückseligen Untergang, so über den ganzen Stamm des Labdacus verhängt ist, also besingt:

Wie das Meer mit seinen Wellen,
 Wann der grimme Thracer = Wind
 Sich zu wittern stark beginnt,
 Aus des Bodens tieffen Quellen
 Trüben Sand und Erde bringt;
 Auch der ganze Strand erklingt:
 Also spüßr ich auch, geschiehet,
 Daß des Labdaci sein Hauß
 Tod und Noth fühl't überaus,
 Daß kein Kind ein Ende siehet,
 Daß ein Gott nur selbst hierbey
 Und durchaus nicht Rettung sey.

Doch muß ich hierbey erinnern, daß die Antistrophe etwas nachlässig übersezt ist, im Griechischen schließet sie weit genauer mit dem
 D Gleich

Gleichniß-Bilde zusammen, und hat zugleich mehr Nachdruck.

Diese Beyspiele, die ich angeführt, sind ohne Zweifel schon mehr als zulänglich, zu zeigen, daß, und auch, wie ferne, ausführliche Gleichnisse in Tragödien Statt und Platz finden können. Dennoch will ich mich die Mühe nicht dauren lassen, noch etliche Exempel zu Bekräftigung meines Lehrsages zu untersuchen, welche ich theils aus dem lateinischen Tragico, theils aus unsern Teutschen zu nehmen gedencke. Der oben erwähnte Criticus tadelt an dem schon angeführten Orte an Seneca und Lohenstein, welche er ohne Ursache in eine Linie stellet, daß ihre Trauerspiele fast überall voll von Gleichnissen seyn, welches, nach seinem Urtheil, ihre Schreibart zur unnatürlichsten von der Welt macht. Dieses Urtheil ist zum Theil ein Schluß, der aus den unrichtigen Sätzen dieses Kunst-Richters folget, welche ich oben widerlegte habe, dann da er in dem falschen Wahn stehet, lange Gleichnisse schicken sich vor die Tragödie nicht, so muß er den Gebrauch derselben nothwendig als unnatürlich und unmäßig verwerffen; allein er sollte betrachtet haben, daß es in dieser Untersuchung nicht darauf ankömmt, wie viele Gleichnisse in einer Tragödie dürfen angebracht werden; sondern ob dieselben darinnen am rechten Orte

Orte stehn , und mit dem Character der redenden Leidenschaft nicht streiten. Sonst kan man Seneca mit Recht vorwerffen, daß er von der fließenden, ungezwungenen, natürlichen Schreibart der Aelteren abgewichen ist, und den Character der Gemuthsbewegungen durch spießfündige Einfälle, durch ein allzu sehr gekünsteltes und aufgeschwollenes Wesen übel verderbet hat ; Nichtsdestoweniger sind seine Tragödien so wohl in Ansehung der Erfindung und Einrichtung, als auch der Schreibart selbst, ungleich schätzbarer, als Lohensteins seine, welche wenig oder nichts von dem Character der Trauerspiele, deren Namen sie führen, in sich haben. Was den Gebrauch der ausführlichen Gleichnisse insbesondere angehet, so hält Seneca noch so ziemlich Maß damit, ob er gleich bisweilen auch hierinnen ge-
fehlt hat. Wir wollen zu einem Beweisthum dessen die Tragödie, die Troades betitelt wird, welche Opitz verdeutschet hat, nach unserm Lehrsatze untersuchen. In der dritten Handlung muß Ulysses von der Andromache im Rahmen der Griechischen Armee den jungen Prinzen Astyanax fordern; dieses Anbringen setzet ihr Mütterliches Herz in die äußerste Furcht und Bangigkeit, welche sie indessen möglichster Massen zu verbergen suchet, damit sie die Hoffnung, womit sie sich speisere, ihn durch eine gewisse List

zu retten, nicht verdürbe; denn weil sie von Hector im Traum gewarnt worden, daß die Griechen ihren Sohn nicht würden beim Leben lassen, hatte sie ihn lebendig in die Begräbniß-Stätte seines Vaters verstecken heißen. Hier menget Ulysses gleich im Anfange seines Vortrages etliche Gleichnisse ein, die Furcht der Archiver, welche an Astyanax einen jungen Helden und fürchterlichen Rächer des Hectors und der Stadt Troja aufwachsen sahen, zu rechtfertigen, und Andromachen vorzustellen, daß eine unumgängliche Nothwendigkeit und der Willen der Götter selbst den des Astyanax Blut foderten.

Et si taceret augur hæc Calchas, tamen
Dicebat Hector, cujus & stirpem horreo,
Generosa in ortus semina exurgunt suos.
Sic ille magni parvus armenti comes,
Primisque nondum cornibus findens cutem,
Cervice subito celsus, & fronte arduus,
Gregem paternum ducit, ac pecori imperat.
Quæ tenera cælo virga de trunco stetit,
Par ipsa matri tempore exiguo subit,
Umbrasque terris reddit; & cælo nemus.
Sic male relictus igne de magno cinis
Vires resumit. Est quidem injustus dolor
Rerum æstimator: Si tamen tecum exigas
Veniam dabis, quod bella post annos decem
Totidemque menses jam senex miles timet. &c.

Nach Opitzens Uebersetzung:

— — — — — Schweigt auch gleich Calchas eben,
So sagt es Hector doch, der mir noch jetzt zu leben
In

In seinem Sohne scheint. Ein edler Saamen schlägt
Der ersten Ankunft nach, von der er Früchte trägt.
So geht in gleichen auch der kleine Bey-Gefährte
Der grossen Heerde her, eh' ihm der Kopf noch härte
Von Hörnern worden ist, trägt Stirn und Hals empor,
Als wie sein Vater pflegt, und tritt dem Viehe vor.
Ein Propf das jung u. zart vom Strumpfe wird gehauen,
Läßt sich in kurzer Zeit der Mutter gleiche schauen,
Daß so der Himmel Wald, die Erde Schatten kriegt.
Ein Füllen der wie tod in seiner Wiege liegt,
Wacht auf und macht sich groß: κ. - - -

Diese Gleichnisse an sich selbst und vor sich betrachtet, sind geschickt erfunden und glücklich ausgebildet; sie stellen uns deutlich vor Augen, daß die Griechen demahleinst einen neuen Hector an Astyanax haben würden; sie zeigen, wie mit seinem Leben die Gefahr der Griechen, wegen der Rache, so er an ihnen zu thun suchen würde, von Jahr zu Jahr anwachsen, und also ihr eigener Untergang würde reifen, wenn sie ihm nicht vorbeugen könnten. Wie nun dieselben mit der Sache zu treffen, und künstlich ausgebildet sind, so werden sie eben so geschickt dem Ulysses in den Mund gelegt, angesehen derselbe ruhig genug ist, sich mit dergleichen ähnlichen Vorstellungen aufzuhalten, und dadurch sein trauriges Vorbringen, das Andromachen mit Bestürzung, Schrecken und Wehmuth anfüllen mußte, ein wenig zu vermindern und zu versüßen. Er wußte daß ein heftiger Schmerz, wie dieser Mutter war, die Vernunft gänzlich fesselt, und

und darum keinen Weißheits-Gründen Gehör giebt; *Ratione caret & flekti negat magnus dolor*; Hingegen daß ähnliche Bilder, als welche auf die Einbildung unmittelbar wirken, gemeiniglich besser angehen. Exempel, Fabeln und wohl ausgelesene Gleichnisse sind wahrhaftig die kräftigsten Waffen, womit man einer erhitzten Leidenschaft beykommen kan. Man darf nur an den bekannten Apologum des Menenius Agrippa gedencken.

In derselben Tragödie, der Trojanerinnen, wird in der fünften Handlung ein Bothe aufgeführt, der Hecuben und Andromachen die Nachricht bringt, daß Polyxena erstochen und Astyanax zu todt gestürzet worden. Andromache verlangt, daß er ihr diese Grausamkeit mit allen Umständen erzehle. Sie sagt:

- - - Gaudet animus ærumnas meas
Tractare totas. - - -

Der Bothe gehorsamt ihr in einer zierlichen und Herz-rührenden Beschreibung, und als er in der Erzählung jeko auf den Umstand kömmt, wie so unerschrocken Astyanax den Tod angetreten, bedient er sich sehr geschickt eines Gleichnisses, den unverzagten Muth des jungen Prinzen desto nachdrücklicher zu beschreiben.

. Nec gradu segni puer
 Ad alta pergit moenia. Ut summa stetit
 Pro turre, vultus huc & huc acres tulit
 Intrepidus animo : qualis ingentis feræ
 Parvus , tenerque sætus , & nondum potens
 Sævire dente : jam tamen tollit minas,
 Morfusque inanes tentat , atque animus tumet.
 Sic ille dextra pressus hostili puer
 Ferrox , superne moverat vulgum ac duces
 Ipsumque Ulysses.

Der Knabe gieng getrost zu seinem Tode hin.
 Nachdem er nun den Thurm zu oberst aufgestiegen,
 Ließ er die Augen frey, bald da, bald dorthin fliegen,
 Beherzt und unverzagt, Wie eine junge Zucht
 Des Löwen, da man zwar noch grosse Macht nicht sucht,
 Und weich an Zähnen ist, doch drohet auszureissen,
 Ist zornig und ergrimmt, und will schon um sich beißen:
 So that er als der Feind die Hand an ihn gelegt,
 Daß Hauptleut und auch Volck von fernem ward bewegt,
 Und er Ulysses selbst.

Und ein wenig weiterhin, wo er der Polyxena Bezeigen beschreibt, als sie jetzt den tödtlichen Streich empfangen sollte, thut erß mit einem schönen und wohl angebrachten Gleichnisse:

. Ipsa dejectos gerit
 Vultus pudore : sed tamen fulgent genæ ,
 Magisque solito splendet extremus decor.
 Ut esse Phœbi dulcius lumen solet
 Jam jam cadentis , astra cum repetunt vices
 Premiturque dubius nocte vicina dies.

. Sie die man schlachten soll,
 Sieht untersich aus Scham, doch ziert sie mehr als wohl

Die Röthe, welche sich zum End setzt in ihr reget,
 Wie auch die Sonne selbst sich mehr zu färben pflaget,
 Wann sie bald bald nun sinckt, wann das Gestirne fällt,
 Und jetzt der müde Tag der Nacht ihr Recht einstellt.

Aber ich fürchte, daß zwey andere Gleichnisse, welche in der dritten Handlung der Andromache selbst, welche als die Mutter an diesen Begebenheiten am meisten Antheil hatte, in den Mund gelegt werden, nicht so natürlich stehen. Wir wollen sehen: Nachdem Ulysses durch seinen schlaunen Verstand bald gemercket, daß der Andromacha Vorgeben von Astyanax Tode falsch wäre, und wohl muthmassete, daß sie ihn irgend in der Nähe würde verborgen haben, befiehlt er seinen Soldaten, Hectors Grab-Stätte abzubrechen. Da sie nun siehet, daß die Trümmer des Grabes ihren Sohn in Stücke schlagen würden, geräth sie bey verschwundener Hoffnung aus Schmerken in eine halbe Raserey. In derselben redet sie Anfangs die eigene Sprache eines Kammers, der nichts mehr hoffet, indem sie in heftige Vorwürfungen über die ausgelassene und unerhörte Grausamkeit ausbricht, und auf zornige, gefährliche, und fast unmögliche Entschlüsse fällt:

- - - - - Fucrat hoc prorsus nefas
 Danais inausum, templa violastis, Deos
 Etiam faventes: Busta transierat furor.

Reßsam. Inermes offeram armatis manus:

Dabit

Dabit ira vires.
. in medios ruam.

Ihr Danaer habt noch nur die That nicht verbracht,
 Ihr habt an Heiligthum und Kirchen euch gemacht,
 Und an die Götter selbst, die euch doch günstig waren;
 Von Gräbern hatte man nur einig nichts erfahren.
 Ich will doch, wie ich kan, dem Hasen widerstehn,
 Sind sie gewaffnet gleich, so will ich dennoch gehn
 Gewaffnet nun mit Zorn, und stürmig an sie lauffen.

Aber wann sie in dem eingestickten zwiefachen
 Gleichnisse ihre Raserey selbst erkennenet,
 Da sie die Höhe derselben nach den schädlichen
 Wirkungen, so daraus entstehen könnten,
 abmisst, und das Gleichniß-Bild mit weit-
 gesuchten Umständen aus einander dähnt, so
 hören wir nicht mehr die Leidenschaft, son-
 dern den ruhigen Poeten reden:

Dabit ira vires: qualis Argolicas ferox
Turmas Amazon stravit: aut qualis Deo
Percussa Mœnas, Entheco sylvas gradu
Armata thyrsos terret, atque expers sui
Vulnus dedit, nec sensit: in medios ruam.

Wie die Amazon that, als der Argolisch' Hauffen
 Durch sie getrennet ward; und wie die Mœnas pflegt
 Zu wüthen mit dem Spieß, im Fall ihr Gott sie regt,
 Der Wald erschrickt vor ihr, sie kan sich nicht mehr reßen,
 Ist wund u. fühlt doch nicht: Ich muß nur auf sie reßen.

Eine so unbändige Leidenschaft, als ein
 Kummer der biß zur Raserey angewachsen ist,
 bevorab, wann diese in ihrer ersten Hitze sie-

det und jähret, hat nicht so viel Gedult, als erfordert wird, Gleichnisse zu machen, sie nimmt die Mühe nicht in einem entfernten Rilde so viele Umstände aufzusuchen, als der Poet hier entworfen, indem er der Menas Schritt und Gang, ihre Waffen und ihre süßlose Verückung aus sich selbst sorgfältig aufgezeichnet hat. Es streitet insonderheit mit der Wahrscheinlichkeit, daß die Wuth in ihrem heftigsten Ansaß sich selbst kennet, in sich selbst gehet, und ihre Natur durch Exempel oder auf andere Weise beschreibt. Wann auch diese ähnlichen Beispiele hinausgeworfen werden, verliert die Rede nicht nur nichts von ihrer Schönheit, sondern die Leidenschaft zeigt sich ohne dieselben viel reiner und nachdrücklicher. Das andere Gleichniß in der Ecena, die nach dieser folgt, schicket sich vor die Leidenschaft, von welcher Andromacha damahls eingenommen ist, noch weniger. Da sie jekund den Astyanax lassen, und den Feinden, die ihn von einem Thurme zu todt stürzen wollten, überliefern soll, schreyt der Knabe sie um Hülffe an: *Miserere mater; Ach Mutter laß mich nicht!* und sie erklärt ihm in der Antwort nicht allein ihr Unvermögen;

- - - - - *Quid meos retines sinus?
Manusque Matris? cassa praesidia occupas!*

sondern

sondern findet sich gelassen und ruhig genung,
ihm durch ein ausführliches Gleichniß sein
unerbittliches Geschick vorzumahlen:

Fremitu leonis qualis audito tener
Timidum juvenens applicat matri latus.
At ille saevus matre sumnota leo
Prædam minorem moribus vastis premens
Frangit, vehitque: talis e nostro sinu
Te rapiet hostis.

. Wie wann der Löwe brüllet
Daß das Revier umher mit Zittern widerschüllet,
So läuft der kleine Stier zu seiner Mutter hin,
Doch fährt der Löwe zu, und nimmt ihr den Gewinn
Und kleinen Raub hinweg in seinen grossen Rachen:
So wird es auch der Feind mit dir anjehund machen.

Es bleibt mir übrig zu untersuchen, wie
unsre deutschen Tragödien-Schreiber die
Gleichnissen gebraucht haben. Ich gehe
sehr ungerne an dieses Stück, weil ich vor-
aus sehe, daß ich meine Nation, die sich
in dem Punct der Wohlredenheit und Poe-
sie eben so viel einbildet, als andre Völ-
ker, mit meinem Urtheil erzörnen werde,
wosfern ich meiner Aufrichtigkeit, die gerne
redet, wie sie es versteht, keine Gewalt
anthun soll. Das schlimmste ist hierbey,
daß die Berweise und Vorrückungen unsre
Poeten furchtsam und kleinmüthig machen,
und ihnen den Muth gänglich darnieder-
schlagen, da hingegen das Lob, wenn es
gleich

gleich falsch und zweifelhaft ist, sie auf vermessene Unternehmungen führet. Ich hoffe mithin, sie werden mir die Wahrheit, die ich in diesem Punct mit Widerwillen vor mir finde, desto leichter erlauben zu reden, weil ich sie nur ihnen, wie in das Ohr sage, und fremden Nationen davon nichts entdecke. Eine Bestrafung wird desto erträglicher, wenn sie ingeheim und ohne Zeugen geschieht.

Ich schäme mich, wenn ich an die deutsche Tragödie gedenke, worinn wir hinter andern Nationen so weit zurücke bleiben. Da seh ich mich genöthigt die grosse Einbildung, die ich von unsrer Geschicklichkeit in der Nachahmung der Natur gefasset hatte, fallen zu lassen, und unsern Nachbarn den Vorzug hierinnfalls aus gerechtem Herken einzuräumen. Statt daß auf unserm Schauplatz die Gemüths-Bewegungen, die Sitten in dem gemeinen Leben, großmüthige Entschlüsse, das Schrecken und das Mitleiden in einer geschickten und natürlichen Vorstellung erscheinen sollten, haben die Singspiele, die in der That keinen edlern Namen verdienen, denselben mit Ausschliessung der Regungen eingenommen. Man arbeitet da nicht mehr für den Verstand, sondern für die äußerlichen Sinne, und ihre Belustigung; als ob wir des Ergehens, das von dem Verstand hergeleitet wird,

wird, ganz unfähig wären. Ich wünschte für die Ehre der deutschen Nation, daß diese Beschuldigung durch das Bestreben einiger jetztlebenden Poeten baldest abgelehnet würde. Wenn man bißdahin deutschen Trauerspielen nachgefraget, hat man uns zu Lohenstein und And. Gryphen gewiesen; ich habe solche mit dem Vorhaben gelesen, daß ich darinnen etwas finden wollte, womit ich den Anklagen der Ausländer über diesen Punct begegnen könnte, alleine meine Müh war verlohren, die doch mit so viel Zwang und Gedult begleitet gewesen, daß ich mir nicht getraute, dergleichen noch einmahl zu überstehen, wenn ich nicht zu einem Märterer der deutschen Schaubühne werden wollte. Wenn ich nur an Lohensteins Trauerspiele gedencke, so überfällt mich Frost und Ekel, der gedultigste Mensch, der nicht zugleich dumm ist, möchte über dem Lesen dieser Tragödien die Schwindsucht bekommen. Da findet man nichts anders als eine ungestaltete und ungeordnete Materie, einen Haufen verworrener Beziehungen, wo weder Ort, noch Zeit, noch Wohlstand beobachtet ist. Die Character der Personen sind aus Augen gesetzt, und die Gemüths-Bewegungen ganz erstectet, und über die Schnur getrieben. Da reden nicht Anton, Cleopatra, August, Mecenas, Agrippa, Scipio, Masirissa, Syphax, sondern Lohenstein beständig; werffet ihr nur diese grossen Nahamen

men hinaus, so wird euch eine ganze Tragödie dieses Verfassers nicht anderst vorkommen, als ein Soliloquium oder ein Gespräche, das Lohenstein mit sich selbst führt, Lohenstein fraget, und Lohenstein antwortet. Wie wollet ihr vermuthen können, daß diese gelehrte, figürliche Reden und Sprüche einer klugen Person von dem Geschlechte der Menschen ansehen sollten; Wenn er bald in lauter Gleichnissen und Metaphorn mit sich selbst zandet, bald um eine Schöne von seiner eigenen Schöpfung in Schwulst und Wahnwitz buhlet, bald die verborgensten und seltensten Wunder der Natur mit einem Doctormässigen Ernst erklärt, wenn er plötzlich, wie in einer Verzückung, aus sich selbst geräth, und über die Wolcken fliegt, und im Augenblick wieder so tiefe fällt, daß er mit kindischen Sprüchwörtern, spikfündigen Spielen, schliefenden Gleichnissen und dergleichen ohne Maß um sich wirft. Die höchste Hitze und der höchste Frost wechseln bey ihm ab, ein Kennzeichen des äußersten Verderbnisses in der Schreibart, wie der schwersten Kranckheit in dem menschlichen Leib. In allen diesen Stücken hat Andr. Gryph vor ihm nicht viel zum Voraus, ausgenommen daß seine Personen in einer menschlichen Sprache reden; und damit ich die Erfindung und Einrichtung der Tragödien dieses Poeten mit Stillschweigen übergehe, will ich nur sagen, daß er die

Ges

Gemüthes-Bewegungen, die Sprache, den Gang und Lauf derselben, ihr wahres Maß, eben so wenig gekannt habe, als Lohenstein, und eben so frostig behandle. Beyde bewegen uns zwar zum Mitleiden, aber nicht durch die kunstreiche Vorstellung rührender Begebenheiten, sondern durch ihre abgeschmackte Ungeschicklichkeit, es ist ein eckelhaftes und kein angenehmes Mitleiden. Auf diese Weise werde ich die Materie von dem rechten Ort der Gleichnisse in Tragödien aus ihnen schwerlich anderst erklären können, als ab oppolito. Ob wir bey ihnen irgend ein bequemes Gleichniß, das am rechten Orte steht, antröfen, so müssen wirs mehr dem blinden Glücks-Fall als der Wahl des Verfassers zuschreiben. In Lohensteins Cleopatra wird Marc-Anton gleich im Anfang der ersten Abhandlung aufgeführt, welcher in dreissig Zeilen mehr nicht als so viel zu verstehen giebt: Augustus lasse seiner Herrschsucht durch keine Bündnisse und Verträge Schranken setzen, diese Neigung habe bey ihm weder Ziel noch Maas, sie sey unersättlich, sie wisse von keinem Mitleiden; sie werde ihn nicht ruhen lassen, biß er Egypten unter das Joch gethan; man solle sich nicht einbilden, daß er ihm was überlassen werde; Er müsse sich nur in das unerbittliche Unglück schicken. Wann ihr ihn selbst vernehmen wollet, so werden euch die unzeitigen und überhäuften Spiele des Witzes

Wißes den Poeten verrathen, welcher diesem erdichteten Anton seine Gelahrtheit, seine Sprache, seine Schwachhaftigkeit und Frohigkeit zugeleget hat. v. 13 -- 30.

. Er nehme 's Drittel hin
Wenn nur mein Heyrath-Gut mir bleibet zum Gewinn,
Allein wer will den Wurm aus dem Gespinste bringen,
Der in der Wolle steckt? Wer will den Tiger zwingen
Durch Güte, der bereit in den zerfleischten Darm
Die Klauen eingesenckt? Ha, heiß-erhitzter Arm!
Der dem gefällten Wild auch Höl und Nest zerstöret!
Der, wann der Stamm zermalmt, die Wurzeln auch ver-
schret,

Der, wann der Löwe Raub und Nügel eingebüßt,
Der Löwin auch die Brut und ihre Jungen frist.
Jedoch wie wann der Mast schon auf den Klippen springet,
Wann schon das blaue Salz sich in die Risse dringet,
Wann der erzörnte Nord den morschen Kahn zerschleißt,
Der Botsmann für das Schiff ein schmales Brett ergreift,
Fürs Ruder braucht den Arm, zum Anker Zeln u. Füße,
Die Hoffnung zum Compass, so muß die sauren Bisse
Des scheiternden Gelücks, den Schiffbruch seiner Nachs
Auch dieser Zeit Anton seyn auszustehn bedacht.

Wie abgeschmackt, wie niedrig ist das Gleich-
niß von dem Wurm! Wie verschwenderisch
werden die Gleichnisse über einander hin ge-
worffen! Welche hieroglyphische und Adäls-
mäßige Dunkelheit schwebet über dem ganzen
Ausdruck! Wie viel Wind macht diese Lar-
ve mit so weit aufgesperrtem Maule! O quanta
species cerebrum non habet! Aber wie fallen
diese stolzen Helden so leicht herunter,
und

und verwechseln ihre Wis-reiche Wörter-
Pracht und Gelahrtheit mit den kahlen
Sprüchwörtern des niedrigen Pöbels! V.
136.

Du wirfst durch diese Müß nur Nebren überweisen,
Wer ihn verschonen will haut Pödel in die See,
Sucht bey der Ratter Günst, und Flammen in dem Schnee.

Und v. 314.

In einer kleinen Frist steckt oft ein groß Gewinn,
Sie macht die Nüsseln reif, die Feigen fest und kühn.

Desgleichen v. 883.

Wir schweben leider! jetzt recht zwischen Thür u. Angel.

Wann Antonius in der letzten Ecena des
ersten Actus gegen der Schönheit seiner Cleo-
patra Cron und Scepter verwirft, und alle
Vorstellungen, so seine Freunde dagegen ma-
chen, in den Wind schlägt, allzumeil er
die zärtlichsten Regungen einer buhlerischen
Liebe in der Brust fühlt, nimmt er plötzlich
eine philosophische Mine an, und lehret uns,
worinne die Thorheit der Liebe bestehe.

Die Liebe läßt ihr Reich durch Klugheit nicht verwirren,
Der Boael siebt den Keim, und läßt sich dennoch firren,
Die Mutter schaut das Licht, indem sie sich verführt,
Das schnelle Reh das Garn, in welchem es sich fängt,
Der Beorkmann kennt die Fahrt des Anker-loßen Raupen,
Doch kan ihn Wis nicht klug, Gefahr nicht nachast in icht:
So reunt auch, der da liebt, selbst sichtbar in die Noth.

N

Mit

Mit dieser Gleichniß-reichen Pecton will Anton den gefaßten Vorsatz Cleopatren unaufhörlich zu lieben vertheidigen. Antipylus hatte ihn bereden wollen, daß Gedult, Vernunft und Zeit den Schmerzen, so er über Cleopatren Verlust empfinden müßte, wohl heilen würden. Nun antwortet er demselben mit diesen angezogenen Zeilen, und redet hier von der Thorheit der Liebe, und der Gefahr, welche sie begleitet, als ein Mensch, dem sie ganz gleichgültig ist, und der ihre Regungen niemahls gefühlet hat; Nichtsdestoweniger erklärt er durch eben dieselben Zeilen, daß er seiner Vernunft und Einsicht zu Truze um Cleopatren willen keine Gefahr scheuen, und den Tod selbst unerschrocken antreten wollte. Das heißt mir so viel, er wolle seiner Liebe, das ist, seiner Thorheit nach vernünftigen Regeln und überlegten Schlüssen nachhängen; *insanire velle certa ratione modoque*. In der zweiten Abhandlung thut dieser seltsame Liebes-Geck an seine Cleopatren gleich bey der ersten Ansichtigung folgende Anrede: v. 246.

Wie wenn der düstre Schimmer
Des braunen Abends jetzt die blauen Hügel deckt;
Die Schnecke die den Thau von den Gewächsen leckt,
Schier neuen Geist bekommt: So muß sie, Isis! eben
Durch ihren Amuths-Thau, uns neue Geister geben,
Wenn Sorg u. Sonnen-Hiß uns fast verschmachten läßt.
Mein

Mein Urtheil von dieser Stelle kan ich am besten mit Petronii Worten ausdrücken: Non me delectavit tam curiosum principium. Wann in der dritten Abhandlung Cleopatra ihren Entschluß sich selbst hinzurichten (der aber nur zum Betrug erdichtet war) ihrem Frauenzimmer eröffnet, fraget Belisama:

Will sie ihr, Göttin, selbst verkürzen Heil und Leben?

Und Cleopatra antwortet:

Pflegt nicht, der Seiden-Wurm ihm selbst sein Grab zu
weben?

Der kluge Schwane singt beherzt sein Sterbe-Lied.
Ihr rühmet daß an mir Gestalt und Alter blüht;
Die Schönheit ist ein Rauch; die Jugend ist ein Schatten;
Eh als die Knospen uns sind kommen recht zu statten,
Frißt schon der Zeiten Wurm die welcke Blume weg,
Wie viel giebt's Wespen nicht, die die Verleumdungs-Fleck'
Auf unsre Lilgen schmiern, aus unsern Süßigkeiten
Wie Schlangen tödtlich Gifft aus bestem Klee bereiten.

Diese Sprache stehet in dem Munde einer Sterbenden so sehr ungereimt, daß dieselbe Belisamen und den andern, die von dem Geheimniß, daß dieser Tod nur falsch und erdichtet wäre, nichts wußten, den Betrug nothwendig hätte entdecken müssen, wenn nicht alle die andern Personen eben diese Sprache immerfort redeten, gleichwie sie auch bey einem Sprach-Lehrer in die Schule gegangen waren. Also kurtweilt Antonius

mit Figuren , als er von dem Tode der Cleopatra Bericht empfängt , wie einer der ganz ruhig ist , und sich dessen nichts an-
nimmt : v. 523.

Löscht das Verhängniß denn die Unglücks-Blut mit Oele?
Armseeliger Anton ! unheilbar Herzen-Riß !

Wer Leuten , die von Bestürzung und Schrecken plötzlich überfallen und niedergeschlagen werden , dergleichen kurzweilige Spiele andichtet , der ist in der Sprache der Neigungen ganz unerfahren , und scheint nicht unter Menschen aufgezogen worden zu seyn. Nachdem Anton über die Nachricht von Cleopatras Sterben solch einen lächerlichen Einfall haben können , würdet ihr euch nicht einbilden , daß die Liebe in seiner Brust noch so gewaltsam herrschete , daß ihn der Kummer über diesen Verlust aus sich selbst verzücken und in eine sanfte Liebes-Raserey stürzen sollte , wie er im 539sten Verse und folgenden mit kläglichen Worten , welche doch mit ungereimten Wißes-Spielen häufig untermischt sind , zu erkennen giebt. Wann Cleopatra in der vierdten Abhandlung v. 279. nicht mehr aus Verstellung , sondern im rechten Ernst sterben will , und die Schlange jetzt an die Brust ansetzt , begiebt sie sich mit derselben in ein Gespräch , das wahrhaftig von einem außerordentlichen Inhalt ist :

Wohl

. Wohl! laßt der Römer Joch
 Zerkrechen, den August auch Sterbende verlachen,
 Weil Menschen ärger sind, mit Schlange Hochzeit mache,
 Komm angenehmes Thier! komm, komm und flechte dich
 Um diesen nackten Arm! vermale durch den Stich
 Der Aldern warmen Quell dein jügelnd-tödtend Küssen.
 Wie? willst du nur dein Maul durch Zeigen-Saft versüßte?
 Ist unsre Wärme! - Haut nicht Stich und Giftes wehrt?
 Daß die Verdammten oft eh' als ein Blitz verzehrt?

Diese sterbende Heldin bewaget uns dadurch
 in der That zum Mitleiden, aber nicht mit der
 Vorstellung ihres Verhängnisses, welches
 uns nicht mehr als ihr selbst zu Herzen gehet,
 sondern mit dem erbärmlichen Witz, den sie
 in ihren letzten Reden ausstößt.

In dem ersten Trauerspiel Andr. Gryphen,
 dem Leo Armenius, wird in der zweiten
 Scena der ersten Abhandlung Erabolius ein-
 geführt, wie er dem Kaiser die Nachricht
 bringt, daß Michael Balbus auf seinem auf-
 rührerischen Vorfaß hartnäckigt verharre;
 derselbe bedienet sich daselbst folgenden Gleich-
 nisses:

So ist's! Vermahnen, Bitt und Dreuen wird verlacht.
 Er läuft wie wenn ein Pferd die Zügel hat durchrissen:
 Wie eine strenge Bach, wenn sich die Ströhm ergiessen,
 Und Häuser, Baum und Vieh hinführen in die See,
 Sein Muth wächst mehr und mehr. . . .

Und im dritten Eingange oder Scena, wo
 Nicander des Kaisers allzu sorglose und schäd-
 liche

liche Gelindigkeit beschreiben will, drückt er sich ebenmäßig mit einem nicht übel gemachten Gleichnisse also aus:

- - - - - Der Kaiser ist zu linde
Und scherzt mit seinem Heil. Wer, wenn die rauben Winde
Sich lagern um die Glut, den Flammen zu will sehn,
Ziß es nur Gibel schon und höchstes Dach geschehn;
Muß leider nur umsonst, wenn Maur und Pfeiler krachen,
Und Etern. u. Marmor fällt. Die Erz-Verräther wachen,
Wir schlaffen sicher ein. - - - - -

Und in der zweyten Abhandlung erste: *Scena*, wo Leo dem Michael Balbus sein verrätherisches Vornehmen in hundert Zeilen verweist, gebraucht der Kaiser sich eines bequemen Gleichnisses den Wachsthum seines Ruhms, der mittelst Verdienst und tapferer Thaten durch alle Hindernisse, so ihm der Neid in den Weg gelegt hatte, durchgebrochen war, herauszustreichen:

So wird die erste Flamm eh' sie sich kan erheben,
Mit dunkel-vollem Dunst u. schwarzem Rauch umgeben,
Biß sie sich selbst erhitzt und in die Bäume macht;
Daß der noch grüne Wald in lichtem Feuer tracht.
Doch wie der scharfe Nord die Glut mit tollem Nasen,
Indem er dämpfen will, pflegt stärker aufzublasen;
Wie ein großmüthig Pferd, wenn es den Streich empfindt,
Durch Sand u. Schranckē reit: So hat der strenge Wind
Der Mißgunst, &c.

Mit was für Wahrscheinlichkeit der Poet in diesen dreyen Stellen seinen Personen
ein

ein so ruhiges und uneingenommenes Gemüthe zu schreiben habe, will ich dem Leser überlassen zu untersuchen, und alleine andeuten, daß diese Gleichnisse nicht ungeschickt gemacht sind, einen solchen gleichgültigen Zustand des Gemüthes zu erkennen zu geben. Wer demnach behaupten kan, daß diese Personen nach ihrem rechten Character und ihrer gehörigen Gemüthes-Beschaffenheit vorgeſtellet sind, der wird damit zugleich erweisen, daß diese Gleichnisse am rechten Orte stehen. Aber was sollen wir urtheilen, wann Michael im sechsten Eingange, da er jezt nach empfangenem Todes-Urtheil würcklich zu dem Holkstoß geführet wird, seine von aller Hoffnung entblößte, und mit Sterbens-Gedanken angefüllten Klagen mit dem Gleichnisse beschliesset:

Wir steigen als ein Mensch, dem man den Hals abspricht,
Auf den gespißten Pfahl, der seinen Leib durchsticht.
Wir steigen als ein Rauch, der in der Luft verschwindet.
Wir steigen nach dem Fall, und wer die Höhe findet,
Findt was ihn stürzen kan. - - - - -

Ferner wann in der ersten Scena der fünften Abhandlung der oberste Priester der Kaiserin Theodosia den Anfang des Tumults berichtet, (da der Kaiser in wahren der Weihnachts-Feyer vor dem Altar von den Verschwornen überfallen worden,) und sich in eine lange Erzählung einläßt, wo-

rinnen er die Schrecken-volle Bestürzung, in welche jedermann gesetzt worden, mit einem ausführlichen Gleichniß beschreibt, woran ihn die empfangene Wunde nicht hindert:

. Ein jeder starrt und zaget,
Und weiß nicht was er thut, und fragt den, der ihn fraget.
Wie wenn der schnelle Pflig in hohe Tannen fährt,
Und Kette, Stamm und Strump in lichte Blut verkehrt,
Ein müder Wandersmann bey so geschwindem Krachen
Nicht anders meint als daß er schon dem Tod im Nachen.

Und wenn bald hernach ein anderer Rothe
Kömmt, die Nachricht von des Kaisers Er-
mordung zu bringen, und den Grimm der
Mörder, welcher auf desselben flehende Bitte,
ihn um desselben willen zu schonen, dessen
Creuz er ergriffen hatte, nur höher angewach-
sen war, durch das Gleichniß ausbildet:

Sie starrten auf diß Wort, wie wenn ein Fels abfällt,
Und dem erzörnten Bach den stolzen Gang aufhält:
Denn steigt die Flut Berg-auf, die tolle Wellen brausen,
Biß daß der zehnde Schlag mit ungeheurem Sausen
Den Anhalt überschweimmt, und alles mit sich reißt,
Und den bemosten Stein in tiefe Thäler schmeißt.

In allen diesen Umständen wird der Cha-
racter der Leidenschaften und die Wahrschein-
lichkeit offenbar aus den Augen gesetzt und
verderbt; wir mercken bald daß man uns
nicht auf den Schau-Platz, sondern in die
Schule eines Sophisten und Declamators
geführt

geführt hat. Ich zweifle darum nicht, daß meine Leser eben so viel Überdruß empfinden würden, wenn ich sie länger hierüber aufhielte, als sich bey mir eingestellt hat, da ich diese verwirrten Scribenten durchblättern müssen. Ich will demnach diesen Abschnitt beschließen, wenn ich noch eine hieher gehörige Stelle, deren ich mich hier zu rechter Zeit erinnere, werde angeführt haben. In dem siebenden Theile der Gedichte, die unter Hoffmannswaldaus Namen zusammen gedruckt worden, werden drey Söhne bey'm Grabe ihres Vaters natürlich und wehmüthig klagend vorgestellt. Da heisset es:

(Schmerz)

Doch war sein Wohlthun groß, so quält ein größer
 Das jetzt geängstigte, das Kummer-volle Herz.
 Wir Armen wissen uns für Wehmuth kaum zu fassen,
 Warum? des Vaters Tod macht uns verwanzt, verlassen.
 Wie, wenn zur Frühlings-Zeit die schmückende Natur
 Auf einer weit gedähnt und bunten Garten-Flur,
 Mit allem Vorbedacht, auch eine Biene setzt,
 Die durch Geruch und Saft die Bienen oft ergötzt,
 Wenn sie aus selbiger ihr süßes Honig ziehn,
 Bald voll gefaugt davon, zu ihrem Stocke fliehn,
 Bald aber ausgeleert und hungrig wieder kommen,
 Ein rauher Wind indeß die Blume weggenommen,
 Ihr murmelndes Gethön ein kläglich Grab-Lied singt,
 Und die betrühte Post dem ganzen Garten bringt;
 So höret man von uns nur banale Klage-Lieder:
 Es sinket uns mit ihm fast alle Wohlfahrt nieder.

Dieses Gleichniß ist an zierlichem Schmuck sehr reich; aber, da der Poet die Herk-nagende Betrübniß selbst als redend einführt, indem er seinen Vater als ein Sohn beweinet, so schicket es sich hierzu gar schlecht. Man bilde sich die heftigen Stöße der Traurigkeit, die einen Sohn bey der Begräbniß des Vaters bestürmen, recht ein, und urtheile dann, ob eine solche Herk-verzehrende Leidenschaft sich lange verweilen werde, ihre Wehmuth-volle Klage in einen so außerlesenen und schimmernden Auspuß einzukleiden. Gleichwie die wahre Trauer mit einem düstern Angesicht, in einem dunkeln Kleide und ganz unachtsam gekämmten Haar auftritt, also muß auch ihre Rede, denn sie ist der äußerliche Puß der Gedanken, der innerlichen Betrübniß des Herzens gemäß lauten. Den Verfasser verführte die Begierde seinen Kummer durch dieses Gleichniß nachdrücklich auszudrücken; diese machte, daß er sich so lange aufhielt, viele angenehme und liebliche Umstände anzuführen, damit er also die schöne Pracht der Rose, und den süßen Nutzen, so die Bienen von ihrer Mildigkeit genießen, recht heraus striche, weil dadurch die Traurigkeit der Bienen über den Verlust der Rose, zugleich gerechtfertigt und vergrößert wird. Über dieser Sorge vergaß der Klagende sich selbst, der Sohn verwandelte sich in den Poeten, die Poesie redete,

redete , und nicht die Leidenschaft. Diese ist nicht im Stande eine so ergeßliche Arbeit, als die Verfertigung eines so schönen Gleichnisses ist , das den Geist auf so annehmliche Sachen führt , vorzunehmen ; sie ist auch nicht so geartet , daß sie von ihren eigenen Empfindungen viel Worte mache , sie bemühet sich nicht durch Gleichnisse jemanden zu überreden , daß sie erhitzt und entzündet sey, dieses giebt sie mit ihrer Sprache und den Würckungen , so sich bey ihr ereigen , schon genug zu erkennen. Hätte der Verfasser als ein Poet geredet , der an dem Verlust dieses beweinten Vaters keinen Antheil selbst gehabt , und alleine beschreiben wollen , wie hoch die Leidenschaft der Söhne bey diesem Zufall gestiegen , so wäre alsdann dieses Gleichniß vortrefflich schön gestanden. Aber da sie in der Zueignung des Gleichnisses selbst sagen :

So höret man von uns nur bange Klage: Lieder ;

Und dennoch in der angenehmen und geschickten Ausbildung des ausführlichen Gleichnisses nicht ein banges , sondern ein ruhiges Gemüthe sehen lassen , so ist es so viel als wenn sie sagten : Ob sie gleich ruhig genug wären , bey ihres Vaters Grabe zu kirkweilen , und die angenehme Arbeitsamkeit der Bienen mit großer Aufmerksamkeitsamkeit zu betrachten , sollten wir dennoch wissen , daß
ihre

ihr Herz mit der höchsten Betrübniß umfassen sey. Wenn jemand, den ein schweres Unglück überfallen hat, uns seinen Jammer nach einem süßen und lustigen Thone vorsingen, oder ein hinkender Krüpel uns einen Menüet vortanzen würde, so würde es eben so unnatürlich herauskommen. Opiß hat in dem dritten B. der Poet. W. aus eben diesem Gleichniß-Bild eine Elegie auf den Abschied einer edlen Jungfrauen nach seiner gewöhnlichen Geschicklichkeit verferrigt:

Gleichwie zu Sommers-Zeit, wann alles frölich blühet,
Und man sich Wald, Feld, Berg u. Thal verjüngen siehet,
Wer aller Blumen Schar, so irgend mögen seyn,
Die zarte Lilie läßt blicken ihren Schein:
Es fliegen auf sie zu die Bienen Hauffenweise,
Und saugen mit Beqier die angenehme Speise,
Und wohlgeschmackten Saft; sie hebt ihr Haupt empor,
Es glänzt ihr weißes Kleid vor allen Blumen vor:
Ihr lieblicher Geruch erfreuet Herz und Sinnen;
Man muß ihr günstig seyn, und muß sie lieb gewinnen,
Der schöne Zephyrus wird gegen ihr entzündet,
Und weht aus Huld ihr zu den süßen Liebes-Wind.
Bald kömmt der scharfe Nord ganz unverhofft gebrauset
Quer über Feld daber, pfeift, heulet, singt und fauset,
Und nimmt die Lilie mit Angestüme hin:
Die liebliche Gestalt, bricht nichts nicht seinen Sinn.
Das grüne Feld beginnt um seine Zier zu trauren,
Die andern Blumen auch muß ihre Schwester trauren,
Die Bienen fliegen selbst vor Schmerz und Traurigkeit
Berührt jetzt hin, jetzt her, und tragen grosses Leid.
So bist du auch zuvor, du Schöneste, gewesen, &c.

Dieses

Dieses Gleichniß und das vorige sind nur darinnen von einander unterscheiden, im ersten wird eine Rose, im letztern eine Lilie gesetzt; dort wird in der Ausbildung des Gleichnisses auf das Nußbare, hier auf das Schöne und Angenehme gesehen. Beyde sind an sich selbst und außer dem Text, wo sie stehen, betrachtet, trefflich wohl gerathen. Alleine das letztere behält den Preis, weil es nicht der Leidenschaft, sondern dem ruhigen Poeten in den Mund gelegt wird.



Der achte Abschnitt.

Von dem Masse und der Zahl der Gleichnisse.

Schädliche Wirkungen des Uebermasses und der Verschwendung, wie in andern Stücken, also in der Wohlredenheit. Sie verrathen einen blöden Verstand. Die Scribenten sündigen mehr mit Verschwendung als mit Kargheit. Das Maß der Gleichnisse, wie anderer Figuren, muß nach der Natur einer jeden absonderlichen Stelle bestimmt werden. Bestrafung einiger, die aus Bestreben die Verschwendung zu vermeiden, in die Plathheit verfallen sind. Wie Homer seine Erzählung von dem Mord, den Achilles unter den Trojanischen Helden angestellet, mit zweyen überaus lebhaften Gleichnissen beschleußt, die theils seinen Wuth, theils seine Lust an der Rache gewaltig erhöhen. Wie er in dem Fortgang derselben

Erzch

Erzählung noch zwey ausdrückliche und wohl errathene Gleichnisse anbrunget, die Stürzung der fliehenden Trojaner in den Xanthus und den nachjagenden Achilles, der ihnen mitten in den Fluß nachgesetzt, absuschüßern. Wie er fünf Gleichnisse hinter einander sehet, fünf merkwürdige Stücke der griechischen Armee vor Augen zu bilden. Wie er die Bewegungen eines aufrührerischen Volkes in zweyen Bildern nach zween besondern Umständen, seinem Getöse und seinem gleichen Lauf, vorstellt. Wie er drey hyperbolische Gleichnisse zusammensetzet, das ungeheure Geschrey der beyden Armeen, die jetzt handgemein worden sind, vorzustellen. Einwurf eines Kunst-Richters, daß diese Gleichnisse den Geist von dem vornehmern Gegenstand abziehen. Beantwortung desselben. Lohenstein fehlet vielmehr mit den ungereimten Bildern, als mit dem Überfluß seiner Gleichnisse. Wie er zwey Gleichniß-Bilder von verschiedenen Relationen oder Verhältnissen durch einander verwirret. Beurtheilung des Urtheiles, das ein heutiger Kunst-Richter von einem Theil desselben Gl. gefällt hat. Von Bessers geschicktere Ausbildung dieser Bilder. Wie Lohenstein in einem andern Gleichniß die Vergleichung bis auf eine Verwandlung treibet. Noch ein Lohensteinisches Gleichniß, wo er etliche Gattungen, die unter ein allgemeines Geschlecht gehören, vergleicht. Exempel aus Opizii Hercynia, da eine lange Stelle aus Gleichnissen zusammengesetzt ist, ohne daß ihr dadurch an ihrer Deutlichkeit etwas abgehe.

Quintilianus hat im achten B. seines Unterrichtes von der Rede-Kunst, in dem Capitel, wo er von dem Schmuck und dem Zierrath der Rede handelt, eine nützliche Anmerkung gemacht. Er sagt: Vitium est
ubique

ubique quod nimium est ; „Der Ueberfluß und die Verschwendung ist allemahl straffwürdig.“ Dieses will uns auch die weise Natur durch ihr angesehenes Exempel anbefehlen ; In der Zeit da sie in der mannigfaltigen Veränderung ihrer Werke auf eine verwunderfame Weise einen unerschöpflichen Reichthum an den Tag leget , sehen wir sie dennoch in allen Stücken eine gewisse Zahl , Gewicht und Maß beobachten. Nach dem Urtheil der Weltweisen besteht eben in dieser wohl-geordneten Harmonie und Uebereinstimmung des Mannigfaltigen , in seinem geschickten Zusammenhang , die Vollkommenheit der Dinge , und eine tiefe Einsicht und genaue Beobachtung dieser Vollkommenheit macht dasjenige aus , was wir in den Künsten und Wissenschaften den guten Geschmack zu nennen pflegen. So bald diese harmonisirende Ordnung , dieses natürliche Gleichgewicht in dem ganzen oder nur in den kleinsten Theilen , durch Mangel oder durch Ueberfluß verstöhet wird , so wird zugleich die Vollkommenheit des ganzen vermindert , das Ergehen , welches nothwendig damit verbunden ist , wird geringer , und der gute Geschmack wird verderbet. Wenn in der Sing-Kunst eine sanfte und Herz-rührende Symphonie durch harte Mißthöne unterbrochen wird , so wird das Gehör verlehrt , und das Ergehen , das aus einer vollkomme-

nen

nen Harmonie entspringt, wird gehindert. In der Mahlerey kömmt hauptsächlich auf die gemessene Austheilung des Lichts und Schattens, auf die Harmonie und das Maß der perspectivischen Vorstellung an; wenn eines oder das andere in einem Gemählde aus der Acht gesetzt wird, so wird ein Kenner von gutem Geschmack dasselbige verwerffen. Gesezt, daß bey einer Mahlzeit die aufgetischeten Gerichte noch so kostbar und niedlich seyn, daß die Einrichtung und Stellung der Schüsseln auf der Tafel noch so kunstmäßig selten und wohl-eingetheilt ist, daß auch eine jede Tracht zu rechter Zeit und wo es sich gehört aufgetragen wird, so geschieht dennoch der Essens-Lust der Gäste kein Genügen, falls die Speisen entwe-er zu blöde oder zu stark gesalzen und gewürket sind. Gleichwie endlich in dem Aufputz und der Kleidung die Nachlässigkeit unanständig und garstig läßt, so verräth hingegen die übermäßige Pracht und Aufmükung ein weibisches und oftmahls recht kindisches Gemüthe, der Wohlstand hat auch hier seine gesetzten Schranken und Regeln. Eine gleiche Verwandtschaft, wie mit diesen Künsten, hat es auch mit der Wohlredenheit. Es ist nicht genug, daß die Figuren, die Bilder, die Gleichnisse, und der übrige Pus der Rede an rechten Orte angebracht werden, wenn dieses

nicht

nicht auch in gewisser Zahl, Maß und Ordnung geschieht. Wo diese nicht sind, wird die Harmonie, woraus die Vollkommenheit und der gute Geschmack in der Wohlredenheit entsteht, vergeblich gesucht. Die Figuren, die Bilder und Gleichnisse, sind was das Licht und die Farben in einem Gemälde; dieselben müssen nicht nur am rechten Orte aufgetragen, sondern auch in gewissem Maße ausgespendet werden. Denn gleichwie durch den allzustarcken Glanz und übermäßige Höhe der Farben die Kunst und Harmonie eines Gemäldes nur verdirbt, und die Aehnlichkeit mit dem Urbild verdunkelt wird, so leidet gleichergestalt die Deutlichkeit der Begriffe durch dergleichen weitgesuchten Schmuck Abbruch, dafern er sonder Masse verschwendet wird. Dieser ungeheure Reichthum von geborgtem Zierath erstreckt und betäubet die Sinne, anstatt daß er sie ergehen sollte, er stöhret die Aufmerksamkeith, womit der Leser oder Zuhörer vor die Haupt-Materie eingenommen ist, indem die Gedanken dadurch auf anderwärtige Begriffe hingezogen und zerstreuet werden. Der Hr. von Saint-Evre-
mont hat die regellosen Abweichungen eines
feurigen Geists, der von dem Verstande
nicht in behörige Schranken gefasset wird,
in einem kleinen Gedichte über den Streit
von dem Vorzug der alten oder der heutigen

Scribenten sehr lebhaft ausgedrückt. Im fünften Theile Bl. 90.

Qui donne trop à la figure
Se laisse échaper la nature
De son veritable sujet,
Pour se faire un nouvel objet.

Sans y penser, il a l'Aurore,
Au lieu de celle qu'il adore;
Il a le bel Astre des Cieux,
Sans y penser pour de beaux yeux.

Il se derobe le visage,
Dont la beauté l'a su charmer,
Par une vaine & fausse image,
Qu'il en a voulu se former.

Neben dem, daß die überflüssige Verschwendung der Figuren und des Zierrathes der Rede dergleichen schädliche Wirkungen thut, verräth sich dadurch ein Scribent, daß er bey alle dem grossen Reichthum an Witz einen blöden Verstand und ein leichtes Wehl. Urtheil besizet. Er läßt von sich merken, daß er die Gedanken mit einem geborgten Schein und äußerlichen Blendwerck anzuziehen sucht, den Leser damit zu betücken, weil er sich nicht getrauet, die Sachen nach ihrem innerlichen Werth, in ihrer nackenden, wesentlichen, und eigenthümlichen Schönheit zu erkennen, und durch eine natürliche Beschreibung vorzustellen. Difficile est enim communia propria dicere. Dieser Reichthum an Phantasie-Bildern

bern ist selten mit Klugheit gepaaret, welches desto schlimmer ist, weil diese alleine zeigt, wie man den Reichthum wohl gebrauchen und nützlich anwenden muß. Was hat jene berühmten Geister des Alterthums über den gemeinen Hauffen der Scribenten so hoch erhoben, als diese glückliche Verbindung eines feuerreichen Wises und einer scharffen Urtheils-Kraft, welche so selten in einem Gemüthe einkehren? Wann man ihre Schriften mit Nachsinnen durchgeht, so muß man die unerschöpfliche Fruchtbarkeit ihres Geistes bewundern, aber man erstaunet über die unvergleichliche Klugheit, womit sie in dem rechten Masse Licht und Schmuck in ihre Schriften zu streuen gewußt haben. Die Figuren und der übrige Zierrath der Rede sind da durchgehends mit einer so bescheidenen Freygebigkeit ausgetheilet, daß man nichts hinein schieben, noch was heraus nehmen kan, ohne der gemessenen Schönheit und Harmonie Abbruch zu thun. Zudem sind die Menschen von Natur zur Pracht und Unmäßigkeit geneigt, sie wollen immer gerne hervorstehen, und was die äußerlichen Sinne füllet, das nimmt gemeiniglich auch das Herz ein; haben sie nichts eigenes, womit sie sich groß machen und aufbrüsten können, so schmücken sie sich mit fremden Federn aus. Diese Neigung ist so ungebunden, daß sie sich

bald durch keine Geseze in Schranken fassen läßt, wie die Erfahrung dieses insonderheit in Ansehung der Kleider-Pracht bezeuget. Und darum ist es auch um so viel nothwendiger, daß man die Scribenten vor Verschwendung und Ueberfluß warne, und an sich zu halten anweise, angesehen sie mehr geneigt sind, durch Ueberfluß als Mangel der Figuren, Gleichnisse und Bilder, wider den natürlichen Character der Rede anzustoßen.

Niemand wird verhoffentlich von mir erwarten oder fordern, daß ich die Zahl und das Maß, nach welchen die Figuren der Rede und insbesondere die Gleichnisse in den verschiedenen Arten Schriften nützlich können angewendet werden, näher und eigentlicher bestimme und aussehe; dieses läßt sich unmöglich thun, weil es nach der Natur so wohl einer jeden absonderlichen Stelle als einer jeden Schrift unterschiedlich muß entschieden werden. Dasjenige, was ich bißdahin von denen so verschiedenen Absichten der Gleichniß-Bilder, von der künstlichen Verbindung der Absichten, und von ihrem gehörigen Siz und Orte ausführlich gelehrt habe, kan schon ein zulängliches Licht und Unterricht mittheilen, wie ferne man an einem jeden Ort Maß und Ziel in Acht zu nehmen habe. Ueberhaupt darf man sich nur erinnern, daß die Gleichniß-Bilder, bevorab wenn sie aus-
führt,

führlieh und weitläufig ausgebildet sind, sich in die pathetische und erhabene Schreibart, wo die erhigte Leidenschaft selbst als redend eingeführt wird, und wo großmüthige Meinungen und Entschlüsse vorgetragen werden, am wenigsten schicken; daß sie bequemer vor das Epische Gedicht sind, als vor die Tragödie, ob sie gleich im einen und dem andern Platz haben können; denn in dem heroischen Gedichte hat der Geist ein Gefallen an Abtritten, in der Tragödie ist das Gemüth mit hohen Empfindungen eingenommen, welche es nicht gerne um das schimmernde Wesen einer Aehnlichkeit fahren läßt; und endlich daß sie in Lehrschriften, wo man unterrichten und erklären will, am allernothwendigsten sind. Es ist unleugbar sehr schwer das wahre Maß hierinne zu treffen, dazu wird ein versuchter Verstand und ein reiffes Nachdenken erfordert, weil es auch hier gilt, *vicina virtutibus vitia*, daß Laster und Tugend sehr nahe an einander gränzen. Indessen habe ich diese Schwierigkeiten nicht darum erzehlet, jemanden dadurch verzagt zu machen. Ich wollte nicht, daß einer aus Furcht vor der Verschwendung in das entgegen stehende Laster der eckelhaften Kargheit und Fikzigkeit fallen würde. Mein Absehen ist alleine der Unmäßigkeit und Unbescheidenheit zu steuern, welche der verdorbene Hoffmannswaldauische und Lohensteinische Geschmack eine

geraume Zeit daher unterhalten hatte. Ich muß auch meinen Landsleuten das gebührende Lob nicht vorenthalten, daß sie den übermäßigen Pomp der Lohensteinischen Schreibart aus ihren Schriften größtentheils verbannet haben, dabey aber will ich auch nicht verschweigen, daß einige dagegen so leicht, dürr und trocken geworden, und in eine so niedrige Platttheit verfallen sind, als ob sie alles Zutrauen zu ihren eigenen Kräften verlohren hätten, und nicht hoffen dürften, sich mittelst der bescheidenen Anwendung der Figuren, Metaphoren und Gleichnisse höher zu erheben als die gemeine Schreibart steigen mag. Sie gehen nicht, sonder kriechen vielmehr mit einer zaghaften Behutsamkeit, obgleich nach einer gemessenen Bewegung im Staube einher; ihre Poesie ist nicht besser als eine abgezehlte und reimende Prosa. Darum wäre mir es lieb, wenn ich ihnen einen neuen Muth einflößen, und sie bereden könnte, daß die Gleichnisse, wenn sie neu, wohl erfunden und geschickt ausgeführt sind, wenn sie daneben am rechten Orte stehen, uns nicht anderst als wohl gefallen können; ferner daß der Mangel und die Kargheit, insonderheit in Lehrschriften, was die gemeldeten Stücke anbetrifft, eben so viel Eckel bringet, als die Verschwendung; endlich daß dieser Mangel allezeit einen frostigen
und

und wackelnden Kopf verräth. Diese Absicht zu erhalten, wird es nicht wenig vorzüglich seyn, wenn ich erstlich mit dem Exempel der vortheilhaften Geister des Alterthums behaupten werde, daß die Gleichniß-Bilder zuweilen auf einer Stelle in häufiger Anzahl und doch ohne Verschwendung können angebracht werden, und dann zum andern auch ausfündig mache, daß Lohenstein selbst, was diese Figur der Gleichnisse anbelangt, weniger durch die Menge und den Überfluß derselben, als wegen ihrer ungeschickten Art und Ausführung Verdruß und Ekel verursacht.

Vor den ersten Artikel soll uns Homer die nöthigen Beispiele lehren. Nachdem er im zwanzigsten B. der Ilias, am Ende, mit viel verschiedenen Umständen erzählt hat, wie viele berühmte Helden der Trojaner der tapfere Achilles erlegt, wie sie mit Wunden geheissen haben, was für eine Wunde er einem jeden beygebracht, und wie ein jeder im Sterben sich betragen habe, weicht er einmahl von der Einfalt eines historischen Berichts ab, seinem Leser vor Ekel zu seyn, und läßt sich in zwey sehr lebhaftes Gleichnisse ein. Er sagt:

„ Wie ein vom Himmel gefallenes Feuer in
 „ den Thälern eines von Holz durren Bergs
 „ tobet und wüthet, der dicke Wald brennet,
 „ und der stürmerische Wind die Flammen
 „ an alle Orte hinführt: Also warf Achilles
 „ ergrimmt um sich, und stach mit der Lanze
 „ auf

„ auf alle Seiten aus; wie ein Gott an
 „ Stärke verfolgte er die Zertrennten, und
 „ die schwarze Erde floss von Blut. Wie,
 „ wann einer seine starken Stiere in der Fens-
 „ ne anbindet, die weisse Gerste auszureis-
 „ sen, da die Aehren alsofort unter den Fü-
 „ ßen der brüllenden Stiere hervor sprühen:
 „ Also traten die Pferde des großmüthigen
 „ Achilles auf todte Leichen und Schilde,
 „ ihre und Räder färben sich mit Blut, das
 „ von dem Hufe der Pferde übersich sprühet;
 „ Achilles Herz wallete auf vor Lust, so ihm
 „ der Sieg machte, seine Hände waren mit
 „ Blut, Staub und Schweiß geneket, be-
 „ flecket und beschmücket. „ Diese beyden
 Gleichnisse sind sehr geschickt ausgesucht, die
 vorhergesetzte umständliche und lange Erzäh-
 lung von so vielen verschiedenen und seltenen
 Thaten des sieghaften Achilles zu beschließen,
 der fast abgematteten Aufmerksamkeit wieder
 aufzuhelfen, und das Gemüthe des Lesers
 mit grossen Begriffen von der erstaunlichen
 Großmuth dieses Helden anzufüllen, inma-
 ßen die ungezählten Proben von Tapferkeit, die
 er in diesem Gefechte abgelegt, hier in einem
 Wilde zusammen gefasset, und so wie sie durch
 alle Hindernisse geschwind und mit Gewalt
 durchbrechen, auf einmahl vor Augen gelegt
 werden. Eure Betrachtung wird auf zwey
 wichtige Umstände hingezogen, welche die
 Wuth des kämpfenden Helden in Ansehen
 seiner

seiner Hitze, und in Ansehen seiner Rach-Pust trefflich characterisiren und erhöhen. Das erste Gleichniß stellt euch unter dem Bilde eines * dichten Waldes, die fest wie Fäule stehenden Glieder und Reihen der zahlreichen Trojanischen Armee deutlich vor Augen, und die Flammen, die von einem ungestümen Wind um und an ausgebreitet werden, daß der ganze Wald dadurch eingeäschert wird, geben euch einen Begriff, wie groß die Hitze, wie erschrecklich die schnelle Wuth des Achilles gewesen, mit welcher er das feindliche Heer angefallen, seine Glieder zertrennt, und mit einem blutigen Meheln alles zu Boden gestürzt hat. Das andere Gleichniß besteht aus einem Bilde, das von einem angenehmen und stillen Geschäft hergenommen ist, zu erkennen zu geben, daß Achilles an dieser blutigen Rache noch Lust und Vergnügen gefunden habe, welches mit seinem Character vorzüglich übereinstimmt. Ihr sehet demnach, daß keines von diesen beyden Gleichnissen überflüssig und müßig da steht, und keines ohne Abbruch des Nachdruckes und Verstandes kan weggelassen werden.

Mit diesen beyden Gleichnissen wird das zwanzigste B. beschlossen, das ein und zwanzigste hat sich kaum mit einer kurzen Beschreibung anfangen, wie ein Theil der flüchtigen Trojaner quer Feld-ein der Stadt zulaufen,

Q 5

lauffen,

* Conf. Virgil. Georg. II. 279. seqq.

lauffen, und ein anderer Hauffe sich in den
 Xanthus gestürzet, dem nachjagenden Achil-
 les zu entinnen, so giebt uns der Poet wie-
 der zwey Gleichnisse, welche sehr nachdrück-
 lich sind, und geschickt auf dieses Begegniß
 passen: „Wie ein Schwarm Heuschrecken,
 „ dem wüthenden Feuer zu entfliehen, auf-
 „ flieget, sich an einem Strohme wiederum
 „ niederzulassen, wenn das Feuer denn plöz-
 „ lich um sich frißt, und unermüdet brennet,
 „ sie daselbst sich in das Wasser tauchen. Als
 „ so ward der rauschende Strohm des tiefen
 „ Xanthus mit Pferden und Leuten angefül-
 „ let, welche sich vor dem nachjagenden
 „ Achilles zu retten, bunt über Eck hinein
 „ stürzten. Dieser göttliche Held ließ sei-
 „ nen Speiß daselbst auf dem Ufer an einem
 „ Weide-Stock angelehnet stehen, und sprang
 „ hinein, wie ein Geist, allein mit dem De-
 „ gen in der Hand; der Sinn trug ihn zu
 „ grausamen Thaten; er schlug rechts und
 „ links um sich; diejenigen, welche von seinem
 „ Eisen getroffen worden, erhoben ein häß-
 „ liches Wimmern; das Wasser war roth
 „ von Blut. Wie die kleinen Fische vor dem
 „ ungeheuer grossen Delphin fliehen, und sich
 „ voller Schrecken in den tiefen Klüften eines
 „ sichern Ports verbergen, weil er alle die-
 „ jenigen, so er überkommen kan, verschlü-
 „ fet. Also stürzten sich die Trojaner Hauf-
 „ fenweise in den ungestämen Strohm, wo
 „ seine

„ seine Gruben und Hölen am tiefften waren. „ Wer muß hier nicht den Reichthum des Poeten, und das geschickte Ebenmaß seiner Bilder bewundern ! So lange Achilles noch auf dem Land fochte, und die Trojaner in den Fluß Xanthus jagete, vergleicht Homerus ihn mit dem Feuer, womit die Heuschrecken verscheucht, und genöthiget werden ins Wasser zu stürzen. Aber so bald Achilles auch selbst so wohl als die Trojaner im Wasser ist, so vergleicht er ihn mit einem grossen Delphin. Die ganze Natur steht vor diesem Poeten offen, und wartet ihm auf den Dienst. Die tiefesten Klüfte der Flüsse müssen ihm die bequemsten Bilder leyhen, seine Beschreibungen damit auszuzeieren. Er hat nicht nöthig sich mit einem ungewissen Suchen Mühe zu machen, er darf nicht in den Himmel steigen ein Bild zu suchen, mit demselben einen Gegenstand, der auf Erden ist, herauszustreichen. Wo seine Materie ihn jemahls hinführt, da öffnet die Natur ihre Schätze und trägt ihm von sich selbst die nöthigen Bilder an.

Im zweyten Buche, wo Homerus die griechischen Völcker sich auf einem Platz versammeln, und von ihrem Feld-Obristen be-sichtigen läßt, werden fünf Gleichnisse nach einander gesetzt, v. 455. „ Wie wann das „ verzehrende Feuer auf dem Gipfel eines „ Berges einen unermesslichen Wald ergreift, „ und

„ und die Flamme und der Schein davon die
 „ Felder weit und breit helle macht, also
 „ warffen die eisernen Waffen, als das grosse
 „ Heer sich bewegte, einen Schimmer um
 „ sich, der durch die Luft bis zu den Wol-
 „ ken reichete. Und wie ganze Schaaren
 „ von fliegenden Vögeln, Schnee-Gänsen,
 „ Kranichen oder langhalsigten Schwänen
 „ über den blumenreichen Wiesen des könig-
 „ lichen Asius, und um den Fluß Caystrus
 „ hin und wieder flogen, mit den Flügeln
 „ ein lustiges Geflatsche machen, und sich mit
 „ grossem Geschrey auf die Wiesen herunter
 „ lassen, da sich eine neben der andern setzt,
 „ daß der Boden erschallet; also kamen gan-
 „ ze Schaaren Völker aus den Schiffen
 „ und Zelten hervor, und rückten Strohm-
 „ weise auf das Feld an dem Scamander.
 „ Der Boden erklang erschrecklich unter den
 „ Tritten der Soldaten und Pferde. Auf
 „ der blumenreichen scamandrischen Heide
 „ stellten sie sich in einer unendlichen Anzahl,
 „ so viel Blätter und Blumen daselbst im
 „ Lengen hervor brechen. Und wie grosse
 „ Haufen Mücken zur Frühlings-Zeit herum-
 „ schwärmen, und sich in einem Meyerhose
 „ versammeln, wann die Gefässe mit Milch
 „ überfliessen. So viele Griechen stuhnden
 „ auf dem Felde gegen die Trojaner, und
 „ dürsteten nach Blut. Und wie die Hirten
 „ ihre grossen Heerden weissen, die sich auf
 „ einem

„ einem Anger zusammen gethan haben, mit
 „ geringer Mühe sondern, also sonderten die
 „ Hauptleute diese Völker auf allen Sei-
 „ ten, und stellten sie in eine geschickte
 „ Schlacht-Ordnung.“ Als Homerus im
 Geist das zahlreiche griechische Heer auf der
 Wahlstatt halten sah, fand er vornehmlich
 fünf Stücke, die Anmerkungs-würdig wa-
 ren: Den Schimmer der Waffen; den An-
 zug und die Bewegungen so vieler tausend
 Menschen, die sich zum Streit rüsten; die
 Anzahl derselben; ihr eiferiges Verlangen
 nach einer Haupt-Schlacht; endlich die gu-
 te Krieges-Zucht und den Gehorsam dieser
 Truppen, welche sich ohne Verwirrung in
 eine Schlacht-Ordnung stellen, und sich zu
 ihren Obristen verfügen, wie die Heerden zu
 ihren Führern stehen. Alle diese Stücke
 wollte er dem Leser deutlich und absonderlich
 vor Augen legen; alleine weil es quantitates
 relativæ sind, Sachen, die sich gegen andere
 in einem gewissen Verhältniß befinden, wel-
 che sich vor sich nicht deutlich bestimmen und
 erklären lassen, so hilft er sich selbst überaus
 wohl, indem er ein jedes Stück absonderlich
 mit einem geschickten sichtbarn Bilde vorstel-
 lig macht; dadurch giebt er dem Leser Zeit,
 sich mit den Gedanken dabei aufzuhalten;
 und da er allemahl die Aehnlichkeit selbst an-
 zeigt, welche zwischen dem Bild und der
 Sache herrscht, drücken sich durch diese
 Arbeit

Arbeit des Kopfes und Wiederholung der Gedanken seine verschiedenen Anmerkungen desto tiefer in das Gemüth der Lesenden ein. Diesemnach sind alle diese Gleichnisse in der Beschreibung so vieler absonderlicher merckwürdiger Stücke, welche er bey der griechischen Armee angetroffen hat, lediglich nothwendig, und können nicht wegbleiben, wann man die Sache nicht mit undeutlichen und unbestimmten Ausdrücken leicht und obenhin erzehlen will. Gleichwie nun die milde Quelle, woraus diese Bilder geflossen sind, verwundersam ist, also verdienet die Weisheit, womit der Poet sie behandelt hat, unsere Verwunderung in gleich hohem Grade. Die Zeit, welche darauf geht, bis eine grosse Schlacht-Ordnung formirt ist, vergönnete ihm schon sich auf die Gleichnisse zu besinnen, welche ihm am besten dienen würden. Durch diesen Kunst-Griff führt er den Leser auf die Sache selbst, und macht sich die Zeit, die ein anderer Poet hätte verfliegen lassen, trefflich wohl zu Nutze.

In eben demselben Buche stellet der Poet zwey Bilder zusammen, die Bewegungen eines entrüsteten Volks eigentlich zu schildern; v. 147. „Das versammelte
 „ Volk empörete sich, wie die ungeheuren
 „ Wellen im Icarischen Meere sich auf-
 „ bäumen, wann sie von dem Ost-Winde
 „ und

„ und von dem Süd-Winde, die von den
 „ Wolken des Vaters Jupiter herunter
 „ steigen, mit Ungestüm aufgetrieben wer-
 „ den, und wie zu geschehen pflegt, wann
 „ Zephyrus mit heftigem und ungestümem
 „ Blasen ein dichtes Aehren-Feld beweget,
 „ und die Halmen auf eine Seite zu wal-
 „ len nöthigt; Also kam die Versammlung
 „ in Bewegung. „ Man muß sich nicht
 einbilden, daß Homerus diese Bilder, von
 welchen eines vom Meere, und das andere
 vom Land hergenommen ist, bloß in der
 Absicht angebracht habe, damit er mit sei-
 nem Reichthum auf eine eitele Weise pran-
 gete, oder damit er diesen Aufruhr desto
 nachdrücklicher abbildete; er sah weiter,
 und wollte zwey besondere Umstände und
 Eigenschaften von dieser Empörung bezeich-
 nen. Das erste Gleichniß sollte ihm die-
 nen das Geräusche und Getümmel, womit
 diese erzörnten Truppen hin und her lauf-
 fen, vorstellig zu machen. Das andere,
 welches nicht so fürchterlich ist, sollte zeigen,
 wie diese unzählbare Menge in einen glei-
 chen Weg einschlägt, und sich nach einer
 und eben derselben Seite neiget, wie die
 Aehren, die von dem Winde angefallen
 werden, sich nach einerley Weise bewegen.
 Dergestalt lassen sich hier der Reichthum
 und die Weisheit des Poeten abermahl
 glücklich vereinigt sehen.

Im

Im vierzehenden Buche finden sich drey hyperbolische Gleichnisse auf einer Stelle; v. 393. „Das Meer trat über sein Ufer heraus und überschwemmte die Felten und Schiffe; beyde Heere liefen mit unglaublichem Geschrey auf einander an; weder die Wellen des Meers, die durch den grimmigen Nord-Wind aus ihrem Rette nach dem Ufer zu geschlagen werden, brüllen so laut, noch der Brand, der sich in dem Thal-Gelände eines Gebürges erheben hat, macht ein so starkes Geräusch, wenn er einen Wald abzubrennen beginnt; noch der Wind thönet so laut in den sackigten Wipfeln der Eichbäume, wenn er voller Grimm aus aller Macht pfeiffet.“ Alle diese Hyperbolen wollen sagen, das Geschrey und der Tumult sey unglaublich, welcher entstanden sey, als diese beyden Heere in ein Handgemenge gerathen; und sie werden niemanden zu fremde vorkommen, der bey sich ermist, was für eine ungezähligte Menge Menschen in beyden Armeen vorhanden war, und anbey nicht vergist, daß Neptunus selbst an der Spitze des griechischen Heeres gestanden, von welchem gesagt wird, er habe so laut geschrien, als wenn neun oder zehn tausend Kriegsmänner in dem Strauß des Gefechtes die Stimme zugleich erhoben hätten. Da nun alhier zwey grosse Armeen zusammen kommen, und noch am Haupt der einen

einen Neptunus steht, der allein die Stimme so laut erheben kan, als eine ganze Armee, so; war nichts mehr in der Natur zu finden, welches ein Maß dieses Geschreys abgeben, und die Grösse desselben hätte erreichen können; zumahl der Poet alle diese Bilder schon an andern Orten gebraucht, das Maß von dem Geschrey einer menschlichen Armee, welche keinen Gott an der Seiten hat, dadurch anzuzeigen, und darum trägt er sie gleichsam auf einen Hauffen zusammen, gestehend, daß sie bey weitem nicht zulänglich seyn, einen wohlgemessenen Begriff von der Grösse des Geschreys, das damahls schallete, zu erwecken. Das erste Gleichniß ist von dem Getöse hergenommen, mit welchem sich die Wellen an dem Gestade brechen, dieses hat er ausgelesen, weil er bloß zuvor von dem Gott des Meeres, in dessen Dienst dasselbe über das Gestade ausgetreten war, geredet hatte. Sonst könnte man zwischen diesen dreyn Bildern einen Unterscheid darinne antreffen, daß das erste nur auf die Grösse des Geschreys siehet, das andere auch die Gefahr und den Schrecken, womit das Geschrey begleitet ist, andeutet, und das dritte zugleich die feste Standhaftigkeit beyder Armeen vorstellig machet. Man fasse demnach Homer nicht in Verdacht, daß er hier seinen reichen Witz ohne Nutzen verschwendet habe. Diese Schuld hängt ihm

so wenig an, daß er durch seine Bestrebung in dieser Stelle nicht sein eigenes Unvermögen, sondern vielmehr die Armuth der Natur, welche ihm kein bequemes Bild an die Hand geben können, erkennen läßt.

Aus diesen Homerischen Exempeln können gescheute Leute schon klug werden, daß man in einer jeden Stelle nach der absonderlichen Natur, Beschaffenheit und Umständen derselben entscheiden müsse, in welcher Anzahl und mit welchem Masse die Gleichnisse und ähnliche Bilder mögen angebracht werden; dergestalt, daß an gewissen Orten ohne Abbruch der Harmonie und der Vollkommenheit zwey und mehr Gleichnisse nach einander gesetzt, oder zwey Bilder und mehrere können und sollen zusammen gestellt werden, welches insonderheit in dem Fall angeht, wann sie dienen zwey oder mehrere verschiedene Stücke in einer Sache zu erklären.

Ehe ich auf den andern Artikel komme, welchen ich in diesem Abschnitt abzuhandeln verheissen habe, muß ich vorher einem scharfsinnigen Französischen Kunst-Richter, der von Homers ausführlichen Gleichnissen ein ungünstiges Urtheil fällt, antworten; weil dessen erlangtes Ansehen sonst meinen Sätzen nachtheilig fallen könnte. Ich meyne den Herrn von Saint-Evremond, welcher diese Gleichnisse so viel als der Unwahr-
schein

„ Scheinlichkeit beschuldiget. Er sagt: „Oste
 „ rücken uns die Gleichnisse diejenigen Sa-
 „ chen, die uns am meisten gefallen, aus
 „ den Augen, indem sie uns das eitele
 „ Bild einer andern Sache vor das Ge-
 „ sicht bringen, dadurch wird der Geist
 „ zur Unzeit verstreut. Ich will mit allem
 „ Fleiße zwei Heere betrachten, welche auf
 „ einander losbrechen wollen, und ich neh-
 „ me den Sinn eines Kriegsmanns an mich,
 „ das Betragen, die Stellung, die Ordo-
 „ nung und Verfassung der Truppen recht
 „ in acht zu nehmen. Alleine man versetzt
 „ mich einstmals an das Gestade des Meers,
 „ das von den Winden aufgeworffen wird,
 „ und ich muß erwarten, daß man mich
 „ eher einen Schiffbruch als zertrannte
 „ Squadronen werde sehen lassen. Diese
 „ weit-reichenden Gedanken, welche das
 „ Meer in meinem Gemüthe erwecket, til-
 „ gen die andern aus. Man stellet mir
 „ einen brennenden Berg und einen einge-
 „ äscherten Wald vor. Wie hoch gehet
 „ nicht der Begriff von einem Brande?
 „ Wäre ich nicht völlig Meister von mei-
 „ nem Geist, so würde man mich unvers-
 „ merkt auf die Vorstellung von dem En-
 „ de der Welt führen. Von diesem so
 „ gräßlichen Brande läßt man mich zu ei-
 „ nem erschrecklichen Schimmer von Wol-
 „ ken, die in einem Thal-Gelände ver-
 „ schlossen

nicht fürchten dürfen, daß er eure Phantasie bis zu der Vorstellung des letzten Brandes der Welt werde ausschweifen lassen; sondern wann er euch einen lebhaften Begriff von dem Brand eines großen Waldes auf dem Gipfel eines Berges beygebracht hat, so heißt er euch die Augen ferner auf den hellen Glanz wenden, welchen dieses entsetzliche Feuer durch den Widerschein bis auf weit-entlegene Felder wirft, die es ganz helle macht; und da läßt er euch in dem ähnlichen Bilde den unbeschreiblichen Schimmer der polirten Waffen und Rüstungen der ganzen griechischen Armee sehen; der Glanz davon leuchtet euch gleichsam in die Augen. Da ihr noch vor kurzem auf der Höhe eines Berges dem gräßlichen Schaugerichte einer verzehrenden Flamme, die sich durch einen ganzen Wald ausbreitet, zugeesehen hattet, so befindet ihr euch jezo schon wieder bey der Armee. Indem ihr euch da an der Schönheit und dem Glanz dieser Waffen und Harnische belustiget, weiß der Poet euch ferner durch sein künstlich ausgelesenes Bildniß die Gedanken von ihrem verderblichen und erschrecklichen Gebrauche bezubringen, wann er euch in der Einsäherung eines Walds die Verheerung des Kriegs vorstellt, welche aber noch etwas entfernt war, gleichwie er auch von dem Spectakel,

das

daß er euch im Bilde vormahle, jezo nur noch den Wiederschein von ferne sehen läßt.

Nunmehr lasse ich einen jeden urtheilen, ob die spikige Critick des Hrn. von St. Eremont einigen Grund habe oder nicht. Nach meinem Begriff bleibt sie alleine in dem Fall gültig, wenn man sie von übel gewählten und liederlich ausgeführten Gleichnissen versteht, worinnen der Wohlstand und das deutliche Ebenmaß nicht in acht genommen worden. Denn wenn eine Rede mit dergleichen voll gestopft ist, wird unleugbar der Vortrag dunkel werden, und die Aufmerksamkeit wird sich zerstreuen. Der Geist wird sich unter so viel fremdem und auswärtigem Zeuge verlihren, und der Haupt-Materie, welche ihn allein einnehmen sollte, vergessen. Und eben dieses ist einer von den vornehmsten Fehlern des Hrn. von Lohenstein, und es ist gewiß, daß in seinen Schriften im Punct der Gleichnisse, überhaupt zu reden, nicht so sehr der Ueberfluß, als der ungereimte Gebrauch derselben, Verdruß und Eckel verursacht. Ich will dieses, den Unglaubigen zu Gefallen, mit einigen Exempeln aus dessen Rede bey Hrn. Christian von Hoffmannswaldau leicht begängniß ausfündig machen. Daselbst heißt es: „Alleine wir werden gezwungen unserm edlen Todten mit Wahrheit den von Griechenland dem Timotheus

„ gegebenen Preis zuweignen ; daß er durch
 „ seine Tugenden seines Vaters Conon
 „ Ehren-Ruhm, wie die Morgen-Röthe
 „ die Sternen verdüstert habe. Diese Ver-
 „ disterung aber löscht den Ruhm der Vor-
 „ eltern nicht aus. Ein Sohn, der es sei-
 „ nen Ahnen zuvor thut, giebet seinem Ge-
 „ schlechte mehr Licht, als der künstlichste
 „ Schatten einem Gemählde Zierrath. Hin-
 „ gegen schüttet ein seinem Vater unähn-
 „ licher Sohn den Schimmel der Verges-
 „ senheit, und den Staub der Schande
 „ auf die glänzenden Ehren-Bilder seiner
 „ tapfern Voreltern: Sich aber macht er
 „ zu etwas weniger, als die After-Geburt
 „ der doch so grossen Cameele ist. Denn
 „ der Adel ist eine Nulle ; wenn die
 „ Zier der Tugend dabey steht, gilt sie
 „ viel, wenn sie alleine steht, nichts.
 „ Ist das erste von diesen Gleichnissen dun-
 „ kel, so ist nicht das Gleichniß selbst, son-
 „ dern die verworrene Zusammensetzung Schuld
 „ daran ; nachdem ein anderes Gleichniß mit
 „ demselben unterflochten ist. Das eine be-
 „ ruhet zwischen zwei Personen, und das
 „ andere zwischen Personen und einer Sa-
 „ che. Diese vier verschiedene Verhältnisse
 „ gegen einander werden so conterbunt in ein-
 „ ander gewunden, daß man sie ohne grosse
 „ Bemühung des Geistes nicht in die gehörige
 „ Ordnung bringen kan. Der Redner stellt
 „ auch erstlich vor, daß der Hr. von Hoffmanns-
 „ waldau

waldau in einer relativen Absicht einige Aehnlichkeit mit dem griechischen Helden Timotheus habe. Hernach sagt er euch, welches diese Beziehungs-Absicht auf Timothei Seiten sey, nemlich, daß er den Ruhm seines Vaters verdunkelt habe; von welchem er euch bekläufig lehrt, daß er mit Namen Conon geheissen; und er läßt euch gedenken, daß eben dieses Verhältniß auch dem Verstorbenen in Ansehung des Ruhms seines Vaters zukommen können; aber eh er euch diese relative Absicht völlig erklärt hat, und eh ihr noch sehen könnet, welches der Preis gewesen, den Timotheus bey den Griechen verdienet hat, und welcher auch dem Hrn. von Hoffmannswaldau gebühret, führt er euch schon wieder auf ein neues Gleichniß ab, wenn er euch diese beyden unter dem Sinnbild der Morgenröthe, und ihre beyden Väter als Sternen vorstellt. Man darf nur die Sätze der Rede in ihre natürliche Ordnung bringen, so wird die Dunkelheit gleich verschwinden. Man schreibe zum Ex. also: „Allein wir müssen der Wahrheit zu Steuer unserm edlen Todten den Preis zueignen, welchen Griechenland seinem Timotheus gegeben hat, daß er ebenfalls durch seine großen Verdienste seines Vaters Ehren-Ruhm verdunkelt habe, jedoch auf gewisse Weise; so wie nemlich die anbrechende Morgenröthe den funkelnden Glanz der Sternen dem

K 5

„Gesicht

„ Gesicht entrückt, ohne denselben auszulö-
 „ schen, also löschen diese Verdüsterungen
 „ den Ruhm der Voreltern nicht aus.. An-
 „ seht ist alles ganz fließend, und das Gleich-
 „ niß ist schon geschickt genug die Rede zu ver-
 „ binden und zugleich dem Vergerniß vorzu-
 „ bauen, welches aus der ungewissen Bedeu-
 „ tung des Worts verdüstern hätte entstehen
 „ können. Dann hier wird ausdrücklich gemel-
 „ det, daß diese Verdüsterung nur optice, dem
 „ Schein nach, zu verstehen sey. Ich weiß
 „ also nicht, was die Worte sagen wollen, mit
 „ welchen ein neuer Criticus Deutschlands,
 „ der einen grossen Theil dieser Lob- und Reich-
 „ Rede untersucht hat, dieses Gleichniß ver-
 „ werffen will, wann er sagt: „Dieses Gleich-
 „ niß scheint uns auf Stelken einher zu gehen,
 „ indem es auf den Schultern zweyer grie-
 „ chischen Helden steht..“ Ich kan nicht be-
 „ greiffen, welches die figürlichen Schultern
 „ dieser beyden griechischen Helden seyn, wel-
 „ che Schultern in dem Gleichnisse anstatt der
 „ Stelken dienen. Davus sum non Oedipus.
 „ Diese Sprache giebt Lohensteins seiner nichts
 „ nach. Dennoch wiederholt der Criticus die-
 „ sen Ausdruck an andern Orten mehr, als ob
 „ er sehr wohl gerathen wäre. Sonst dürfte
 „ uns diese Critische Stelle auf die Gedanken
 „ verleiten, daß der Verfasser damit diejenigen
 „ Gleichnisse habe herunter machen wollen, in
 „ welchen die Thaten einer Person mit den phy-
 „ sicali-

realischen Würdungen einer Sache zusammengehalten werden; wie hier geschieht, wann es heißt: Timotheus hat den Ruhm seines Vaters Conon verdüstert, wie die Morgenröthe den Glanz der Sternen verdüstert. Allein ich kan nicht glauben daß dieses seine Meinung gewesen, er ist in der critischen Wissenschaft besser erfahren, als daß er sich in so weit verstoßen könne. Nichts anders als das seltene Gleichniß hat ihn verführt. Dasselbige noch weiter zu rechtfertigen, will ich eine Stelle aus des Hrn. von Besser königlichen Krone Friederichs des dritten anführen, welche sich auf eben die Optische Anmerkung gründet, daß ein kleines Licht durch ein größeres verdüstert werde.

Ist Friedrich Wilhelms Werck die Souverainität?
So ist von deiner Macht die Majestät entsprungen.

Dort war des Hauses Glanz wie in der Morgenröth;
Nun ist die Sonne selbst durch dich hervorgedrungen:
Nun steht die Herrlichkeit am hellen lichten Morgen,
Die dort im Schatten noch der Hoffnung lag verborgen.

Es sind dreyhundert Jahr, daß dein erlauchtes Haus
Von einem Friederich den Ehr-Hut hat empfangen.

Allein du löschest jetzt den alten Friedrich aus;
Nun ist ein neuer Lauff des Hauses angegangen:
Was jener auch gethan, wie hoch er auch gefessen;
Wird bey der Krone doch der Ehr-Hut leicht vergessen.

Das andere Gleichniß, womit Lohenstein
in der ausgesetzten Stelle den Satz, daß diese
Verdüstierungen den Ruhm der Voreltern
nicht

nicht auslöschen; erklären will, ist wiederum sehr unglücklich und dunkel ausgeführt, ob es gleich an sich selbst nicht unbequem ist, die Begriffe in ein helles Licht zu setzen. Eine Verbesserung der Stelle selbst wird mir eine verdrüssliche Untersuchung ersparen, und dennoch zugänglich seyn, die Sache auszuheitern. „Also leschen diese Verdüsterungen
 „ den Ruhm der Voreltern nicht aus, son-
 „ dern sie dienen vielmehr die Verdienste ei-
 „ nes Hauses zu erhöhen, gleichwie der künst-
 „ liche Schatten in einem Gemählde das Licht
 „ angenehm erhebet; angesehen man die vor-
 „ trefflichen Verrichtungen der Nachfinder
 „ nicht betrachten kan, ohne zugleich an die
 „ Verdienste ihrer Ahnen zu gedenken.“
 Der Herr von Besser hat in dem erwähnten Gedichte eben diesen Satz vor Augen gehabt, und ihn mit grosser Geschicklichkeit in einer schönen Anrede an das Haus Brandenburg ausgeführt:

Ihr Helden Brandenburgs, wofern ihr aus der Gruft,
 Da ihr verschlossen seyd, auf uns zurücker schauet;

Hürnt nicht, daß euer Sohn, dem selbst der Himmel ruft,
 Sein Haus viel höher führt, als ihr vorhin gebauet:
 Es ist doch, was er thut, wie hoch er sich mag setzen,
 Auch für das Ewige und euern Ruhm zu schätzen.

Die Tugend und das Blut, so Ihr auf ihn gebracht,
 Verbleibt ein Eigenthum, das Euch noch stets geböret.

Ihr habt auch insgesamt mit Theil an seiner Macht;
 Weil jeder seiner Seits sie nach und nach gemehret;
 So werdet Ihr dann auch durch seinen Glanz belebnet,
 Und da Er jetzt sich krönt, auch alle mit gekrönt.

Aber

Aber was dann ferner den Schimmel der Vergessenheit und den Staub der Schande anbelangt, welchen ein seinem Vater unähnlicher Sohn auf die glänzenden Ehren-Bilder seiner tapfern Voreltern schüttet, so ist dieses eine ganz unnatürliche, verblüimte Schreibart, nach Lohensteins Geschmack. Der Eckel, den wir davor empfinden, entsteht nicht von dem Überflusse der Vergleichen, sondern von ihrer ungeheuren Mißgestalt. Er hätte ohne Ungereimtheit sagen können: Hergegen bauet ein übel-gerathener Sohn denen Ehren-Bildern, welche die dankbare Vorwelt seinen Ahnen setzen lassen, seine eigene Schmach-Säulen an die Seite und vor das Gesicht, er verdunkelt den Ruhm seines Geschlechtes, wie ein aufsteigender schwarzer Nebel den Glanz der Sonnen. Denn es ist unleugbar und wird durch die Erfahrung bestätigt, (trotzdem es der vorerwähnte Criticus nicht erkennen will,) daß der Glanz und Ruhm manchen Hauses verblichen und oft untergangen sey, nur weil die Nachkommen aus der Art geschlagen, und dem Geschlechte einen solchen Schand-Flecken angehängt haben, daß man darüber der vorigen Verdienste vergessen hat. Und wir haben diese Wahrheit, daß ungeschlachte Söhne im Stande seyen, ihrem Hause einen Schand-Fleck anzukleben, und das Angedenken an die lobenswürdigen Verrichtungen ihrer Väter auszulöschen,
nicht

nicht erst Lohenstein zu danken, wie dieser Criticus zum Spott meldet; Valerius Maximus hat in seinem Buche von berühmter Männer merckwürdigen Reden und Thaten eben dieses schon gelehret, und mit Exempeln bestätigt. Im dritten Buche und vierten Capitel: Quo saepe evenit ut & humili loco nati ad summam dignitatem consurgant; & generosissimarum imaginum foetus in aliquod devoluti dedecus acceptam à majoribus lucem in tenebras convertant. Und Boileau bedienet sich eines gar lebhaften Ausdrucks, wenn er diese Wahrheit lehren will.

Mais fussiez-vous issu d'Hercule en droite ligne;
Si vous ne faites voir qu'une bassesse indigne;
Ce long amas d'Ayeux, que vous dissamez tous,
Sont autant des témoins, qui parlent contre vous.
Et tout ce grand éclat de leur gloire ternie,
Ne sert plus que de jour à vostre ignominie.

Nach Canizzen Uebersetzung:

Hingegen hast du gleich Beweis genug in Händen
Daß du von Glied zu Glied stammst aus Alcides Lenden;
Schlägst aber aus der Art, so legt der Eltern Grab
Am ersten wider dich ein schlimmes Zeugniß ab;
Und ihrer Würde Glanz, den du beginnst zu schwächen,
Beleuchtet desto mehr dein schändliches Verbrechen.

Was endlich das Gleichniß von der Asters
Geburt der Cameele angehet, so ist solches
nicht allein einem dunkeln Räthsel gleich, son-
dern

dem auch sehr ungeschickt, entfernt und lächerlich; und die Ziefer der Tugend samt der Tulle des Adels sind niedrige und schülerische Spiele, welche durch den mildernden Zusatz des Wortgens gleichsam, wie man vermeinen wollen, nicht gebessert würden.

Wir wollen den Eckel, den uns diese Untersuchung verursacht hat, überwinden, und uns in die Gefahr begeben, noch einmahl von Lohenstein verdrießlich gemacht zu werden. In derselben Lob-Rede treffen wir auch folgende seltsame Stelle an. „Ihn in Breslau unbeweglich zu machen, fanden sie kein sicherer Band, als die Verknüpfung mit Frau Marien Webersohn, welche wie sie mit ihrem Ehe-Herrn bey der so vieljährigen Ehe zwey gegen einander gesetzte Spiegel abgegeben, derer jeder in dem andern mehr, als in ihm selbst ist; also nunmehr als höchste bestärkte Wittib, nach Eigenschaft der Turtel-Tauben, nicht weniger ihr übriges Leben, als ihres Ehgatten Tod beweinet; wohl wissende, treumeinender Vermählten Stern und Unstern eben so wohl, als zweyer beyammenstehender Palm-Bäume Wachsthum von eines jeglichen Stande oder Falle herrühre.“ Lohenstein hat daran nicht genug, daß er ähnliche Dinge mit einander vergleiche, er treibet die Vergleichung bis auf eine Metamorphosis und Verwandlung der Gestalt; die zwey Ehe-

Ehe-Leute müssen zween Spiegel abgeben; die betrühte Wittib muß die Eigenschaft der Turtel-Taube besitzen, und sie muß wissen, woher das Wachsthum zweyer bey einander stehenden Palm-Bäume rühret. Das erste Gleichniß-Bild zu Anfang stellt ein Optisches Phänomenon vor, aber dasselbe wird sehr undeutlich ausgedrückt, wenn es heißt, daß von zwey gegen einander gesetzten Spiegeln jeder in dem andern mehr als in ihm selbst ist. Denn ein Spiegel ist im andern nur dem Scheine nach durch einen Optischen Betrug, inmassen ein jeder an sich selbst etwas würckliches ist. Nun reimet sich dieses gar nicht mit dem Eaze, den Lohenstein dadurch vorbilden wollen, nemlich daß jedes von diesen verehligten Beyden das andre höher geschähet, als sich, und sich selbst alleine dem andern zum Vergnügen und Gefallen geliebet habe. Und der Grund, womit er Rechenschaft geben will, warum die Wittib nicht alleine den Tod ihres Ehegatten, sondern auch ihr übriges Leben beweine, ist wahrhaftig lächerlich. Dieses geschieht eines Theils, weil sie die Eigenschaft der Turtel-Taube an sich hat, andern Theils, weil sie zwey Dinge weiß, das erste, daß treu-meinender Vermählten Wohl und Weh von eines jeglichen Glück oder Fall abhänget, das andere, daß gleichfalls das Wachsthum zweyer beysammen stehender Palm-Bäume

Bäume von eines jeglichen einzelnen Stande oder Falle herrühret. Wenn der Lobredner sich diese seltene Wissenschaft, die nach seiner Meinung so traurige Bitterben machen kan, für sich selbst behalten, und als einen eigenen Gedanken in seinem Namen eingefflicket hätte, so wäre dieses entfernte und gelehrte Bild noch unrichtig genug gewesen, die Gemeinschaft des Mitleidens unter Verehrlichten vorzubilden, welche Gemeinschaft und Vereinigung erger ist, als gro:ner beysammen stehender Paim-Bäume, so enge als die Glieder an einem Leibe.

Etwas weiterhin, wo er des Verstorbenen Anmuth und Freundlichkeit loben will, sagter: „Etliche Menschen bringen das Mahl der Verdrüßlichkeit mit auf die Welt, wie „Eieger Flecken, Wermuth die Bitterkeit, „und Schleen ihre Säure. Sie vermählen sich mit eitel Galle; daß sie auch mit ihrem Lieblosen beschwerlich sind.“ Er will sagen, die Verdrüßlichkeit sey vielen Leuten eben so wohl angebohren, als die Flecken dem Eieger. Aber da diese Flecken dem Gesicht nicht niedrig sind, so steckt folglich die Aehnlichkeit lediglich in dem angebohren seyn. Im übrigen sind sogestaltte Vergleichen, wo man etliche Gattungen Dinge erzehlet, welche unter einem allgemeinen Geschlechte begriffen stehen, gar nicht scharffsinnig, selbst

ein tummer Kopf wird dergleichen ohne Mühe hervorbringen können.

Meinen Satz, daß diese Lohensteinischen Stellen nicht so sehr wegen der Menge Gleichnisse als der Unrichtigkeit derselben, Verdruss und Eckel bringen, gegen allen Zweifel zu befestigen, will ich diesen Vortrag mit einer Stelle aus Opiken Hercynia beschliessen, welche aus lauter Gleichnissen zusammen gesetzt ist, jedoch nichtsdestoweniger zierlich und deutlich ist: „Wie die Blumen, so an sich
 „ selber schön sind, dennoch anmuthiger zu
 „ seyn scheinen, wann sie unter einem klaren
 „ Wasser herfür leuchten: also ist die Blüthe
 „ des Gemüthes, wann sie mit einem schö-
 „ nen Leibe umhüllet ist. So soll nun die
 „ Schönheit des Leibes nichts anders seyn
 „ als ein Fürsehter der Blüthe der Tugend,
 „ und als ein Herold einer größern Schön-
 „ heit wedet sie nicht ist; als wie der Glanz
 „ welcher sich diesen Morgen von hiesigem Ge-
 „ filde blicken ließ, ein Vorbote der güldenen
 „ Sonnen war. Wie ferner Pythagoras
 „ die Sonne für einen Gott, Anaxagoras
 „ für einen Stein ansah; also wird die
 „ Schönheit anders von den Begierden, an-
 „ ders von der Vernunft angeschauet, wel-
 „ che auch von dieser innerlichen Schönheit
 „ allgemach zu derjenigen steigen lernet, die
 „ dem, was allenthalben ist, seine Schön-
 „ heit verliehen hat. Alsdann wiederfähret
 „ uns

„ und wie etwan Menschen, welche ihre ganze
 „ Lebenszeit in einer finstern Hölen zugebracht,
 „ und anstatt des Lichtes nur einen Schatten
 „ der Körper und Dinge die bey uns auf Er-
 „ den sind erkieset, dieselben auch für die rech-
 „ ten und wahrhaftigen gehalten haben.
 „ Dann wie es vermuthlich ist, wann sie aus
 „ dem Dunceln an das klare Licht kommen
 „ sollten, daß sie nicht allein alles was sie zu-
 „ vor gesehen, sondern auch sich selbst als be-
 „ trogene Leute verachten würden; also auch
 „ unsere Gemüther, wann sie der vergängli-
 „ chen Schönheit entronnen, und durch die
 „ Schönheit der Tugend einen Weg zu der
 „ Göttlichen gefunden haben, so fangen sie
 „ ihren eiteln Wahn und vorige Thorheit von
 „ Herzen an zu verdammen. Wie nun ein
 „ Mensch in einem Bilde die Kunst, und nicht
 „ das Bild, in einer Pflanze die Frucht,
 „ und nicht die Pflanze, liebet: also müssen
 „ wir in einem schönen Frauenzimmer nicht
 „ die Gestalt, sondern, wo sie vorhanden ist,
 „ die Schönheit des Gemüthes, und in dem
 „ Gemüthe die Schönheit dessen, von dem
 „ sie hergerühret, erheben und hochhalten.
 „ Und hergegen, wie wir den Ursprung aller
 „ Schönheit über alles zu ehren schuldig sind,
 „ also sollen wir seinedhalben auch die Schön-
 „ heit des Gemüthes, und dieser wegen die
 „ Schönheit des Leibes lieben, weil sie sich
 „ nicht weniger zuweilen darinne blicken läßt,

„ als die edelsten Flüsse , die , wann sie sich in
 „ das Meer ausgießen , den vorigen süßen
 „ Geschmack und lautere Farbe in dem ge-
 „ salzenen Wasser dennoch nicht bald ver-
 „ lieren. „



Der neunte Abschnitt.

Von der Neuheit der Gleichniß-Bilder.

Homers Vortrefflichkeit , als eines Urfeyers und Erfinders. Ferner in Absicht auf die Beschaffenheit seiner elenden und unwissenden Zeiten. Insbesondere wegen seiner Wissenschaft von dem Bau des menschlichen Körpers , und der Geographie. Weher er seine weitläufige Erkänntniß genommen habe. Glückseligkeit unsrer Zeiten in Ansehen der Künste und Wissenschaften. Armuth an Erfindungen , die sich dessen ungeachtet in den Schriften unsrer Poeten verspielen läßt. Dpißen Vergleichung der Munterkeit eines Helden mit der Hurtigkeit eines jungen Pferdes. Posiel braucht dasselbe Gleichniß von Wittelind. Drißmal desselben in Homer. Königs Vergleichung Friedrich Augusts mit einem Löwen , von Dpißen entlehnt. Dpißen drey-mahliger Gebrauch desselben in einer gleichen Absicht. Vergleichung des erstern mit diesen drey letztern Gleichnissen. Dpißen Auroendung desselben Gleichniß-Bildes in andern Absichten. Vorzug der Erfindung vor der Nachahmung. Werth der Nachahmung. Wie sie von dem gelehrten Diebstah! unterschieden sey.

Wann

Wenn ich nach ungefehr dreißig Szeulis von dem Werth der Ilias und der Odyssea nach dem schwachen Licht, welches von denselben Zeiten noch übrig geblieben ist, urtheilen darf, so muß ich sagen, daß ich diese beyden Gedichte nur in dem einzigen Punct der Gleichnisse in zweyen Absichten vor unvergleichlich halte. Ich betrachte erstlich den Homer als einen Original-Geist, der diese Werke, welche zwar der erste Versuch in dieser Gattung Schriften und doch zugleich das * Muster aller andern gewesen, die seit der Zeit geschrieben worden sind, so wohl als sie es auch der künftigen seyn werden, ohne einen Vorgänger aus seinem eigenen Kopfe hervorgebracht hat; und ich schreibe ihm in dieser Absicht die Erfindung aller dieser Gleichnisse als dem ersten Urheber vor eigen zu; daher leite ich nun einen Schluß auf den Reichthum seiner unbeschränkten Wissenschaft, und seines vortrefflichen Wises, zwey Stücke, in welchen beyden ich unter allen seinen Nachfolgern seines gleichen ** nicht finden kan. Es kan seyn, daß Homer uns nur in seiner Entfernung von uns so groß scheint; diese verbirget uns vielleicht seine Vorgänger, welche ihm zum Muster mögen gedienet haben: Gleichwohl bleibt für Homer der Ruhm noch groß genug, daß er durch diese geschickte Nach-

ahmung

S 3

* Horatius A. P. v. 73.

** Quintilian, Lib. X. c. 1.

ahmung derselben ein solches Original verfertigt, welches das ganze geschickte und weise Alterthum bewundert, Aristoteles der Nachwelt zum Muster eines vollkommenen Epischen Gedichtes anbefohlen, nicht anders als ob die Kunst vor den Regeln gewesen wäre, Virgil so hochgeschätzt hat, daß er sich selbst am größten zu seyn düncket, wo er es glücklich nachgeahmet hat; zumahl Homerus die Namen und das Gedächtniß seiner Vorgänger, so ferne er Vorgänger gehabt hat, durch den Glanz seiner Schriften nicht nur verdunkelt, sondern ganz ausgelöschet hat; wie bey Aufkunft der Sonnen die Sterne verschwinden. Doch ich gedencke hiermit nur die Möglichkeit solcher Dichter, welche Homer den Weg möchten gebahnt haben, einzuräumen; denn es ist nicht wahrscheinlich, daß diese Vorgänger eine andere Wirklichkeit gehabt haben als solche, welche der unbesonnene Neid ihnen gerne mittheilen wollen, und folglich ist es eben so möglich, daß Homer diesen Reichthum, welcher den Neid so aufrührisch macht, ohne von Fremden was zu entleihen, aus seinem Eigenthum hervorgelangen habe. Dieser ist zumahl desto glaublicher, da die Erfahrung aller Zeiten zeigt, daß die Natur aus einer weisen Sorge für die Aufnahm und Verbesserung der Künste und Wissenschaften von Zeit zu Zeit einige vornehme auserlesene Gemüther

gezeugt

gezeuget, und mit mehr als menschlichen Kräften des Geistes ausgerüstet hat, welche sich mit weniger Mühe einen neuen Weg gebahnet, und was sie zuerst unterfangen, auch zugleich zu seiner gehörigen Vollkommenheit gebracht haben. Wir Deutsche dürfen nur an den Erneurer unsrer Dichtkunst, den grossen Opiz, gedenken, der das wahre und innere Wesen der Poesie und Beredtsamkeit ohne Vorgänger und Lehrmeister unter vielen Widerwärtigkeiten zu einer solchen Vollkommenheit gebracht hat, daß es noch heut zu Tag ein grosses Lob ist, wenn man unter dieser starken Anzahl Dichter von einem sagen kan, daß er ein würdiger Lehrjünger Opizens sey, und desselben Verdienste erkannt habe. Ueberdiz verräth sich der unvorsichtige Neid selbst, wenn er Homer vorrücket, daß er sich das Lob der Erfindung unrechtmässiger Weise habe zueignen wollen, und zu dem Ende getrachtet, das Angedenken aller andern Scribenten, welche vor ihm gelebet hatten, auszulöschen: Denn indem er ihm die Erfindung nehmen, und den entferntern Zeiten zulegen will, bekennet er damit wider seinen Vorsatz, daß die Schriften, welche unter Homers Namen so vielen Ruhm erlanget haben, eine solche ausnehmende Schönheit und Erfreulichkeit in sich haben, daß es schier unbegreiflich sey, wie der erste Erfinder auf einmahl diesen Grad der Vollkommenheit sollte können erreicht haben.

Die andere Betrachtung, nach welcher ich den Reichthum und die Fruchtbarkeit dieses vortrefflichen Geistes, die er in der geschickten Anwendung einer so grossen Menge Gleichnisse gezeigt hat, unschätzbar zu seyn finde, beziehet sich auf die Beschaffenheit seiner Zeiten. Damahls war Griechenland in viele kleine Staaten, die einander aussäßig waren, eingetheilet; einer streifte auf den andern; einer suchte dem andern mit Raub und Verheerung Schaden zuzufügen; das Volk hatte täglich Anlaß zu Zwietracht und Empörungen, und ward dadurch immer frecher und unbändiger; Diebstahl und Strassen Raub waren privilegiert; die Leibes-Stärke und eine unbesonnene Frechheit waren die rechten Mittel, Lob und Ruhm zu erlangen; in den täglichen Handlungen und Sitten der Menschen herrschete eine ungezwungene Art, eine freye Grobheit ohne Verstellung und ohne Pracht; die Könige wurden von keinem grossen Gefolge begleitet, noch von einer ansehnlichen Leib-Wacht bedeckt; die königlichen Kinder arbeiteten in den Garten mit eigener Hand, und hüteten der Heerden ihrer Väter; die Palläste waren von Pracht entblößt, und die Tafeln weder mit Ueberfluß noch mit Kostbarkeiten beladen; Agamemnon fleidete sich selbst an, und Achilles richtete mit seinen eigenen Hän-

Händen eine Mahlzeit zu, die Gesandten dieses obersten Feldherren zu bewirthen. Zu derselben Zeit steckte Griechenland noch in der tiefsten Unwissenheit, die Wissenschaften konnten sich da nicht empor schwingen, wo einheimische Kriege das Land in voller Unruhe behielten, und wo weder Ordnung noch Polices Statt haben konnte; die Historie war noch in ihrer Jugend, und es mangelte ihr an Erfahrung, niemand fand sich der ihr pflegete; die ganze Naturwissenschaft bestehnd in einer kleinen Anzahl Anmerkungen von Veränderung der Winde und des Wetters, sie war in den eng'n Kreis einiger Regeln für den Feldbau eingeschränket; die Astronomie begnügte sich an der Betrachtung der Planeten und einiger andrer Sternen von der ersten Größe; die Mathematik, welche sonst an Erfindung so reich ist, war in die Elemente der Rechenkunst und eine ungewisse Übung von der Meßkunst eingeschlossen; die Baukunst sorgete nur für die Nothwendigkeit, nicht für die Bequemlichkeit oder die Pracht. Der vornehmste Reichthum bestehnd in zahlreichen Heerden von großem und kleinem Vieh, und in liegenden unbeweglichen Gütern. Daher richtete man auch alle Sorge und Arbeit vornehmlich auf die Viehzucht, auf den Garten- und den Feldbau. Das Frauen-

volck brachte die Zeit mit Spinnen und Weben zu. Die gewöhnlichen Übungen der jungen Herren und der Edlen waren Jagen, Fischen, den Vögeln stellen. Daneben hielten sie viel von der Musick. Auch trußten sie sich groß mit denen damahls üblichen Kampf-Spielen. Bey aller der Einfalt, Unwissenheit und Armuth dieser rohen Zeiten finden wir dennoch im Homer eine mehr als gemeine Gelahrtheit, Reichtum und Pracht. Wenn ihr die Menge der Gleichniß-Bilder, mit welchen er die Erzählungen und Beschreibungen in seiner Ilias und Odyssea so häufig ausgezieret hat, mit Aufmercksamkeit betrachtet, so könnet ihr euch über die weitläuftige Erkenntniß in allen Künsten und Wissenschaften, welche dieser vortrefliche Mann nur in diesem einzigen Theile der Wohlredenheit an den Tag leget, und damit die Armuth und Unwissenheit seiner Zeiten zu verbergen und zu überwinden gewußt hat, nicht genug verwundern; denn ihr findet da häufige Spuhren und Kennzeichen einer feinen und gründlichen Erkenntniß in den Geheimnissen aller Künste, Handwercke, Lebens-Arten, und Wissenschaften; so gar daß einige von den alten Kunstrichtern den Homer nicht allein vor den Vater der Poeten, sondern aller menschlichen Wissenschaft gepriesen haben. Wer begierig ist, diesen Satz weitläufig

läufig ausgeführt zu lesen, der kan nur den dritten Artikel des critischen Versuchs über die Schriften Homers nachschlagen, welcher aus der geschickten Feder des Hrn. Pope geflossen ist. Mir genügt vor dißmahl diesen wohlverdienten Ruhm des griechischen Poeten nur in zweyen Stücken an das Licht zu setzen.

Eines ist seine große Wissenschaft in Absehen auf den Bau des menschlichen Körpers, er giebt dieselbe in der so verschiedentlich ändernden Verwundung seiner streitenden Helden auf das deutlichste zu erkennen, gestalt die geschicktesten Lehrer der Anatomie gestehen müssen, daß er sich in seinen Beschreibungen der Wunden, die doch an Menge und Verschiedenheit überaus zahlreich sind, niemahls betrogen habe, ungeachtet auch, daß er dieselben nicht wie andere Poeten gethan, nur an dem Haupt oder an der Brust verwunden läßt; in so weit, daß man ihm vorgeworffen, er habe seine Helden nur allzu gelehrt verwundet, dabey aber auch das Lob hinzugethan hat, daß er eine Chirurgische Verrichtung eben so geschickt angreiffe, als der erfahrenste Wund-Arzt.

Das zweite Stück, womit ich den Ruhm seiner weitläufigen Wissenschaft zu befestigen gedencke, ist die Geographie. Wie genau und eigentlich beschreibet er die Nahmen

men und die Lage der Städte, der Berge, der Felder und Ebenen; den Lauf und die Art der Flüsse; die Weite und die Gränzen der Reiche, die Natur und Beschaffenheit eines jeden Landes! Und dieses so geschieht, daß Strabo, einer von den berühmtesten Erd-Beschreibern des Alterthums, nicht allein sein Werk mit dem Lob dieses Poeten anhebet, sondern auch aufrichtig entdeckt, daß er die meisten Nachrichten von der Natur der Länder in Absicht auf die Pflanzen, die Thiere, die Gewohnheiten und die Lebens-Arten der Völker nur Homer zu danken habe; daher er sich durch das ganze Werk auf dessen Ansehen beruffet, zumahl er beglaubt zu seyn sich mercken läßt, daß diese Wissenschaft sich bey demselben eben so weit erstreckt habe, als die Gränzen des damahls bekannten Erdbodens. Ein klarer Beweis, wie gründlich der Poet die geographische Wissenschaft besessen, ist die Verkommniß, welche die griechischen Staaten unter einander getroffen hatten, daß die Gränz-Streite nach Homers Anzeigungen sollten erörtert werden. Der oben erwähnte Strabo erkennt auch in dem achten B. ausdrücklich, daß Homer kein Reywort von einem Land, oder einer Stadt gebraucht habe, welches nicht die Beschaffenheit und Natur desselben deutlich und nachdrücklich anzeige.

Ist man begierig zu wissen, wo der Poet diese weitläufige Wissenschaft, welche er in seinen Gedichten mit einer geschickten Freygebigkeit auspendet, gesammelt habe, so kan ich dißfalls berichten, daß dieses die Frucht seiner weitläufigen Reisen, und also der eigenen Erfahrung sey. Denn seine unersättliche Wissens-Begierde hatte ihn durch ganz Griechenland, das kleinere Asien, Egypten, als den Sitz und Wohnplatz der Weisheit, ja, wie es scheint, bis in Lybien, Thracien, und die glückseligen Inseln geführt. Seine durch unbeschreibliche Mühe, lernens-begieriges Nachfragen, und aufmercksame Erfahrung gesammelte Wissenschaft wußte er sich hernach in seinen berühmten Schriften trefflich zu Nuße zu machen. Derselben haben wir diese reiche Materie von so tausendfältig ändernden wahren und symbolischen Bildern und Gemälden zu danken. Nachmahls konnte er Opferungen nach denjenigen schildern, welche er in Eolien gesehen hatte, und in denen Bundes-Beschwerungen, von welchen er zu reden hatte, die Cerimonien von Lacedämon anbringen. Was er in dem Icarischen Meer des Getöses halber wahrgenommen hatte, wenn die Wellen sich an der großen Anzahl Inseln in demselben brechen, gab ihm Anlaß das Getöse und Getümmel in einer versammelten Gemeinde damit zu vergleichen. Weil er an dem Gestade des Cansters eine ungeh-

unzehlige Menge Schwanen gesehen hatte, verglich er die zahlreiche Armee der Griechen mit derselben. Er hatte in dem Eiland Cyrene oder in Cypern angemercket, daß die Einwohner daselbst grosse Holzstöcke in ihren Feldern anzündeten, worauf die Froschen vor dem Feuer flohen, und sich in das Meer stürzten; daher stellte er unter diesem Bild den Achilles vor, wie er die Trojaner hitzig verfolgt, und sie nöthiget, sich in den Scamander zu stürzen. Kurz, seine Einbildung, mit allem dem, was er hier und dar gesehen hatte, ausgezieret und bereichert, gab ihm zu seinen Wercken eine unendliche Menge Vorstellungen und Gemähldes hervor, welche desto angenehmer ließen, je seltsamer und neuer sie waren.

Wenn wir jezo in einem Gegensatz eines Theils die heutigen glückseligen Zeiten in Absicht auf die Gelahrtheit, die Künste und Wissenschaften, mit den Zeiten Homers; andern Theils die Schriften dieses Poeten mit den Wercken der neuern und heutigen Dichter nur in dem einigen Stück der symbolischen Gleichnisse mit einander vergleichen, so giebt dieser Gegensatz der Vortreflichkeit des Poeten einen neuen Glanz und Zusatz, und entdeckt uns gleichsam im Widerschein die Armut an Erfindung bey den heutigen Poeten.

Die Künste und Wissenschaften sind durch den Fleiß der Menschen auf das höchste gestiegen;

stiegen; die Historie hat beynahe drey tausend Jahre mehr, als sie zu Homers Zeiten gehabt hatte; wie ungehlig viele neue Begebenheiten und Fälle des Schicksals hat sie in diesem andern Halbtheil ihres Alters auf ihre Register zusammentragen können! Eine Helfte des Erdbodens, die eben so geraum ist, als die einzige zuvor bekandte gewesen, und in welcher neue Arten Geschöpfe, neue Völker, an Gewohnheiten und Sitten ganz verändert vorkommen, ward uns erst in diesen späthern Zeiten aufgeschlossen; der gemeine Handel und Wandel zwischen dem menschlichen Geschlecht ist durch die verbesserte Schifffahrt nunmehr vollkommen hergestellt; eine kleine Nadel führet uns als der richtigste Wegweiser durch einen neuen Weg über die einöde See in die entferntesten Welt-Gegenden; die Welt ist jezo unendlich weiter, als sie ehmahls war, und wir sehen alles in einer andern Ordnung, und mit andern Augen an; die festen und cristallinen Himmel, vormahls die ewige Wohnung einer Menge vergötterter Hirn-Geburten, sind jezo nichts weiters, als ein unermesslicher und rinnender Raum, in welchem tausend neue Welten, die eben so wohl als unsere Erde bevölkert seyn können, herum schwimmen; dieselbe Sonne leuchtet uns zwar noch, die ehmahls leuchtete, aber wir haben ihr einen
nen

nen andern Lauf angewiesen ; statt daß sie vormahls in das Meer zu schlaffen eilte, gehet sie jezo einer andern Welt den Tag zu bringen ; die Erde , die vordessen in der Einbildung der Leute unbeweglich stuhnd, dreht sich heutiges Tages in unserer Einbildung , und nichts kömmt ihr an Schnelligkeit der Bewegung gleich. Ein kleines holgeschliffenes Glas macht uns mit den himmlischen Cörpern so bekannt , und führet sie so nahe zu uns herzu, daß wir ihre unendliche Anzahl , Ordnung , Verschiedenheit , Grösse , Bewegung , auf das genaueste abmessen können. Ein anderst geschliffenes Glas hat uns in dem kleinsten Theile der Materie eine neue Welt voll Thiere entdeckt , welche sich zuvor den Augen der Menschen gänzlich entzogen gehabt hatte ; ja der menschliche Verstand ist in seinen Nachgrübelungen so tief durchgedrungen , daß er sich viele tausend neue Welten von möglichen und wahrscheinlichen Dingen vorstellen kan. Kommen wir nun auf die Künste , so werden wir gleichfalls finden , daß dieselben sich unendlich verändert , vermehrt und verbessert haben. Die ganze Krieger - Kunst , welche Homer den größten Reichthum von Materie eröffnet hat , hat in ihrer ganzen Verfassung eine ganz neue und weit erschrecklichere Art bekommen :

. Wir haben in die Schlacht
 Den Donner selbst geholt, und etwas aufgebracht,
 Das Blut und Eisen speyt, für dem die Mauren fallen,
 Die Thürme Sprünge thun, Gebürg und Thal erschallen,
 Die wilde See erschrockt.

Und wer wollte alle die neuen Erfindungen,
 welche die fruchtbaren Künste, die Mechanik,
 die Statik, die Architectur, und andere zum Dienst und Nutzen, wie auch
 zum Ergehen und Ruhm des menschlichen
 Geschlechtes seit mehr als zweytausend Jahren
 ausgedacht haben, erzählen können? Zu
 diesem allen kommt noch, daß uns der Weg,
 zu einer gründlichen Erkenntniß aller Dinge
 zu gelangen, mittelst der so kunstreichen und
 zur Ausbreitung der Wissenschaften so bequemen
 Buchdrucker-Kunst, in Vergleichung
 mit denen Hindernissen, welche Homer hat
 übersteigen müssen, unendlich ist erleichtert
 und verkürzet worden. Dieselbe macht,
 daß wir jezo ohne Gefahr, ohne Kosten,
 in kurzer Zeit, und auf einer Stelle, mit
 andern, beydes der Zeit und des Ortes
 halber, von uns entlegensten Völkern der
 Erden Bekanntschaft machen, die Geheimnisse
 der Wissenschaften und Künste in dem
 Grund erforschen, und unsere Erfahrung
 schier ohne Ende erweitern können.

Nichtsdestoweniger müssen wir bekennen,
 daß unsere heutigen Dichter und Redner,
 ungeachtet aller dieser vielfältigen und wirklichen

lichen Vortheile an Erfindung ganz arm und erschöpft seyn. Wenn ihr ihre Schriften in Absicht auf die poetischen Verzierungen mit Aufmerksamkeit durchgehet, so werdet ihr nur selten etwas darinnen antreffen, was Homer bey dem Licht seiner mühesamen Erkenntniß nicht eben so wohl hätte sagen können, und auch wirklich vor ihnen gesagt hat, so wenig wissen sie sich die Vortheile, mit welchen sie seinen Ruhm übertreffen könnten, zu Nuße zu machen. Ein grosser Theil derselben, verspührend, daß ihr Gehirn an eigener Wissenschaft und Original-Bildern leer ist, siehet sich gemüßigt, wenn sie nicht stumm seyn wollen, ihre Schriften mit geborgten und entwendeten Bildern auszuwuzieren. Diese Leute suchen den Ruhm alleine in der knechtischen Nachahmung des grossen Poeten des Alterthums, und vergessen gar darüber der Religion, der Sitten, der Gebräuche und der Lebensart ihrer eigenen Zeiten. Der Hr. von S. Evremont hat seine Gedanken von den Gedichten der Alten mit einer Betrachtung geendigt, in welcher er eben dieses ungeschickte Verfahren der heutigen Dichter ernstlich bestraffet: „Man muß den Fall unserer Hel-
 „ den-Gedichte, sagt er, der knechtischen und
 „ allzu gekünstelten Nachahmung zuschreiben.
 „ Unsere Poeten hatten den Muth nicht, die
 „ heidnischen Götter auszumustern, noch die
 „ Geschick-

„Geschicklichkeit die Sachen wohl anzubringen, welche ihnen unsere eigene Religion mittheilen konnte. Da sie an dem Geschmack des Alterthums hängen, und an unsere Meinungen gebunden sind, geben sie unsern Engeln die Gestalt und die Mine des Mercur, und unsern Wunderwercken den Schein der wunderlichen Fabeln der Alten. Diese Vermischung des uralten und des heutigen ist ihnen sehr übel gerathen; und man kan sagen, daß sie weder die mythologischen Erdichtungen der Alten sich zu Nuzen zu machen, noch unsere heiligen Wahrheiten wohl anzuwenden gewußt haben.„ Und in einem Schreiben an den Marschall de Crequi sagt er eben so geschickt: „Man gebe alten Gedanken ein Aussehen wie man will, so wird man doch einer Poesie bald überdrüssig werden, welche allezeit mit den Vergleichen der Morgenröthe, der Sonne, des Mondes und der Sternen wieder aufgezogen kömmt. Unsere Beschreibungen eines windstillen und eines ungestümen Meers, stellen uns nichts vor Augen, was die Alten in ihren Beschreibungen davon nicht viel besser vorgestellt haben. Wir bringen heut zu Tag nicht nur einerley Ideen und Bilder, auch die Ausdrückungen und die Reimen sind einerley.„ Und damit ich seine

Z 2

eigene

Dem du bist nun gefolgt, als wie ein junges Pferd,
 Von adelicher Schlacht, das bald hinaus begehrt
 In frische jr. ve Luft, will nicht beschlossen liegen,
 Springt, wiegert, schnaubt und schäumt, läßt seine Haare
 fliegen

Um beyde Schultern her, und zeigt schon damahls an
 Wie schnell es werde seyn, wann ihm die Ritterbahn
 Wird sollen nach der Zeit den Danck im Rennen geben,
 Man sehe nicht um dich die faule Wollust schweben.

Dieses Gleichniß erhebet das Lob dieses jungen Helden ungemein, welcher schon in seiner ersten Jugend Kennzeichen von seinem hohen Geist und Muth, der sich in keinen Schranken konnte bepfählen lassen, von sich gegeben. Der Poet verweilet sich nicht die Aehnlichkeiten, die sich zwischen beyden befinden, mit einer pedantischen Sorgfalt gegen einander zu setzen, sondern er begreiffet die ganze Apodosis in der ersten Zeile, und bildet dann die absonderlichen Zeichen von der Munterkeit des Pferdes in der Ausführung so geschickt und deutlich aus, daß der Leser die Aehnlichkeit leicht merken kan, und dadurch bekommt das Gleichniß einen grossen Nachdruck. Günther hat dasselbe mit eben so vieler Geschicklichkeit angewendet, den unbeschränkten Sinn eines feurigen Geistes vorzubilden:

Du eilest über dich, du weiterst deinen Willen,
 Und breitest Sinn u. Ruhm; So machts ein edles Pferd
 So bald sein Herr von ihm den ersten Rang begehrt,
 Es

Es schäumt, es brecht, es schnaubt, erinnert selbst den Zügel,
 Läßt alles hinter sich, erhält vom Lobe Flügel,
 Und eilt, und drabt, und rennt, bis es das Ziel erreicht:
 So schleunig wächst die Saat, sie schoßt, sie blüht, sie bleicht,
 Und fülle die Scheuren an: Dein Fleiß hält jegund Ernde
 Und macht die Hofnung voll. - - - - -

Der Poet führet hier diese Vergleichung
 so geschickt ein, daß es läßt, als wann er
 ein gleiches Exempel von einer eifertigen
 Hize vorbringen wollte: So maches ein ed-
 les Pferd. Und er bildet dasselbe hernach
 so lebhaft, daß er den Lesern ohne Furcht
 überlassen kan, ihren Geist in Vergleichung
 der Aehnlichkeiten zu beschäftigen. Aber das
 angehengte Gleichniß von der frühzeitigen
 Saat ist nicht so gar richtig, und daher
 einigermaßen dunkel und schwach. Die Zei-
 tigung der Saat rühret zwar von einem
 innerlichen Trieb, aber ohne sichtbare Be-
 wegung. Also hat auch Postel die Hize
 Wittelindes in den Streit zu gehen, mit
 der Hize eines Pferdes nicht ungeschickt ver-
 glichen:

- - - - - Allein bey Wittelind
 Ward solch ein Feuer reg', als sich im Geist entspinnt,
 Wann ein Arabisch Hengst die schallenden Posaunen
 Im Kriegs-Getümmel hört, den jeder mit Erstaunen
 Sieht, wie er schäumt u. stampft, u. mit Verwundern spürt
 Wie seine Nase Dampf, das Auge Flammen führt.
 Nicht anders ward mein Herr durch dieses Wort bewegt.

Das Gleichniß ist an sich selbst wohl gegeben, und der Sache gemäß, aber die eingeschobenen Anmerkungen, den jeder mit Erstaunen sieht, und mit Verwundern spürt, sind ein Flickenwerck, das dem Nachdruck und der Deutlichkeit viel Abbruch thut. Wozu dienet es, daß der Poet uns berichtet, was für eine Wirkung die Sache, die er beschreiben will, auf die Zuschauer gethan habe? Wir haben lieber, daß er uns dieselbe so lebhaft vor Augen male, daß uns seine geschickte Vorstellung in eben dasselbe Erstaunen und Verwundern setze, in welche die Sache selbst die wirklichen Zuschauer gesetzt hatte.

Alleine alle diese Gleichnissen haben ihr Original, aus welchem sie nach der verschiedenen Absicht der Poeten ein wenig geändert worden, bey Homer in sechsten B. der Ilias v. 506. und mit denselben Worten im fünfzehenden B. v. 263. Wir finden es auch in dem eilften B. der Eneas, wo es Virgil v. 492. also übersehet hat:

Cingitur ipse furens certatim in proelia Turnus:
 Exultatque animis, & spe jam præcipit hostem.
 Qualis, ubi abruptis fugit præsepia vinculis
 Tandem liber equus, campoque potitus aperto,
 Aut ille in pastus armentaque tendit equarum
 Aut assuetus equæ perfundi flumine noto
 Emicat, arrectisque fremit cervicibus alte
 Luxurians: luduntque jubæ per colla, per armos.

Const

Sonst wird das Gleichniß-Bild von einem Pferde von Homer nur selten gebraucht, hingegen ist nichts gewöhnlicher, als daß er seine Helden mit Löwen vergleicht. Ich finde auch, daß unsere deutschen Poeten dieses Gleichniß-Bild öfters nachgebildet haben.

Der Hr. König schreibt in dem Helden-Lob Friederich Augusts:

Denn wie ein junger Löw, der allbereit verspührt,
Daß sich sein Nacken schon mit krausen Locken ziert,
Und daß ihn die Natur bewaffnet mit den Klauen,
Nicht sonder Eckel mehr der Mutter Nest kan schauen;
Er eilet auf die Jagd, wo er was finden kan,
Und spornt sich selber stets zu hohen Thaten an,
Dehnt seine Nerven aus, weißt seine junge Zähne,
Tritt voller Muth herein, sträubt, schüttelt seine Mähne,
Und lehret eher nicht nach seinem Lager um,
Bis er sich selbst bekront durch Beute, Sieg und Ruhm.
Es schien auch dir dein Land schon in noch früher Jugend
Wie groß es war, zu eng zum Schauplatz deiner Tugend.

So bequem dieses Gleichniß an sich selbst ist, die Absicht des Poeten auf das Lob seines Helden; der schon in der frühen Jugend seinen angebohrnen tapfern Muth gezeigt hat, zu erhöhen, so kan ich doch die Erfindung nicht dem Wiß des Poeten, noch die glückliche Wahl seinem Urtheil zuschreiben, weil mir nicht verborgen ist, daß er beides von Opiß entlehnet hat, welcher dieses Gleichniß-Bild an drey unterschiedenen

L 5

Orten

Orten in eben derselbigen Absicht angewendet hat; als in dem Lobgedicht an den König Ladisla:

- - - - - Dein Sinn ist Himmel-weit
Und denckt nicht einmahl nach in was Gefahr er rennet;
Also ein kühner Löw, indem sein Herze brennet
Für Gunst zu seiner Zucht, der sorget stets und wacht,
Schleicht über allen Frost und Schnee bey stiller Nacht:
Sein Haar ist ihm bereist, es hangen an den Ohren
Die Zapfen von Erystall, die Klauen sind befroren,
Noch schaut er keine Müß' und Last des Wetters an,
Damit er nur vergnügt nach Hause kommen kan.

Und in dem Lobgedichte Herzog Ulrichs:

- - - - - Du bist bald ausgebrochen
Als wie ein junger Löw, im Fall der seine Knochen
Im Maule, seine Mahn auf beyden Schultern merckt,
Und alle Biere sieht mit Klauen ausgestärckt;
Dann will er weiter nicht in seiner Höle bleiben,
Jagt auf was würdig ist an das er sich mag reiben,
Dem dringt er auf den Leib, erweist seine Schlacht,
Hat seines gleichen lieb, u. - - - -

Und im ersten Buch der P. W. an den
Burggrafen von Dohna:

- - - - - Drum bist du ausgerissen,
Als wie ein junger Löw, im Fall er an den Füßen
Die Klauen wachsen sieht, und um den Hals die Mahn,
Die Zähn im Maule merckt; er will nun ferner gehn
Aus seiner Hölen Loch, in der er ist erzogen:
Und wie ein Adler thut, der nicht läßt ungesflogen,
Wiewohl er käumerlich erst jetzt hat ausgeflegt,
Und noch der Nord-Wind nicht, mit seinen Federn spielt:
Er

Er macht sich in die Luft, und schwingt mit freiem Flügel
 Bis zum Gewölke hin die wenig starken Flügel;
 Sobald er etwas dann erblickt in einer Bach,
 So stürzt er herab und setzt den Enten nach,
 Die großen Schreckens voll sich für ihm untertauchen.

Wenn wir nun die Copie mit diesen Originalen vergleichen, so werden wir einen merkwürdigen Unterschied zwischen denselben wahrnehmen. Beide bilden die Waffen, mit welchen die Natur den Muth des Löwen versehen hat; aber Hr. König hat die Zähne weggelassen, und diesen Mangel hernach in der weitern Ausführung des Gleichnisses in der siebenden Zeile ersetzen wollen, weist seine junge Zähne; wo aber das Beywort den Begriff von der Stärke dieser Waffen merklich verringert, auch durchaus überflüssig ist, indem auch die vorhergehende Beschreibung genung zeigt, daß die Rede von einem jungen Löwen lautet, der keine alte Zähne weisen kan. Opitz sagt ohne Beywort weit nachdrücklicher: Im Fall er die Zähne im Maule mercket. Und er giebt es noch stärker, wenn er sie in dem zweyten Gleichniß Knochen nennt. Auch ist Opitz weit glücklicher als König, die frühzeitige Hike und Eilsfertigkeit des Löwen, seine Waffen zu gebrauchen, vorzubilden. Dieser schwächt den Begriff und verzögert die Eilsfertigkeit durch die Einschlebung der Beywörter allbereit, schon, und durch die eingeflickte unnöthige Anmerkung,
 daß

daß er diese Waffen von der Natur empfangen habe. Zudem hält die matte und langsame Wort-Verbindung, er verspührt, daß sich sein Nacken ziert, daß die Natur ihn bewaffnet, die eilfertige Hitze noch mehr zurücke, da sie Opiz hingegen durch die Art seiner Wortfügung, nicht wenig befördert, im Fall, (besser so bald) er seine Knochen, seine Mahn, sieht, und merckt. Im übrigen hat König dasselbe Gleichniß noch weiter als Opiz ausgeführt, und in dieser Ausführung mehr Kraft und Nachdruck erwiesen. Eh ich aber dieses Gleichniß fahren lasse, muß ich noch eine Anmerkung hinzufügen, welche nicht das Gleichniß selbst, sondern die Verknüpfung desselben mit dem vorhergehenden ansieht. Das Gleichniß wird von König mit einem Denn eingeführt, und soll beweisen, daß sein Held, der unter dem Bild eines Löwen vorgestellt wird, den Ruhm seiner Voreltern durch rühmliche und treffliche Thaten vermehrt, und keine Gefahr, Mühe und Arbeit geschohen habe: alleine dieses wird in dem vorhergehenden gar dunkel und verworren ausgedrückt.

Du bist ein würdiger Nachfolger deiner Ahnen,
Ein Meyer ihres Ruhms und ihrer Sieges-Fahnen.

Dieses ist noch deutlich genug, aber was in den folgenden Zeilen steht, ist ziemlich matt, und fällt ziemlich tief:

Der seiner Väter Blut durch eine schlechte That
Und niederträchtig Herz niemahl verläugnet hat.

Zumahl die erste Zeile, in welcher behauptet wird, daß er ein würdiger Nachfolger seiner Ahnen sey, das Gegentheil, welches in diesen zwei Zeilen enthalten ist, schon ausschließt, und die zweite Zeile, die ihn zum Mehrer des Ruhmes seiner Ahnen aufwirft, und ihn zum Theil noch über dieselben erhebet, läßt euch nicht erwarten, daß der Poet wieder darauf fallen und sagen werde, daß er sich des Ruhmes seiner Ahnen nicht unwürdig gemacht habe. Und was in den zwei nachfolgenden Zeilen noch hinzugesetzt wird, ist zwar dem Verstand nach richtig, aber allzu figürlich und dunkel, und hätte also vielmehr einer Erläuterung, als eines Beweises, vonnöthen:

Und als ein muntres Pferd, das seinen Lauf vollstreckt,
Mit ed'lem Staube sich selbst hundertmahl bedeckt.

Sonst hat Opiß das Bild eines Löwen in seinen Schriften noch zum zweiten mahl in ganz anderer Absicht angewandt. In dem dritten Buche der P. W. wo er den wüthenden Schmerzen eines Vaters über den Tod seines geliebtesten Kindes beschreiben will, ist er beflissen die Größe desselben in ihrem rechten Licht vorzustellen, und vergleicht ihn daher mit der Wuth eines Löwen, welchem seine Zucht geraubet worden:

Als wie ein edler Löwe
 Sich mit gerechter Reue,
 Sehnt nach der jungen Zucht,
 Die man ihm aufgefangen,
 Indem er ist gegangen
 Und Essen hat gesucht;
 Sein' Augen steh'n voll Thränen,
 Der Schaum läuft von den Zähnen,
 Die Mähne steigt empor;
 Er sucht, er ruft, er brüllet,
 Daß Libyen erschüllet,
 Und sich entsetzt davor.
 So rühren sich die Schmerzen
 In euerm Vater - Herzen, &c.

Und in dem vierten B. der Trost - Gedichte
 stellet er den Löwen in der Parabel gleichsam
 zum Exempel der Standhaftigkeit in der größ-
 sten Gefahr vor:

Wie wann der starcke Löw im Felde wird beschossen
 Von Jägern, oder auch an seinem Leib geschossen,
 Dann rührt er erst den Schwanz, die Ursach seiner
 Macht,
 Ist stärker als zuvor, ergrimmet und erwacht,
 Sein heisser Rachen schäumt, die Augen sind voll Flammen,
 Die Mähne steht empor, sein Muth kömmt gang zusammen;
 Wie sehr man ihn bescheußt, wie sehr man zu ihm sticht,
 Von allen Seiten her, so giebt er doch sich nicht:
 So laßet uns auch thun.

Ich will dem Leser überlassen die Original-
 Stellen von diesen Vergleichen nachzu-
 sehen, und gegen den Opizischen Nachah-
 mungen oder vielmehr Übersetzungen zu halten.

Er wird sie in dem dreyzehenden B. der Ilias v. 471. und in dem ein und zwanzigsten derselben v. 573. finden können ; auch Virgil hat sie in dem zwölfsten B. der Eneis v. 4. vor Augen gehabt.

Ich war erstlich gesonnen , die Armuth an Erfindung , welche sich bey unsern Poeten in dem Punct der ausführlichen Vergleichen eräugelt , durch mehrere Exempel vor Augen zu legen , ich hatte zu diesem Ende schon ein ganzes Register dergleichen bereit , wo die Stellen in Homer , von welchen jede war entlehnet worden , angezeigt wurden. Mich dauchte , daß sie eine solche Beschämung wohl verdieneten. Der Gedanken-Diebstahl ist mit eben so viel Ungerechtigkeit begleitet , als der Raub von Geld und Gut. Und ein Fallit in der Beredsamkeit , der mehr von andern entlehnet hat , als sein angebohrnes und erworbenes Eigenthum beträgt , ist eben so wohl werth , daß er öffentlich verruffet werde , als einer , der seine Schuldgläubiger um ihre Anleihen betrogen hat. Alleine da ich mich erinnerte , daß ich mir in diesem ganzen Werckgen vielmehr vorgesetzt hätte , zu unterrichten und zu erbauen , als zu schande zu machen , habe ich meine Gedanken geändert , und will den Poeten meiner Nation mit einer solchen Straffe einer öffentlichen Beschämung verschonen. Ich trage dabey das gute Zutrauen zu ihnen , daß sie sich künstighin ein Beden-

Bedencken machen werden, dem Homer so offenbar seinen Schmuck zu entwenden, und mit demselben, als mit ihrem eigenen zu prangen. Die Hoffnung nehet mich, daß das ansehnliche Exempel dieses Poeten vielmehr einen fruchtbarn Ruhm-Eifer bey ihnen gebäret, und sie aufmuntern werde, sich die grossen Vortheile, welche ich ihnen in der Vervollendung der Religion und des Staats, und in der Ausbreitung der Künste und Wissenschaften angewiesen habe, recht schaffen zu Nuße zu machen, und ihren Wiß aus diesen neu-entdeckten Minen und Gängen der Wohlredenheit mit unermüdetem Nachspühren zu bereichern. Die Sonne, der Mond, die Eternen, die Elemente werden ihnen nicht mehr eine Pracht mittheilen, welche schon ausgebraucht ist; die Wölfe, die Schäfer und die Heerden werden ihnen nicht mehr eine Einfalt, die allzu bekannt ist, darleyhen; vielmehr werden sie ihre Christen mit neuen Wildern auszieren, von welchen Homer zu seiner Zeit nichts gewußt hat, die nicht alleine wegen ihrer Richtigkeit, sondern vornehmlich auch wegen ihrer Neuigkeit belustigen können.

Allein da ich fürchten muß, daß das Ansehn und Exempel des Virgilius meiner gesakten Hoffnung hinderlich seyn, und unsere heutigen Dichter, wie vor Alters den Afranius, in dem schädlichen Wahn unterhalten mögte, daß sie so wohl als dieser Römische Poet

Poet das Recht haben, sich mit Homerischen
 Creellen als einer rechtmässigen Beute zu
 bereichern und zu schmücken, so muß ich
 ihnen nochmahls zu Gemüthe führen, daß
 gleichwie eine Copie niemahls ihrem Ori-
 ginal zukommt, also auch das Lob eines
 Übersetzers weit geringer ist, als das Lob
 eines Verfassers; daß die Gedanken mit
 besserem Recht ein Eigenthum genannt wer-
 den, als die äußerliche Habe, und folglich
 die Entwendung derselbigen niemahls erlau-
 bet sey, sondern allemahl eine Vorräu-
 lung der eigenen Dürftigkeit mit sich füh-
 re; daß ein solcher Raub eben so wenig
 kan verborgen gehalten werden, als des
 Raben in der Fabel, der sich zu seinem
 größten Schimpf in dem geborgten Feders-
 Schmuck zu den prächtigen Pfauen gesel-
 let hatte. Nachdem Macrobius in dem
 fünften B. Conviviorum Saturnaliorum aus-
 führlich gezeigt, daß Virgil neben andern
 Stücken mehr, auch seine meisten Gleich-
 nisse von Homer entlehnet habe, giebet
 er sich in dem ersten Capitel des sechsten
 B. einige Mühe diese Freyheit zu rechtfer-
 tigen. Er bedienet sich erstlich folgenden
 Grundes: Hunc esse fructum legendi, zmu-
 lari ea quæ in aliis probes: & quæ maxime
 inter aliorum dicta miteris, in aliquem usum
 tuum opportuna derivatione convertere. Allein
 so nützlich und nothwendig gleich die Nach-

ahmung ist, muß sie darum nicht ungerecht
 seyn, und einen andern des verdieneten Ruh-
 mes der Erfindung berauben. Das Jus
 omnium in omnia ist in der Wohlbedenheit
 eine so schädliche Grund-Regel als in der
 Politick. Wer bey sich selbst befindet, daß
 er von der Natur nicht mit der erforderli-
 chen Erfindungs-Kraft begabet worden,
 wer daneben aus den reichen Quellen
 der Wissenschaften und Künste nicht einen
 eigenthümlichen Vorrath an Bildern ge-
 sammelt hat, der begnüge sich an dem
 Ruhm eines guten Übersetzers, und gönne
 andern den erworbenen Ruhm der Erfin-
 dung. Die Nachahmung oder Nachemfe-
 rung ist von dem Diebstahl weit unterschie-
 den. Man kan sich darüber von Longin
 unterrichten lassen, der in der dreyzehenden
 und vierzehenden Abtheilung seines Buches
 von dem Erhabenen unter anderm schreibet:
 „ So bald wir etwas vornehmen, das ei-
 „ nen grossen Geist und hohe Gedanken
 „ erfordert, so sollten wir billig allemahl
 „ bey uns selbst denken: Wie hätte viel-
 „ leicht eben dieß Homer gegeben? Wie
 „ erhaben würden sich Plato und Demo-
 „ sthenes ausdrücken? Dann dergleichen gros-
 „ se Männer, die vor uns hergehen, und
 „ zum Nachahmen gleichsam ein Licht an-
 „ gezündet haben, erheben unsern Geist
 „ fast so hoch, als die Gedanken sind,
 „ welche

welche sie uns vor Augen stellen. Fürnem-
 lich aber alsdann, wenn wir bey uns
 betrachten: Was sollte wohl Homer oder
 Demosthenes denken, so bald sie gegen-
 wärtig dieß, was ich sage, hörten? Wür-
 den sie auch hiedurch gerühret werden? „
 Ich setze hinzu, daß man sich bey Unter-
 nehmung eines grossen Gedichtes fragen
 sollte: Wie würde wohl Homer eben die-
 ses ausdrücken, wenn er jezo leben sollte?
 Woher würde er wohl ein bequemes und
 geschicktes Bild entlehnen, wenn so viele
 reiche Quellen der Erfindung, welche der
 menschliche Verstand in diesen lehtern Zei-
 ten entdeckt hat, vor ihm offen stühnden?
 Macrobius führt ferner unter Afranii Nah-
 men zween andere Gründe an, womit er
 die von Virgil genommene Freyheit beschö-
 nigen will, welche zwar einen bessern Grund
 haben, aber nicht zum Exempel dienen; er
 sagt: Virgilio gratia hoc nomine est habenda,
 quod nonnulla ab antiquioribus in opus suum,
 quod æterno mansurum est, transferendo, fe-
 cit ne omnino memoria veterum deleteretur: De-
 nique & judicio transferendi, & modo imitandi
 consecutus est, ut quod apud illum legerimus
 alienum, aut illius esse malimus; aut melius
 hic, quam ubi natum est, sonare miremur.
 Ich will zwar meines Theils Virgil auch da-
 vor danken, daß er uns manche Stelle der
 Alten, die sonst in Gefahr gestanden wäre,
 U 2 verloh-

verlohren zu gehen, in seinem vortrefflichen Gedicht aufbehalten, und von der Vergessenheit gerettet hat; alleine ich glaube nicht, daß derselbe deswegen von den Nachkommen Dank erwartet habe, da es eine Gutthat ist, an die er schwerlich wird gedacht haben; welche ihn auch, so sie ihm fälschlich angedichtet wird, mehr Schimpf als Ehre bringet. Und wenn Afranius seinen Raub mit dem Exempel des Römischen Poeten aus diesem Grund entschuldigen will, so kommt mir das eben so lächerlich vor, als wann sich ein Dieb eines Theils mit der Gewohnheit der Lacedämonier vertheidigen, und andern Theils behaupten wollte, daß man ihn noch Dank schuldig wäre, daß er andern ihr Geld, welches sie durch tausend Zufälle hätten verlieren können, genommen habe. Im übrigen gestehe ich gerne, daß Virgil einige wenige Gleichnisse Homers mit solcher Kunst und Verstand in sein Gedicht einzutweben, und sich eigen zu machen gewußt hat, daß wir diese glückliche Nachschilderungen mehr bewundern, als ihre Originale. Man kan davon Macrobius im eilften Capitel des fünften B. nachlesen. Ich bin auch versichert, daß es leichter sey, etwas neues zu erfinden, als etwas altes auf diese Weise nachzuahmen. Demnach will ich mich erklären, daß ich dergleichen glückliche Nachschilderungen, welche sich ein Verfasser mit eben so vieler Kunst eigen zu machen und nach

seinem

seinem Vorhaben einzurichten geroußt, an jedem Ort, wo ich sie antreffe, nicht nur dulden, sondern bewundern werde.



Der zehnte Abschnitt.

Von der Abänderung der Gleichniß-Bilder.

Macht der Natur in der Mannigfaltigkeit ihrer Geschöpfe. Ein Poet muß mit seinen Bildern, so viel ihm möglich ist, abändern. Homers Gleichniß-Bilder werden einer allzugroßen Gleichheit beschuldigt. Ob das Ergeßen, das von der Mannigfaltigkeit der Bilder entsteht, von der Abänderung der symbolischen Wesen, oder von der abgeänderten Verschiedenheit der ähnlichen Eigenschaften und figürlichen Handlungen herzuleiten sey. Kunst ein Bild in vielen verschiedenen Gestalten vorzulegen, und zu verschiedenen Absichten zu richten. Parabolisches Aussehen, das Homer seinem Gleichniß-Bilde von dem Löwen mugeschelet, als er Ulysses mitten unter den erschlagenen Vuhsern, desgleichen als er denselben der Princessin Nausicaa beegnend, vorgestellt. Wie er dasselbe Bild auf verschiedene Weise angesehen, die Nachbegierde des Menelaus, seine Freude über die Gelegenheit sich zu rächen, den rühmlichen Tod von der Hand eines berühmten Feldherrn, anderer Erlegung angesichts ihrer Völker, die Rache eines nachjagenden Helden, die unvermuthete Errettung eines andern aus den Händen der Feinde, das Zurücktreiben eines kühnen und unbesagten Helden, der voll Betrübniß ist, daß er seine Rache nicht sättigen kan, nach dem Leben vorzustellen. Annehmlichkeit, so die Gleichniß-Fabeln von ihren Personen bekommen.

Gleichwie sich die Pracht und der Reichtum der Natur nicht alleine in der Menge der Geschöpfe, sondern auch vornehmlich in der unendlichen Verschiedenheit derselben eräuget; also zeigt ein Dichter den Reichtum seines grossen Verstandes und Witzes nicht nur in der Vielheit der künstlichen Bilder, mit welchen er seine Schriften freygebzig ausschmückt, sondern noch mehr in der ändernden Verschiedenheit derselben, durch welche die verdrüssliche Gleichheit vermieden, und das Gemüthe des Lesers mit einem neuen Ergehen nach dem andern angefüllet wird. Ich betrachte den Dichter als einen Schöpfer; dieser wendet alle Kunst und alles Vermögen an, das Ergehen, welches er durch seine Werke erwecken will, so mannigfaltig zu verändern und zu vermehren, als nur möglich ist; und da die Wohlredenheit nichts anders als eine bloße Nachahmung der Natur ist, so muß der Dichter auch hierinnen ihrem grossen Exempel folgen, er muß sich befeßigen seine Schriften durch eine reiche Abänderung der Bilder angenehm zu machen, und dem Leser immer neue Scenen und neue Durchsichten vor Augen zu legen, welche seine neugierige Aufmerksamkei nicht schwächen lassen, sondern mit immer neuer Verwunderung und Lust speisen und erfrischen. Diese Betrachtung hat einige neuern

Scharfs

scharfsinnige Kunstrichter von der Französischen Nation verleitet, daß sie den grossen Homer, welchem sie sonst in Ansehung der Menge Bilder, womit er seine Gedichte reichlich belebet hat, gern eine fruchtbare Einbildungskraft zugestehen, in diesem Stücke ein grosses Versehen aufbürden und ihn beschuldigen, daß er das Ergeßen, welches eine geschickte Abänderung der Bilder nothwendig mit sich führet, durch eine allzugrosse Gleichheit derselbigen verfehlet habe. Sie sagen, daß er einerley Bild allzu oft, und manchemahl auf einene Platz etliche mahl gebrauche, als ob ihm seine Einbildungskraft keinen andern Gegenstand mehr vorgestellet hätte, wenn einer einmahl einen Eindruck auf ihn gethan gehabt hätte. Sie können es nicht vertragen, daß er zum Exempel den Löwen so oft in seinen Vergleichen einführet, und diesem einzigen Thier so vielen Platz einräumet, als manchem von seinen Helden. Der allzu kaltsinnige Poet de la Motte hat seinen darüber gefaßten Unwillen in seinem Vortrage über Homer mit diesen Worten ausgelassen. „Es ist nicht genug, sagt er, daß man in den Umständen der Bilder ändere, wenn indessen die Materie derselben allzu viele Gleichheit behält, weil eben die Materie am stärcksten eindrucket. Stelle ich das Bild eines Löwen, und einer Heerde allzu oft vor Augen; zerreisset, bald der

„ Löwe die Heerde, und sagt die Hirten in
 „ die Flucht; sind ihm bald die Hirten zu
 „ stark, und zwingen ihn zu weichen; schleichet
 „ er Nachts um die Schaf-Hürden herum,
 „ oder erschreckt er eine Meyerey bey
 „ hellem Tage; so wird man mir nicht so vielen
 „ Dank davor wissen, daß ich den Löwen
 „ und die Heerden in so verschiedenen Gesichtspuncten
 „ vorstelle, als man Ueberdruß daran haben wird,
 „ daß man ihn allezeit wieder auf die Scene kommen siehet.
 „ Und der Hr. von E. Foremont redet in seinen
 „ Gedanken über die Gedichte der Alten auf
 „ gleiche Weise: „ Ein Löw, sagt er, den der
 „ Hunger aus seiner Höle treibet; ein Löw
 „ der mit noch jungen Klauen seinem Raub
 „ nachgehet; ein Löw der seinen Gegner mit
 „ offener Gewalt ohne heimliche List anfällt;
 „ ein Löw der um seine Zucht wüthet; ein Löw
 „ wider den sich ein ganzes Dorff versamelt;
 „ und der mit grimmigen Blicken und stolzem
 „ Gang zurück weicht; ist ein Löw der auf
 „ unterschiedliche Weise vorgestellt ist, aber
 „ stets ein Löw, der nicht genugsam unterschiedliche
 „ Begriffe machet. „ Ich muß auch bekennen,
 „ diese Critick scheint mir eines Theils so vielen Grund
 „ zu haben, und andern Theils von einem so zarten
 „ und edeln Geschmack zu fließen, daß ich bey mir
 „ ansehe, ob es, vornehmlich in Absicht auf unsere
 „ Zeiten, besser gethan sey, wenn ich Homer we-
 „ gen

gen der allzu grossen Gleichförmigkeit seiner Bilder entschuldige, oder vielmehr anklage. Jedoch, das beste wird seyn, daß wir der Wahrheit ihr Recht wiederfahren lassen. Es scheint zwar wohl, daß diese wichtige Beschuldigung in der Natur des menschlichen Geistes gegründet sey, als welchem eine beständige Gleichheit nothwendig Ekel, hingegen eine geschickte Aenderung der Gegenstände allemahl ein neues Ergehen bringen muß; und man hat auf diesen Grund in der Wohlredenheit folgende Regel als eine Quelle vielfältigen Ergehens gebauet: Ein Scribent müsse sich befließen, die verschiedensten Bilder, als nur möglich ist, zu gebrauchen. Allein wenn wir von dem Grund oder Urgrund der Homero gemachten Beschuldigung nach dem wahren Verstand und der eigentlichen Absicht dieser Regel, welche ich in dem Eingang des gegenwärtigen Abschnittes vor unwidersprechlich angenommen habe, urtheilen wollen, so müssen wir etwas näher untersuchen worinnen diese anbefohlene Verschiedenheit der Bilder eigentlich zu setzen sey.

Wir müssen in einem jeden Gleichniß-Bilde zwey Dinge wohl von einander unterscheiden, nemlich die Person oder Sache, von welcher das ähnliche Bild entlehnet wird, und die Eigenschaft, Bewegung, oder Handlung, nach welcher eben diese Person oder Sache mit einer andern in Vergleichung

Nimmt: Jetzt fraget sich, ob das Ergehen, welches die angezogene Grund-Regel verspricht, von der unterschiedenen Abänderung der symbolischen Wesen, bey welchen die Gleichheit gefunden wird, oder von der abgeänderten Verschiedenheit der ähnlichen Eigenschaften und figürlichen Handlungen, die den besagten symbolischen Wesen beygelegt, und mittelst einer guten Beschreibung ausgeführt werden, herzuweisen sey. Die Erörterung dieser Frage wird zugleich entscheiden, ob und wie ferne die Beschuldigung Homers, die vielleicht nur von dem Ansehen ihrer berühmten Erfinder unterstützt wird, Statt und Grund habe. Diese eckele Critici suchen das Ergehen, welches die Verschiedenheit der Gleichnisse gewähren soll, vornehmlich in der Abänderung der symbolischen Wesen; die öftere Vorstellung eines Löwen, ob solcher gleich immer eine andere Rolle spielt, bringet ihnen Eckel. Alleine wenn wir der Natur der Gleichnisse nachdenken, so werden wir finden, daß dieser Eckel von einer allzu grossen Zärtlichkeit des Geschmacks entspringet. Der Grundstein, die Seele und das Wesen der Gleichnisse beruhet unfehlbar auf dem Tertio Comparationis, auf der Eigenschaft oder Handlung, nach welcher zwey Dinge einander ähnlich sind, zumahl sie offt nicht das geringste mit einander gemein haben, als diesen Punct der Vergleichung.

Daher

Daher rühret nun aller wesentliche Unterscheid der Gleichnisse. So bald die Umstände und Handlungen der symbolischen Wesen abgeändert werden, so bald ist das Gleichniß nicht mehr das vorige; es stellet euch zwar noch immer das vorige Bildniß, zum Exempel eines Löwen, vor; aber die neuen Umstände und Handlungen, die ihm nach der Absicht des Poeten zugeschrieben werden, vermögen die Einbildung stärker zu rühren, als das Thier selbst. Wo hingegen dieser Unterscheid mangelt, da kan die bloße Abänderung des symbolischen Wesens das Gleichniß nicht genugsam unterscheiden. Zwen verschiedene Thiere in einerley Umständen machen viel gleichere Bilder aus, als nur ein Thier, das auf verschiedene Weise, und unter ungleichen Gesichtspuncten angesehen wird; ein Habicht, der auf eine Taube schießet; ein Sperber, der unter eine Schaar kleiner Vögel fällt; ein Falck, der aus der Luft herunter steigt; das sind Bilder, die sämtlich einander gleich sind. Setzet die verschiedenen Nahmen Habicht, Sperber, Falck, abseits, so werdet ihr nur einerley Sache vor Augen sehen. Der eckele Geschmack, der nicht leiden kan, daß Homer den Löwen in seinen Gedichten öfters auf den Schauplatz führet, wo er doch immer in einer andern Stellung erscheint, düncket mich,

mich, die Wahrheit zu bekennen, nicht wenig verzärtelt. Wir lesen eine weitläufige Geschichte von den vielfältigen Begebenheiten eines einzigen Menschen in einer lebhaften Erzählung mit vielem Ergehen, ohne daß uns die Gleichförmigkeit der Person Ekel verursache; wie kommt es denn, daß der Geschmack so ekel ist, wenn Homer uns in so verschiedenen Umständen und Begegnissen die emblematische Geschichte eines Löwen künstlich entworfen vor Augen legt? Ich habe schon im Eingang angemerkt, daß der Dichter dem vornehmen Exempel der Natur nachfolgen müsse. Nun hat diese ohne Abbruch des Ergehens, welches die Zuseher durch die unendliche Verschiedenheit ihrer Werke einnehmen sollte, alle Thiere einer Art, und den ungehlihen Haufen der Menschen, so gleichförmig gestaltet, daß sie alleine der Zahl nach von einander unterschieden sind; und wir sind gewohnt alle Tage Menschen vor Augen zu sehen, welche nichts von einander unterscheidet als ihre verschiedenen Bewegungen und Handlungen. Zudem ist es weit vernünftiger gehandelt, daß man einen Menschen immer unter einem gleichen emblematischen Bild vorstelle, als daß man ihn bald mit der Sonne, bald mit einem Baum, bald mit einem Strohm vergleiche, als wodurch die Einheit der Geschichte verletzet, und der Geist

Geist von der Haupt-Materie nur abgeführt und zerstreuet wird. Endlich zeigt es bey einem Dichter einen überaus biegsamen und gelenckigen Geist, größere Kunst und Scharfsinnigkeit, wenn er in einer Sache mehrere verborgene Aehnlichkeiten zu entdecken, und einerley Bild zu so verschiedenen Absichten gerecht zu machen weiß. Also ist zwar nichts gewöhnlicher, als daß man einen Held mit einem Löwen vergleicht, aber niemand würde leicht vermuthen können, daß dieses einzige Bild sollte bequem seyn, alle diejenigen Umstände, in welche ein tapferer Held gerathen kan, deutlich abzubilden; und wer dieses ins Werk stellen wollte, müßte eben so fruchtbar und reich an Einbildungs- und Erfindungs-Kraft seyn, als Homerus. Lasset uns diese Kunst des griechischen Poeten, die Bewunderung, und nicht Tadel verdienet, in einigen Exempeln etwas genauer betrachten.

Wenn Homerus in dem zwey und zwanzigsten B. der Odyssea recht dem Leben nach beschreiben will, wie Ulysses der alten Euriclea vorgekommen sey, als sie ihn in dem Gast-Saale mitten unter den Leichen der ermordeten Buhler mit Blut besudelt angetroffen hatte, so sagt er, er sey ihr wie ein grimmiger Löwe vorgekommen, der heran zu gehen kömmt, nachdem er auf einer Heide einen Stier zerrissen hat, dem die Brust und Mahne

um

um und an von Blut trieffen, der greulich anzusehen ist. Dieses Gleichniß dienet trefflich das grausame Aussehen des Ulysses deutlich vorzustellen. Der Poet war gezwungen das Gleichniß-Bild von einem reißenden Thier herzunehmen, und der Löwe diente ihm zu seiner Absicht desto besser, weil er wegen seines tapfern und in der größten Gefahr unverzagten Muths erschrecklich und ein bequemes Sinn-Bild seines Helden war. Ich muß auch die geschickte Wahl dieses Sinn-Bildes desto mehr loben, weil Menelaus das selbige schon in dem vierdten B. v. 335. gebraucht hat, den Untergang der Freyer bey der Zurückkunft Ulysses gleichsam in einem prophetischen Gesichte vorzustellen: „Wie, wann eine Hindin ihre saugende Kiehekälber in die Höle eines starken Löwen's leget, das selbst zu schlafen, weil sie inzwischen auf den Hügeln und in den Kräuterreichen Thälern ihrer Weide nachgeheth; der Löwe in seine Wohnung zurücke kommt, und beyde zerfleischt dem Tod liefert. Also wird Ulysses die Freyer mit einem häßlichen Anblick dem Tod überliefern.“ Dieses ist eine kunstreiche weissagende Parabel, welche uns die Freyer als wollüstige Zärtlinge, und dabey zaghaft und unbesonnen vorbildet, so daß sie sich selbst aus Unbesonnenheit in den Untergang stürzen. Die Höle des Löwen's, in welche diese schwachen Kiehekälber
als

als in einen sichern Ort niedergesetzt werden, wo sie an nichts weniger als an die Zukunft des Löwen denken, ist Ulysses Haß, und der Ausgang hat übrigens dieses figürliche Orakel genug gerechtfertiget.

Ein eben so parabolisches Aussehen hat das Gleichniß in dem sechsten B. v. 130. Ulysses gieng jetzt aus dem Gesträuche hervor, wie ein Löwe, der Einwohner eines Gebirges, von demselben herunter steigt, nachdem er von dem Regen und Sturmwinden übel mitgenommen worden, er verläßt sich auf seine Stärke, die Augen funkeln ihm in dem Kopf, und er gehet auf Ochsen, oder Schafe, oder Hirschen, der hungrige Magen plaget ihn so heftig, daß er sich nicht scheuet in die umzäunten Schäferheiden einzubrechen, die wohlverwahrten Heerden anzufallen. Dergestalt gieng Ulysses einher, und näherte jezo, ungeachtet er nackt war, der schönen Schaar, die Noth bracht ihn dazu. „Homer fand seinen Held von dem ausgestandenen Sturm gang abgemattet, von aller Hülfe entblößt, ausgenommen in so weit er sich selbst mit seinem grossen Muth helfen konnte, in einem fremden und unbekannten Land, wo er nichts als viele Gefährlichkeiten vor sich sah, und dennoch wegen Hunger und Mangel an aller Nothdurft, gezwungen war, alles daran zu setzen, und zu versuchen, ob er vielleicht eini-

gen

gen Schutz und Sicherheit finden möchte. Da der Poet ihn in diesen Umständen fand, sage man mir, was für ein bequemes Gleichniß konnte er erfunden haben, dieses alles so nachdrücklich, und so aufgeweckt vorzubilden? Diese Umstände machen, daß sich das Gleichniß von allen andern genug unterscheidet; und sie rühren die Einbildung stärker, als alles übrige, weil sie den Leser in der Ungedult, was wohl Ulysses nächst für ein Geschick treffen werde, aufhalten, und ihn für sein Wohlergehen unruhig machen. Es ist so fern daß das Bild des Löwen Eckel verursachen sollte, daß man vielmehr die Kunst des Dichters in der Wahl dieses Bildes nicht genug loben kan, wenn man bedenket, daß der Poet von den Umständen der Geschichte genöthiget war, das Aussehen und den Aufzug seines Helden so fürchterlich vorzubilden, daß dieses Frauentzimmer dadurch in Schrecken gesetzt würde. Daher sagt er v. 137. „Er kam ihnen recht erschrecklich vor..“ Zu dieser Absicht war nun das Bild eines Löwen viel bequemer, als ein anderes. Zudem hat dieses Gleichniß hier noch eine besondere Schönheit, welche darinn bestehet, daß es den Leser auf die vorigen Umstände des Helden zurück führt. Der Poet hatte ihn in dem fünften Buche beschrieben, wie er von dem Meer-Wasser übel zugerichtet worden, und er hatte ihn in diesen Umständen die Zeit über gelassen,

gelassen, da er in den 116. erstern Versen des sechsten Buches den Austritt der Prinzessin Nausicaa erzählte, in welchem er zuletzt einen Zufall einführt, der den vor Müdigkeit eingeschlaffenen Ulysses aufwecket. Und seho verbindet der Poet die Erzählung von der Nausicaa mit der Geschichte des Helden sehr glücklich durch die Vorstellung eines Löwen, der von Regen und Sturmwinden übel mitgenommen worden.

Lasset uns auch etliche Exempel aus der Ilias anführen, in welchen Homer das Bild des Löwen in mehreren verschiedenen Umständen gebraucht hat. In dem dritten B. v. 23. steht dieses Gleichniß: „Als ihn Menelaus, des Mars geliebter Freund, ankomen sah, wie er vor den andern mit einem stolzen und starken Schritt einhertrat, empfand er eine Freude, wie wann ein verhungertes Löwe auf ein grosses Stück Wild gestossen ist, und einen gehörnten Hirschen oder Steinbock angetroffen hat, die er heißhungernd verzehret, ungeachtet ihm die besten Hunde, und der Ausbund der dappersten Jünglinge auf den Leib gehet. Eine solche Freude fühlte Menelaus, da er des Paris ansichtig ward, denn er versprach sich selber, daß er den Treulosen züchtigen wollte.“ Der Poet beschreibt durch dieses Gleichniß, mit was vor einem grossen, unerschrockenen und freudigen Muth

Æ

Menelaus

Menelaus den Paris gesehen habe daher kommen. Das Wort heißhungerig schildert die heftige Rachgier des Menelaus, das er empfand eine Freude, sein herrliches Vergnügen über den sich eräugenden schönen Anlaß die Rachgier zu sättigen; diese Freude war desto grösser, je herrlicher die Beute war, die er in der Hoffnung schon verschlungen hatte. Ja dieses Gleichniß bildet auch die Zaghaftigkeit des Paris ab, und was auf ihn gewartet, falls er Stand gehalten hätte. Also muß dem Poeten das Exempel des Löwen allemahl das symbolische Gleichniß-Bild leihen, die verschiedensten Umstände, in welche er seine Helden gerathen läßt, recht dem Leben nach abzubilden. Er beschreibet durch dieses Mittel in dem fünften B. v. 554. den ruhmwürdigen Tod zweyer kühnen Krieger, welche bey dem Krieg auferzogen worden, sich durch Heldenthaten einen Namen gemacht haben, und unter den fatalen Streichen eines feindlichen Feldhauptmanns nicht ungerochen umgekommen sind; in dem eilften B. v. 115. die Erlegung junger Helden Angesichts ihrer Völker, welche aber nichts versuchen dürfen, sie zu entsetzen, weil sie selbst von Schrecken eingenommen sind, sondern sie im Stich lassen, und sich selbst mit der Flucht retten; in demselbigen B. v. 172. die Rasche eines Helden, der den fliehenden Feinden

den voller Grimm nachjaget, und die hintersten niedermacht; und v. 475. die Errettung eines Helden aus den Händen der Feinde durch einen unvermutheten Entsaß; und v. 545. das Zurückweichen eines kühnen und unverzagten Helden, der voller Betrübniß ist, daß er seine Rachgier an den Feinden nicht sättigen kan. Die Kunst ist, daß er in allen diesen Fällen das Gleichniß-Bild so mannigfaltig abzuändern weiß, wie es die verschiedenen Absichten an jedem Ort erfordern; und seine Gleichnissen sind mehrtheils so künstlich ausgeführt, daß sie mehr einer vollständigen Parabel, oder lehrreichen Fabel gleich sehen, die Begegnissen der Menschen werden da unter dem Bild der Thiere, ganz deutlich und nach dem Leben, auch mit grösserer Wahrscheinlichkeit vorgestellt, als wenn Esopus diesen die Rede andichtet. Von dieser Art ist das angelegte Gleichniß in dem eilften B. der JI. v. 475.

„ Die Trojaner umzingelten ihn, wie blut-
 „ durstige Luchse auf dem Gebirge einen
 „ gehörnten Hirsch umringen, den ein los-
 „ geschosener Pfeil des Jägers getroffen
 „ hat, er entflieht demselben, so lange als
 „ das Blut in ihn warm bleibet, und ihn
 „ die Reine tragen, aber wenn der Hitz
 „ ihm die Kräfte benommen hat, zerreißen
 „ ihn die gefräßigen Luchse auf dem Berge
 „ in einem dunkeln Wald; der Zufall aber

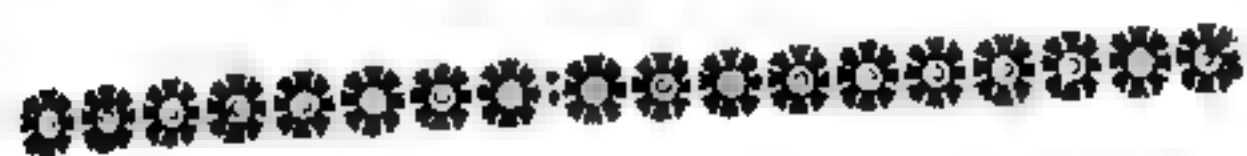
Z 2

„führt

„ führt ungefehr den überlegenen Löwen
 „ an denselben Ort, die Luchse nehmen
 „ die Flucht, er verschlinget den Raub;
 „ also umgaben viele und dapfere Trojaner
 „ den Kriegs-erfahrenen und verschmigten
 „ Ulysses, aber dieser Held entfernte die
 „ unglückliche Stunde mit seinem Epieße
 „ von sich. Indem kam Ajax herben, der
 „ ein gethürmtes Schild vor sich trug, und
 „ stellte sich ihm zur Seiten; darauf flohen
 „ die Trojaner voller Schrecken zu allen Sei-
 „ ten; alsobald zog ihn der kriegerische Menes-
 „ laus bey der Hand aus dem Gedränge.

Gleichwie die Esopischen Fabeln nichts
 anders sind, als eine symbolische Sitten-
 lehre, also sind diese Homerischen Gleich-
 niß-Fabeln eine symbolische Historie, daher
 wird auch das Ergehen, das davon ent-
 steht, desto grösser, massen sie dasselbige
 in der Einbildung des Lesers durch die
 Seltenheit und Neuigkeit der Personen,
 die sie auf den Schauplatz stellen, erhöhen.
 Dieses Ergehen ist von der Art desjenigen,
 welches sich bey uns einstellt, wenn wir
 die Geschichten einer fremden Nation lesen.
 Man kan eine solche historische oder moralische
 Fabel als eine Comödie ansehen, wo die
 Thiere die spielenden Personen sind; nun
 ist leicht zu gedencen, wie wunderbarlich, sel-
 ten und lustig die Vorstellung einer solchen
 Comödie seyn müsse. Diese Betrachtung
 hat

hat den scharfsinnigen Dechant Swift auf
den angenehmen Einfall geführt, den Staat
der Pferde in einer historisch-politischen Fa-
bel ausführlich zu beschreiben.



Der elfte Abschnitt.

Von der Vergleichung grosser Dinge mit
kleinen, und kleiner mit grossen.

Dies mehr Kunst erfordere kleine Dinge mit grossen, oder grosse mit kleinen zu vergleichen. La Motte behauptet das erstere, die Frau Dacier das letztere. Daß der Entscheid dieser Frage auf die Natur der Sache und die Umstände müsse gegründet werden. Von gewissen Begriffen lehret ihr eigenes Mass, ob man vergrössernde oder verkleinernde Gleichniß-Bilder erwählen solle. Wie die Beschaffenheit und die Umstände der Materie hierinnfalls Ziel und Mass setzen. In erhabenen Materien muß der Geist durch sanftere Bilder erquicket, und in geringern muß er durch erhabnere empor gestühet werden. Wie Virgil das Gedicht von dem Feldbau durch dieses letztere Mittel empor hebet. Wie er sein Gleichniß-Bild von den Cyclopen nimmt, da er von der Arbeit der Bienen redet. Daß der Grund dieser Vergleichung in der ordentlichen Austheilung der Geschäfte und des Eifers der Arbeiter bestehe. Wie er hingegen in der Eneis das Gleichniß-Bild von den Bienen entlehnet, da die Rede von der Erbauung der Stadt Carthago lautet. Optische Schönheit dieser Gleichniß-Bilder. Noch ein Gleichniß Virgils von den Bienen, die Verwirrung der

Latiner über dem unvermutheten Überfall der Trojaner vorzuſtellen. Wie er das Herumſchwärmen der Lateiniſchen Königin mit einem geſchlagenen Kioze vergleicht. Wie Homer die Vorſorge der Pallas vor Menelaos mit der Sorge einer Mutter vergleicht, welche die Hand von ihrem ſchlafenden Kind abhält. Wie er die leichte Wöh, mit welcher Apollo das Bollwerk der Griechen niedertreibt, mit der Verrihtung eines Kindes vergleicht, das ein Gebäude von Kiſtungen mit dem Eiſt umgibt. Wie er das Geſchick der Lyncer und der Griechen um eine Schanze, mit dem Streitzweyer Nachbarn um den Gränzeſtein ihrer Felder vergleicht. Wie er die Ungewiſſheit des Sieges durch das Gleichniß-Bild eines Weibes, das ihre Welle mit der Wage auswiegt, vorſtellt, dadurch er den eiſt erſtaunten Leſer aus der gewaltsamen Unruh in eine angenehme verſetzt. Wie ſelten die Gleichniſſe bey Homer ſind, da das kleine mit dem groſſen verglichen wird. Ein Exempel eines ſolchen, da er die häufigen Thränen der Penelope mit einem aufthauenden Schneeſiebürgen vergleicht. Gottſcheds Nachahmung deſſelben. Zertheilung der Vergleichung eines Hengſtes mit einem Ungewitter in Königs August im Lager. Wie Virgil ſeine Schultern von einem Pferde belabet hat. Zewunderung der Beſchreibung, die Hrob von einem ſolchen gemachet hat.

Einige von den neuern Franzöſiſchen Criticis haben bey Anlaß des Streites über den Vorzug der alten vor den heutigen Scribenten die Frage aufgeworffen, ob es mehr Kunſt erforderte, kleine Dinge mit groſſen, oder groſſe mit kleinen zu vergleichen. Der gelehrte Hr. de la Motte erörtert dieſe Frage in ſeiner Schrift von Homer folgendergeſtalt:

„Ich

„Ich weiß zwar wohl, sagt er, daß man
 „insgemein in denen Gleichnissen, welche
 „von dem großen zum kleinen herunter stei-
 „gen, eben so viel Kunst finden will, als in
 „denjenigen, welche sich von dem niedrigen
 „zu dem großen erheben: Alleine mich dün-
 „ket, daß diese Meinung, in Absicht auf
 „das Epische Gedicht ganz unbegründet sey.
 „Wenn der Geist einmahl Himmlerwerts ge-
 „stiegen ist, so will er von dem hohen Ein-
 „druck, der seiner Eigenliebe lieblosset, nicht
 „gerne was verlihren; welches aber durch
 „die heruntergesetzten Gleichnisse nothwen-
 „dig geschehen muß; da er im Gegentheil
 „immer dabey gewinnen kan, wenn das fi-
 „gürliche Gleichniß, Bild edler und vorneh-
 „mer ist, als die Sache, die dadurch vor-
 „gestellt wird. Aus dieser Ursache halte ich
 „davor, daß mehr Kunst dazu gehöre, wann
 „man kleine Dinge mit großen vergleichen
 „soll; und ich glaube, daß man die Ver-
 „gleichung großer Dinge mit kleinen zu ver-
 „meiden habe, wofern diese kleinen Dinge
 „nicht den Abgang an Würdigkeit durch ihre
 „belustigende Annehmlichkeit völlig ersetzen.
 „Alleine die eben so wohl gelehrte Frau Dacier
 „erkläret sich in ihrem Werke von den Ursa-
 „chen des verdorbenen Geschmacks für die ge-
 „genseitige Meinung. Sie sagt daselbst Bl.
 „227. „Ich kan nicht begreifen, warum der
 „Hr. de la Motte die von ihm angeführte
 „allge-

„ allgemeine Meinung von der Kunst, wel-
„ che man in denen Vergleichen, die
„ von dem hohen zu dem niedrigen herun-
„ ter steigen, zu finden vermeinet, als falsch
„ und unbegründet verwirft; noch weniger
„ daß er dißfalls zwischen dem Epischen
„ und dem Lyrischen Gedicht einen Unter-
„ scheid machen will. Ich weiß nicht wo-
„ her er diese Lehre genommen hat, wel-
„ che mit der Vernunft und dem Exempel
„ der größten Poeten streitet. Wenn man
„ von Vergleichen gründlich urtheilen
„ will, so kommt es nicht darauf an, ob
„ der Gegenstand, von welchem man das
„ Gleichniß, Bild entlehnet, groß oder klein,
„ vornehm oder schlecht sey, sondern man
„ muß hauptsächlich Achtung geben, ob das
„ Bildniß, welches von diesem Gegenstand
„ vorgeleget wird, nett und lebhaft sey;
„ ob der Poet dasselbe durch poetische Wor-
„ te künstlich erhoben, und ob er seine Ab-
„ sicht damit völlig erreicht und ausgedrük-
„ ket habe. Es ist ferne, daß ein Dichter
„ die Vergleichen grosser Dinge mit
„ kleinen vermeiden müsse, vielmehr kan er
„ dadurch seine größte Stärke beweisen,
„ zumahl dieses weit schwerer ist, als klei-
„ ne Dinge mit grossen zu vergleichen. Ein
„ Klotz, den man mit Schlägen im Kreis
„ umtreibet, ist weder eine vornehme noch
„ erhabene Sache, dennoch hat Virgil aus
„ dem

demselben eine wunderschöne Vergleichung vor eine rasende Königin versertiget. „Ihr sehet hieraus, daß diese two gelehrten Personen dißfalls in einem offenbaren Widerspruch mit einander stehen, das schlimmste ist, daß eine jede nur bloß ihre Meinung erzehlet, und uns in der Ungewißheit stecken läßt, wer recht habe. Da wir also diese Frage nothwendig vor unerörtert ansehen müssen, will uns obliegen, dieselbe mit möglichstem Fleisse zu untersuchen, und den Ausspruch mit tüchtigen Gründen zu unterstützen.

Wenn wir auf das Exempel der alten berühmten Dichter zurücke sehen, so finden wir, daß sie so wohl kleine Dinge mit grossen, als grosse mit kleinen in Vergleichung gestellet haben. Doch werden wir bey ihnen ungleich mehr Exempel von dieser letztern Art Gleichnisse als von der erstern antreffen: In beyderley Gleichnissen aber müssen wir die immer gleiche Kunst dieser vornehmen Dichter bewundern, nach welcher sie so verschiedene Arten Bilder ihrer Absicht nach einzurichten gewußt haben. Aus dieser Erfahrung behaupte ich nun, daß beyde Arten zu vergleichen, je nachdem es das Vorhaben erfordert, mit Nutzen können gebraucht werden, und daß beyde eine gleiche Kunst erfordern, wenn sie der Absicht gemäß sollen eingerichtet seyn; zumahl

die Entfernung von dem Fliegen nicht weiter ist, als von dem Fleinen; ausgenommen wenn man wollte, wie la Motte, daß es weit schwerer sey, zu stehen, als zu fallen, weil die Schwere des Geistes sehr hemme, als sie im Gegebenen befördert. Allein, wenn man bedenkt, daß der poetische Geist, von der Hitze aufgetrieben, die nachtheilige anhangende Schwere verliert, so ist leicht zu ermessen, daß ein geistvoller Mann eben so viel Kunst erfordert, als ein poetischer Flug. Das ist gewiß, daß die trefflichen Dichter des Alterthums diese oder jene Art zu vergleichen vorgezogen haben, sich in dem Vergleichmahl nach der Natur der Sache, oder nach den Umständen in dem Vergleichmahl richten haben; woraus folgt, daß der Vergleich von solchen Gleichnissen nicht allein möglich könne seyn, wofern er nicht auf diese Sachen und Umstände angewandt wird, giebt eine Art abgemessener Vergleichnisse, der Vergrößerung noch Verkleinerung, sondern in ihrem bestimmten Verhältniß gebildet werden: Hingegen die poetischen Begriffe, welche erst durch eine Vergleichung entstehen, werden. So sind z. E. die

unbestimmt, welche ich folgendergestalt ausdrücke: Er ist stark, geschwind, feig, unbeweglich; aber ihr Maß wird bestimmt, sobald ich sage: Er ist so stark als ein Löw, so geschwind als ein Reh, so feig als ein Hase, so unbeweglich als ein Stein. Die Dinge werden nur in einer gewissen Absicht auf diese oder jene Eigenschaften oder Handlungen mit einander verglichen; und diese Eigenschaften oder Handlungen sind nach ihren Graden, ihren Gattungen und ihrem Maß wieder von einander unterschieden; wo diesem nach das wahre Maß eines Dinges durch die Vergleichung überstiegen, oder nicht erreicht wird, da mangelt es an dem Grund der Ähnlichkeit und dem Wahrscheinlichen, als der Seele der Vergleichung. Der Hr. von St. Evremont hat deswegen in seinen Gedanken von den Gedichten der Alten sehr wohl erinnert: „Wir meinen wir vergrößern die Sachen, wenn wir sie mit ewigen, unermesslichen, unendlichen Wesen vergleichen, aber wir erstrecken sie, statt daß wir sie erheben. Man sage, ein Frauenzimmer ist so schön, als die Frau Mazarin; das ist ein größser Lob, als wann man es mit der Sonnen vergliche; denn das Erhabene und Wundersame bringen Ehre, das Unmögliche und Fabelhafte zerstören das Lob, das man einer Person oder Sache beylegen will.“

Aber

Aber auch die Beschaffenheit und die Umstände der Materie, welche ein geschickter Verfasser durch seine Kunst beleben und auszieren will, lehren ihn, ob er die ergehende Abwechselung seiner Materie besser durch grosse oder durch kleine Bilder erlangen könne: Denn da die anhaltende Gleichheit in dem Grossen so wohl als in dem Kleinen zuletzt Ekel gebähren muß, so muß der Verfasser nach seiner Kunst unter beyden diejenige Wahl zu treffen wissen, welche sich am besten schicket. Ist die Materie an sich selbst erhaben, so daß sie das Gemüthe durch ihre eigene Kraft erheben, stark an sich ziehen, und in Unruh setzen kan, so muß der Dichter bedacht seyn, wie er dasselbe durch künstliche Einstreuung angenehmer Bilder wieder besänftigen, und durch ein beyläufiges Erzeugen die allmählig vergehende aufmercksame Gedult emporstücken könne: Hingegen wo die Materie an sich selbst trucken und matt ist, da muß der kunstreiche Poet durch kühne, doch mässige Vergrößerungen und durch erhabene Bilder den Geist des Lesers zu erheben trachten, damit er nicht in eine schlaffe Faulheit versinke. Da nun in Epischen Gedichten die Materie an sich selbst groß und erhaben ist, so kan man jetzt die Ursachen leicht errathen, warum Homer und andere grosse Dichter sich in ihren Vergleichen so oft von ihrer erhabenen Erzählung in die Tiefe hernieder

der lassen ; nemlich das geschieht , damit sie das bestürzte und erschrockene Gemüthe der Leser auf eine angenehme Weise besänftigen , ihre angestrenzte Gedult um etwas ausruhen lassen , eh sie ganz erschöpft ist , und durch diese geschickte Abänderung der Materie dem Edelvorkommen , welcher von der steten Gleichheit entstehen würde. Der verständige Engelländische Poet und Kunstrichter , Pope , hat in seinen Gedanken von den Schlachten in der Ilias insbesondere aus diesem vorbündigen Gedicht angemercket : „ Nach-
 „ dem eine lange Beschreibung von Schlach-
 „ ten den Geist kan müde machen , hat Ho-
 „ mer sich verbunden gehalten , ihn aufzu-
 „ richten , welches er also bemerckstelliget hat ,
 „ daß er unter diese Schrecken-volle Schil-
 „ deren auswärtige Bildnisse eingemenget
 „ hat , welche ihm Sachen von einer andern
 „ Art vor Augen legen sollten , ohne daß die
 „ Haupt-Sache durch dieselben ausgelöschet
 „ würde. Das sind die Vergleichen ,
 „ welche er in den Erzählungen von den
 „ Schlachten viel häufiger anbringeret , als
 „ sonst an andern Orten. „ Woraus genug
 erhellet , daß der Herr de la Motte auf die
 Natur des menschlichen Gemüthes und die
 Ursache des Ergehens nicht genug Achtung
 gegeben habe , da er aus dem absonderlichen
 Character des Epischen Gedichtes beweisen
 wollen , daß die Vergleichen großer Din-
 ge mit kleinen in demselben die Würdigkeit
 dieser

dieser Art Gedichte entunehren, weil die Epi-
sche Erzählung den Geist durch hohe und edle
Eindrücke immer erheben soll; als wenn die
beständige Gleichheit in dem grossen die hohe
Gedult des Lesers nicht eben so wohl abmat-
ten, und ihm Ekel verursachen könnte, als
das stete Einerley in dem kleinen. Man darf
nur Virgils Bücher von dem Feld-Bau mit
der Eneis vergleichen, so wird man bald
wahrnehmen, wie die Verschiedenheit der
Materie den Poeten bewogen hat, in der ge-
schickten Auszierung derselben ganz verschie-
dene Wege zu nehmen. In demselben Werk
von dem Feld-Bau beschreibet er in vier Bü-
chern:

Quid faciat lætas segetes, quo fidere terram
Vertere, - - - ulnisque adjungere vites
Conveniat: Quæ cura bouum, qui cultus habendo
Sit pecori; Apibus quanta experientia parcis.

Da diese Materie an sich selbst weder erhas-
ben noch groß ist, so mußte der Poet beflissen
seyn, die Niederträchtigkeit der Sache, und
zugleich den Geist des Lesers mittelst seiner
Kunst zu erheben und aufwärts zu st. hen. Er
hat es auch sehr geschickt gethan, zum Theil
durch die lebhafteste Beschreibung grosser, herr-
licher und verwunderns, würdiger Dinge,
welche er hin und wieder hat einfließen lassen,
; E. durch die Beschreibung eines erschreckli-
chen Ungewitters in der Zeit der Ernde, ent-
setzlicher Vorzeichen grosser Veränderungen,
eines

eines in Brand gesteckten Walds, des Winters und dergleichen; zum Theil durch die Anbringung solcher Gleichniß-Bilder, welche er mit einer poetischen Kühnheit von Sachen entlehnet hat, die vor sich selber groß und edel genug sind, den Geist des Lesers zu erheben, und denen kleinen, obgleich anmuthigen Dingen, die er beschreiben will, eine gewisse Erhabenheit mitzutheilen. Ich will nur zweyer Exempel hiervon gedenken. Das erste, welches ich den Lesern überlasse nachzuschlagen, steht in dem zwenten B. v. 279. und stellet eine Baum-Schule, wo die Stämme in abgemessener Weite und nach der Schnur gepflanzten Reihen stehen, mit den Linien einer wohl-eingerichteten Schlacht-Ordnung in Vergleichung. Das zweyte findet sich in dem vierten B. wo der Poet die Werkstatt der Bienen mit der Schmiede der Cyclophen vergleicht:

Ac veluti lentis Cyclopes fulmina massis
Cum properant, alii taurinis follibus auras
Accipiunt redduntque, alii stridentia tingunt
Aera lacu: gemit impositis incudibus Ætna:
Illi inter sese magna vi brachia tollunt
In numerum, versantque tenaci forcipe ferrum:
Non aliter, SI PARVA LICET COMPONERE MAGNIS,
Cecropias innatus Apes amor urget habendi,
Munere quamque suo, grandævus oppida curæ,
Et munire favos, & dædala fingere testæ.

Wer

Wer hier die Augen nur auf die Wesen, die in Vergleichung kommen, und auf das Große in der Handlung richtet, der wird sagen, dieses heiße eine Mücke mit einem Elephanten vergleichen, und statt das Kleine zu erheben, das Große zugleich mit dem Kleinen herunter sehen: Allein ein solches Urtheil würde dem Poeten Gewalt thun, den ja niemand vor so albern halten wird, daß er die Bienen in Ansehung ihrer Größe oder Kräfte mit den ungeheuren Cyclopen habe vergleichen wollen. Der Poet wollte den Leser ein wenig von der Betrachtung der klugen Verfassung und arbeitsamen Emsigkeit dieser kleinen Thiergen abführen, seine Verwunderung erhöhen, und ihm durch eine geschickte Abänderung ein neues Ergeßen verschaffen. Darum eröffnet er in dem unerwartet eingeführten Gleichniß eine ganz neue Scene, er stellet euch solche Wesen vor Augen, welche das Gemüthe durch das bloße Anschauen mit grossen und schier erschrecklichen Eindrücken anfüllen; und laßt euch in ihren erstaunenswürdigen Handlungen als in einem Bild die gleichmäßige fluge Haufhaltung und in die Wette arbeitende Emsigkeit der Bienen wieder finden; daß demnach der Grund der Vergleichung alleine in der ordentlichen Austheilung vieler zu einem gleichen Zweck dienender Verrichtungen und dem in die Wette arbeit-

arbeitenden Eifers in Vollführung derselben, zu suchen ist. Nun kan ja eine eben so kluge Einrichtung und Eintheilung der Geschäfte in der Werkstatt kleiner Zwerge Platz haben, als in der Schmiede der Cyclopen; und die Liebe zur Arbeit nebst der eifernden Emsigkeit in Verrichtung seiner Geschäfte, kan in einem Zwergen-Leib eben so starck und hitzig seyn, als bey dem ungeheuresten Riesen. Nichtin aber müssen die Handlungen, wodurch sich die innerliche eifernde Arbeits-Lust erzeiget, in Absicht auf ihre Grösse allemahl mit dem Mass der Kräfte übereintreffen, von welchen sie gezeuget werden; und es wird niemand auf eine so ungereimte Weise ungerath seyn, daß er von einer Biene die Stärke eines Cyclopen fodere. Neben der erwähnten Aehnlichkeit, in welcher das Weichniß gegründet ist, hat dasselbe noch eine Verhältniß-Schönheit in Absicht auf den Ort, wo es steht. Dieser rechtfertiget nicht alleine die kühne Wahl eines so grossen Bildes, sondern erhebet auch die Kunst des Poeten, der gewußt hat durch eine so weise Abänderung der Scene sowohl das Gemüthe des Lesers als seine Materie auf eine belustigende Weise zu erheben und zu beleben. Dergleichen figurliche Bilder erinnern mich an gewisse künstlich gehauene Statuen, die in der Nahe gang rauh und unechteuer scheinen, aber so bald sie an ihren gehörigen Ort auf eine erhabene

bene Gallerie gestellet werden, von dieser Entferrnung die rechte Schönheit und das gebührende Maß der Proportion empfangen. Zudem hat der Poet selbst allem Aergerniß, das der vermeinte Mangel des Ebenmasses verursachen mochte, bescheidenlich vorgebauet, wenn er diese so glückliche und vortheilhaftige Kühnheit mit der höflichen Entschuldigung braucht: *Si parva licet componere magnis*; womit er nicht undeutlich zu verstehen giebet, daß diese Art zu vergleichen nicht so gewöhnlich und üblich sey, als die andere, da man ohne vorhero begehrte Erlaubniß von dem grossen zum kleinen hinuntersteigen darf; und uns zugleich lehret, mit wie vieler Behutsamkeit der poetische Flug müsse regiert werden, damit man nicht von einer hitzigen Phantasie entzündet über die Sphäre der Wahrscheinlichkeit ausschweife. In der Eneis hingegen, wo die Materie der Erzählung an sich selbst ganz erhaben und bequem ist, den Leser zu erheben und in eine angenehme Unruh zu setzen, hat eben dieser geschickte Poet, damit er sie auf eine anmuthige Weise abänderte, die andere Art zu vergleichen erwehlet, und mit eben so vieler Kunst angewendet. Grad in dem ersten B. wo er die Beschäftigung der Arbeiter bey Erbauung, Erweiterung, und Anordnung der Stadt Carthago beschreiben will, dienet ihm eben dieselbe Emsig-
 feit

Zeit der obgleich kleinen Bienen solche große
Bearbeitung angenehm abzubilden.

Qualis apes æstate nova per florea rura
Exercet sub sole labor, cum gentis adultos
Educunt foetus, aut cum liquentia mella
Stripant, & dulci distendunt nectare cellas:
Aut onera accipiunt venientum, aut agmine facto
Ignavum fucos pecus à præsepibus arcent.
Fervet opus, redolentque thymo fragrantia mella.

Dieses wiewohl kleine Gleichniß-Bild hat
ebenfalls wie das obige, eine Optische Schön-
heit, wie ein Gemählde, das nach der
Perspectif auf das sorgfältigste entworfen
ist, und die Bilder von ferne in derjenigen
Größe vorstellet, wie man will, daß sie dem
Auge vorkommen. Der Poet führete seinen
Helden v. 419. auf einen Gesichtspunct,
von welchem die arbeitende Bauleute in dem
Thal nicht größer als die wimmelnden Bie-
nen vorkommen konnten.

Jamque ascendebant collem, qui plurimus urbi
Imminet, adversasque adspicit desuper arces.

Und in dem größtten B. der Eneis, wo der
Poet die Verwirrung, in welche Eneas die
Lateiner durch seinen unvermutheten Überfall
gesetzt hatte, beschreiben will, bedienet er
sich dieses figürlichen Bildes der Bienen noch-
mahls sehr geschickt:

Inclusas ut cum latebroso in pumice pastor
 Vestigavit apes, fumoque implevit amaro;
 Illæ intus trepidæ rerum per cerea castra
 Discurrunt, magnisque acunt stridoribus iras.
 Volvitur ater odor tectis: tum murmure cæco
 Intus saxa sonant: vacuas it fumus ad auras.

Es wird unnöthig seyn, die Anmerkung noch einmahl zu wiederholen, daß die schrecken-
 volle Verwirrung, die von einer unver-
 mutheten Ueberrumpelung entsteht, in dem
 kleinen Staat der Bienen eben so groß
 und voll unschlüssiger Bestürzung seyn kan,
 als bey denen Einwohnern einer belagerten
 Stadt. Ubrigens rechtfertiget sich die Wahl
 dieses kleinen symbolischen Bildes dadurch,
 daß es an dem Orte, wo es steht, treff-
 lich bequem ist, die Leidenschaft des in Schre-
 ken gesetzten Lesers zu unterhalten; und doch
 anben durch diese Veränderung angenehm zu
 mässigen.

Von derselben Art ist das Gleichniß von
 dem Klotze, welches die Frau Dacier in der
 beym Eingange angezogenen Stelle Erwäh-
 nung gethan hat. Es findet sich in dem sie-
 benden B. der Eneis v. 378.

Tum vero infelix ingentibus excita monstribus
 Immensam sine more furit lymphata per urbem:
 Ceu quondam torto volitans sub verbere turbo,
 Quem pueri magno in gyro vacua atria circum
 Intenti ludo exercent: ille actus habena
 Curvatis fectur spatius: Stupet inscia turba

Impu

Impubesque manus, mirata volubile duxum:
Dant animos plagæ. Non cursu segnior illo
Per medias urbeis agitur populosque feroces.

Der Poet wollte das unsinnige Herumschwermen der Lateinischen Königin beschreiben, die von der höllischen Allecto in eine rasende Wuth war gejaget worden; dazu bedienet er sich des figürlichen Bildes von einem Klope, den junge Leute in einem geräumigen Hof zur Kurzweil in weitläufigen Kreisen herumtreiben, da die Menge zuschauender Knaben, welche dieser Gattung Spieles unberichtet sind, ganz erstaunet stehen, und sich darein nicht finden kan. Würde man mich fragen, warum der Poet nicht ein edleres Bild erwöhlet habe, die rasende Wuth der Königin Amata abzubilden, so wollte ich antworten, daß solches vornehmlich darum geschehen, damit er einerseits zeigen könnte, daß dieselbe in dieser schwermenden Wuth nervis alienis mobile lignum gewesen sey, ein Werkzeug, womit die höllische Furie ihr Vorhaben auszuführen getrachtet hat, wie der Poet ein wenig weiterhin v. 405. ausdrücklich sagt:

Reginam Allecto stimulis agit undique Bacchi.

Und anderseits, daß diese höllische Göttin

- - - - - cui tristia bella,
Ireque, insidiaeque, & crimina noxia cordi, v. 325.

eben so viel Freude, Lust und Kurzweil an dem Herumschwermen der rasenden Königin gehabt habe, als junge Knaben von dem summanden Herumschwermen eines gepeitschten Kloses empfangen; Ihr sehet wohl daß zu diesen Absichten dem Poeten ein größeres Bild nicht würde gedienet haben.

Homerus, der Vater der Poeten, hat in seinen erhabenen Gedichten, der Ilias und der Odyssea, seine Materie durch die Vergleichung großer Dinge mit kleinen gleichfalls unendlich abgeändert; die meisten Gleichnisse, die ich aus diesen beiden Werken bisher angeführt habe, sind Vergleichspiele von dieser Art; doch will ich zu mehrerer Befestigung dessen noch etliche Exempel aus der Ilias anführen, und zwar mit Fleiß solche auslesen, welche manchem, der gewohnt ist nach dem erstern Anschein zu urtheilen, wegen der allzu grossen Heruntersetzung Anstoß geben könnten.

In dem vierten B. v. 130. heist es:
 „ Aber, durchlauchter Menelaus, die un-
 „ sterblichen und hochgelobten Götter ver-
 „ gessen deiner nicht; am allerwenigsten
 „ Minerva, die Tochter Jupiters, die
 „ Heerführerin, die, welche ihren Liebling-
 „ gen manche fette Beute zutheilet; die-
 „ selbe stehend vor dich her, wehrete dem
 „ tödtlichen Pfeil und entfernte ihn von
 „ deinem

„ deinem Leib, so leicht als eine liebevolle
 „ Mutter eine Mücke von ihrem Kind ent-
 „ fahrt, welches in einem süßen Schlafe
 „ liegt. „ Die gütige Vorsorge der Göttin
 Pallas für Menelaus wird mit der zärtlich-
 sten Sorge einer Mutter für ihr Kind ver-
 glichen; und die Gefahr, welche der fliegens-
 de Pfeil, ὄξυβελής, dem nichts so niedriges
 vermuthenden Menelaus angedrohet hatte,
 wird unter dem Bild einer mit einem schar-
 fen Angel bewaffneten Mücke, gar künstlich
 vorgestellt: doch was die Wahl dieses an-
 genehmen kleinen symbolischen Bildes am
 meisten rechtfertigt, ist, daß es vortrefflich
 bequem ist, zu zeigen, mit was vor Leichtig-
 keit die Schutzgöttin des Helden die Gefahr,
 die ihm über dem Haupt schwebete, durch
 ihre liebevolle Vorsorge von ihm abgewen-
 det, nemlich eben so leicht, als eine Mücke
 weggejaget wird. Ich finde ein paar Gleich-
 nisse, die diesem letztern durchaus ähnlich sind,
 das erste in dem dreyzehenden B. der Ilias
 v. 587. wo Helenus einen Pfeil nach eben
 diesem Menelaus schießt, der mitten in den
 Karas dieses Helden getroffen, jedoch ohne
 Wirkung zurück geprellet hat. Da nimmt
 der Poet das Gleichniß-Bild von den Erbs-
 sen und Bohnen, welche in einer Wanne
 aufgeschüttelt, und von dem Boden dersel-
 ben hoch in die Luft gestöberr werden; das
 andere in dem fünfzehenden B. v. 362. will

ich von Wort zu Wort aussetzen: „Vorne
 „stehend Apollo mit dem kostbaren Egidens-
 „Schild an dem Arm, und warf die Mauer
 „der Griechen mit so leichter Mühe zu Boden,
 „wie ein Knabe ein Haus von Kistlin-
 „gen umwirft, das er an dem Gestade des
 „Meeres aus kindischer Lust gebauet hat,
 „und aus gleichmässiger Lust mit Händen
 „und Füßen wieder zerstöhret.“ Wenn
 man die Leichtigkeit, mit welcher eine mehr
 als menschliche Stärke ein grosses und an sich
 selbst schweres Werk verrichtet, deutlich be-
 stimmen will, so kan solches nicht anders, als
 durch die Vergleichung desselben mit kleinen
 Werken geschehen, welche von einer weit
 geringern Kraft sehr leicht und ohne Mühe
 vollbracht werden.

Das zwölfte Buch der Ilias ist bekannter
 massen mit grossen und erschrecklichen Be-
 schreibungen durchgehends angefüllet, daher
 hat der Poet in demselben auch seinen kunst-
 reichen Fleiss verdoppelt, das erstaunte und
 erschrockene Gemüth der Lesenden mittelst an-
 genehmer Vergleichungen aus der heftigen
 Unruhe in eine angenehme zu versetzen. Ich
 finde vornehmlich zwey Gleichnisse, die wegen
 dieser Würkung, so sie an dem Ort, wo sie
 stehen, nothwendig thun müssen, wunder-
 würdig sind. Gegen den Ende des Buches,
 wo das hartnäckigste Gefechte der Troischen
 Truppen, welche eine Brustwehr der Grie-
 chen

den mit stürmender Hand angefallen hatten, und der gleich so hartnäckigte Widerstand der Griechen, die mit unverzagtem Muth dieselbe zu erhalten stritten, beschrieben wird, sagt der Poet: „Wie zween
 „ Menschen mit der Messruthe in der Hand
 „ an den Grenzen eines Feldes stehen, das
 „ ihnen gemeinschaftlich gehöret, und sich in
 „ einem kleinen Bezirk um einen gleichen
 „ Antheil Landes zanken; also zanketen
 „ sich die Lycier und die Griechen um
 „ die gemauerte Brust-Wehre. „ Und
 gleich in dem folgenden 433ten v. wenn
 er die Ungewißheit des Sieges beschreiben
 will, da in dem hartnäckigten Gefechte
 keine Parthen einigen Vortheil über die
 andere erhalten konnte, führt er den Leser
 wieder auf eine angenehme Vergleichung,
 welche ganz bequem ist, ihn eine Zeitlang
 in dieser Ungewißheit aufzuhalten. „ Sie
 stuhnden gegen einander, wie eine Frau,
 die ihr Leben mit Spinnen gewinnen muß,
 die Wagschalen mit dem Gewichte und der
 Wollen eben hält, hernach beyde zugleich
 aufwärts ziehet, und mit billig-liebendem
 Herzen abwieget, damit sie ihren Kindern
 das schlechte Lohn ihrer Arbeit nach Haus
 bringe. „ Also stuhnd der Krieg und die
 Schlacht zu beyden Theilen im Gleichgewichte.
 „ Ihr sehet, wie der Poet so sorgfältig ist,

die Umstände zusammen zu tragen, welche diese Frau vermögen, die Wage in dem Gleichgewicht zu halten. Die Billigkeit erlaubt ihr nicht einigen Vortheil zu suchen, und die Dürftigkeit macht sie vorsichtig, damit sie sich nicht selber Schaden und Unrecht thue.

So leicht es ist, bey Homer Gleichnisse von der Art derjenigen zu finden, welche ich bisher angeführet habe, so selten trifft man hingegen bey ihm Gleichnisse von der andern Art an, welche von dem Kleinen zu dem grossen hinaufsteigen. Ich habe in der That Mühe gehabt, dasjenige, welches ich hier als ein Exempel anführen will, gleich auf der Stelle zu finden. Es siehet in dem neunzehenden B. der Odyssea v. 205. Der Poet beschreibt da die innigste Wehmuth der Penelope, welcher das Herz zerbrechen, und die Augen in Thränen zerfliessen wollten, als sie Ulyssen selbst unbekannter Weise ihr seine eigene Geschichte erzählen hörte:

„ Die Thränen flossen ihr, indem sie ihm
 „ zuhörte, über die Wangen, und sie
 „ schlug sich an die Brust. Wie der Schnee
 „ auf den hohen Bergen von dem Süd-
 „ wind schmilzt, nachdem der Westwind
 „ ihn zu Hauffen gesammelt hatte, und die
 „ Flüsse davon angefüllet worden; also zer-
 „ flossen ihre schönen Augen in Thränen, in-
 „ dem sie ihren Gemahl beweinte, der ihr da
 „ zur Seiten saß. „ Der

Der Poet stellte sich den inwendigen Schmerzen der Penelope so groß vor, daß er aus Furcht denselben zu verringern, ihn durch eine erlaubte Kühnheit lieber vergrößern wollen. Also ist dieses Gleichniß hyperbolisch, und dienet zu seinem Schutz, was Quintilianus im achten B. C. 6. von allen Hyperbolen sagt: Tum hyperbole virtus, cum res ipsa de qua loquendum est, naturalem modum excedit: Conceditur enim amplius dicere, quia dici quantum est, non potest, meliusque ultra quam citra stat oratio. Zudem ist dieses Gleichniß durch den öftern Gebrauch gleichsam naturalisirt worden, und man ist es so wohl gewohnt, daß es niemand mehr anstößig ist. Unter andern hat es der Hr. Prof. Gottsched in der Ode an Ihre Kaiserliche Majestät in folgenden Zeilen nachgeahmet:

So wie in warmen Frühlings-Tagen
Der Schnee, den Lust und Sonne schmelzet,
Sich dort von Carpath's Bergen welzt;
Sieht man die Thränen-Fluth aus ihren Augen schlagen.

Ehe ich die gegenwärtige Abhandlung beschliesse, muß ich noch ein Beispiel von dieser Art aus Hrn. Hof-Raths Joh. Ulrich Königs erstem Gesang auf das Lager bey Mühlberg anführen. Bl. 39.

Ein muthig edler Hengst ist's , der sich jeso weist ,
 Afschärbig äußerlich , von innen Blut und Geist.
 Er kan nicht müßig gehn , wünscht einen tapfern Ritter,
 Und gleicht an Ungestüm sich einem Ungewitter ;
 Stampft , daß die Erde bebt , unbändig - wild an Muth,
 Und müde des Verzugs , biß er mit frecher Wuth
 Den weissen Schaum von sich , wie Schnee und Regen
 sprühet ,

In Wiehern donnernd schreyt , mit beyden Augen blizet,
 Die Mähne , wie den Schweif Cometen - ähnlich kraußt,
 Durch jedes Naseloch ein Wetter von sich braußt,
 Wie Hagel um sich schlägt die Funcken aus den Steinen,
 Im Fuß den Wirbel zetzt den Sturmwind in den Beinen.
 Ihm folgt ein Mutter - Pferd , sanft wie die stille See, &c.

Ich kan zwar diesem vornehmen Sächsischen Poeten desto mehr nachsehen , weil die Beschaffenheit seiner Materie eine Kühnheit in dem Abändern erfordert hat. Doch muß ich ungeachtet dieser billigen Neigung bekennen , daß mich zwar die allzu sorgfältige Ausführung der Vergleichung des Pferdes mit einem Ungewitter von dem großmüthigen Beginnen des Dichters versichert, aber auch zugleich lehret , wie gar schwer es sey , die angespannte Einbildung in dem Zaume zu halten , und vor Ausschweifung zu bewahren. Die einkige Zeile,

Und gleicht an Ungestüm sich einem Ungewitter ,

macht bey mir einen größern und edlern Eindruck , als die acht folgenden Zeilen , und ich erwarte nicht , daß der Poet , nachdem

es ihm gelungen mein Gemüthe durch diesen Kunstreich in Erstaunen zu setzen, Mühe und Zeit nehmen werde, mich zu lehren, in wie viel absonderlichen Stücken die Aehnlichkeit zwischen diesen beyden könne gefunden werden. Denn dasjenige, was anfänglich so erschrecklich aussah, wird durch den allzu furchtsamen Fleiß und die eitele Künsteley auf einmahl matt und frostig, und die Aufsuchung allzu entfernter Aehnlichkeiten verräth mir die ausschweifende Kurzweil des Poeten. Dieses thun gewiß folgende zwei Zeilen:

Ist müde des Verzugs, biß er mit frecher Wuth
Den weissen Schaum von sich, wie Schnee und Regen
sprühet.

Ein Pferd, das mit frecher Wuth den weissen Schaum von sich sprühet, ist ein wenig prahlerhaft geredet; das einzige Zeitwort, es schäumt, ist weit nachdrücklicher; und die erstere halbe Zeile scheint eine Vorbereitung zu etwas grössern zu machen, als das Sprützen des Schaumes ist. Das Sprützen, wodurch das Thun des Pferdes ausgedrückt wird, macht einen viel zu schwachen Eindruck, und wird durch die grosse Vorbereitung dazu lächerlich. Auch ist das Schäumen des Pferdes keine Anzeige einer frechen Wuth, sondern nur einer innerlichen Hitze; und die Vergleichung
mit

mit Schnee und Regen ist ein rechtes *Meteorum orationis*, da die Aehnlichkeit bloß auf der weissen Farbe, vielleicht auch auf der Flüssigkeit beruhet, welche Eigenschaften der Schaum mit dem Schnee gemein hat. Aber da der Begriff von Schnee und Regen, insonderheit in einem ungestümen Ungewitter nothwendig den Begriff von der Menge und dem Überfluß der Klößen und Tropfen in sich schliesst, auch meistens in dieser Absicht, als ein Bild zum Grund der Vergleichung gelegt wird, so mangelt es dieser Vergleichung an dem Grund der Wahrscheinlichkeit. Eben so schwülstig und großsprechend ist das donnende Geschrey des Wieherns, die Cometen-ähnliche gekraufte Mähne, der Hagel der Funcken und der Sturmwind in den Beinen. Hätte der Poet nicht besser gethan, wenn er die Zeichen des ungestümen Thuns, die dieser muthige Hengst von sich gegeben hat, mit nachdrücklichen Zeitwörtern, ungefehr wie Opiß, ausgebildet hätte:

(fliegen

Springt, wiegert, schnaubt und schäumt, läßt seine Haare
Um beyde Schultern her.

als daß er sich verweilet die Aehnlichkeiten in besondern Stücken nach einer schülerischen Ordnung neben einander zu setzen, wodurch er den Begriff von der ungestümen Unruh des Verzuges- müden Pferdes auf einmahl umstößt.

Lasset

Lasset uns sehen, wie Virgil eine Schilderung von einem edeln Pferd zu beleben gekonnt hat, in dem dritten B. von dem Feldbau v. 75.

Continuo pecoris generosi pullus in arvis
 Altius ingreditur, & mollia crura reponit.
 Primus & ire viam, & fluvios tentare minaces
 Audet, & ignoto sese committere ponti:
 Nec vanos horret strepitus; illi ardua cervix,
 Argutumque caput, brevis alvus, obesaque terga:
 Luxuriatque toris animosum pectus: honesti
 Spadices, glaucique.
 Tum si qua sonum arma dedere,
 Stare loco nescit: micat auribus, & tremit artus;
 Collectumque premens volvit sub naribus ignem:
 Densa juba, & dextra jactata recumbit in armo:
 At duplex agitur per lumbos spina, cavatque
 Tellurem, & solido graviter sonat ungula cornu.

Man kan damit die Beschreibung vergleichen, welche Homer von einem muthigen Pferd in dem fünfzehenden B. der Ilias v. 263. gemacht hat, welche hernach Virgil in dem eilften B. der Eneis v. 492. in einer gleichen Absicht nachgebildet hat. Aber alle diese Schilderungen, so vortreflich sie an sich selbst seyn mögen, werden noch weit von derjenigen übertroffen, die wir in dem Tragischen Gedichte Hiobs Cap. 39. finden, wo der H. Poet den Schöpfer selbst redend einführt.
 „Hattest du dem Pferde seine Stärke zuzulegen;
 „oder seinen Hals mit einem hurtigen
 „gen

„ gen und bebenden Schüttern zu bekleiden
 „ vermocht; hättest du ihm eine solche Hige
 „ einpflanzen können, daß es Sätze und Lust-
 „ Sprünge macht, wie eine Heuschrecke?
 „ Die Hoffart in seinem Schnauben hat et-
 „ was Erschreckliches, seine Hufe spaltet das
 „ ebene Feld, und seine Stärke macht es
 „ übermüthig; es rennet der geschlossenen
 „ Schlacht-Ordnung entgegen, es verlacht
 „ die Gefahr, und erschrickt nicht; es fechtet
 „ nicht um vor dem blinkendem Schwerdt,
 „ noch vor dem schwirrenden Getöse der Ech-
 „ ne, oder wenn der flammende Speiß und die
 „ Lanze über seinem Haupt summen und pfeif-
 „ fen; Es verschlinget den Boden voll wü-
 „ tender Ungedult, es traut erstlich seinen
 „ eigenen Ohren nicht, wenn es den Schall
 „ der Posaunen höret; wenn er aber über-
 „ handnimmt, so zeigt es seine innige Treu-
 „ de mit einem lachenden Buchern, es rie-
 „ chet von ferne den Streit, das donnernde
 „ Geschrey der Feld-Obristen, und den Per-
 „ men... Ob dieser gleich nur eine prosaische
 „ Uebersetzung ist, und zwar aus einer Sprache,
 „ deren Kraft und Schönheit wir nicht ein-
 „ recht kennen, ich geschweige, auszudrücken
 „ vermögen, so zeigt doch auch diese matte pro-
 „ saische Uebersetzung, daß die schönsten Aus-
 „ bildungen eines herrlichen Verfassers leicht
 „ und schwach gerathen sind, wann man sie mit
 „ den Begriffen vergleicht, die der Schöpfer
 „ selbst

selbst von dem Wesen heget, welchen er den
 Athem gegeben hat. Es wird fürwahr der
 Mühe werth seyn, daß wir die Vortrefflich-
 keit dieser Schilderung, die zwar nach dem
 Morgenländischen Geschmack entworfen, doch
 nicht ungeheuer, sondern prächtig erhaben
 ist, in das gehörige Licht setzen. Was die
 Kühnheit einiger Metaphoren anbelangt,
 welche manchen fremd und schwer vorkom-
 men mögten, ungeachtet sie in Vergleichung
 mit einiger deutschen Poeten ihren noch ziem-
 lich gemäßiget sind, so will ich meine Leser zu
 den dreym gelehrten Männern Boetius, Bo-
 chart, und Schultens verweisen, welche in
 ihren Erklärungen über diese Stelle genug be-
 wiesen haben, daß dieselben bey den Oriens-
 talischen Scribenten ganz geläufig, gewöhn-
 lich und üblich seyn. Was mich in dieser
 Schilderung am stärcksten rühret, ist das Leben,
 die Hitze, der stolze und edle Muth des Pfer-
 des, welche mit der kunstreichen Beschreibung
 durch die Vergrößerung und Herannäherung
 der Gefahr immer anwachsen. Anstatt daß
 andere Poeten sich gerne verweilen, die
 Schönheit und die äußerlichen Bewegungen
 eines hitzigen Pferdes künstlich vor Augen zu
 schildern, entdeckt uns dieser göttliche Dichter
 das innerliche Triebwerk aller dieser
 Handlungen, und läßt uns die Geburt und
 das Wachsthum derselben in den deutlichsten
 Kennzeichen sehen, welche er mit einer beson-

dem Macht der Wörter nachdrucksam erhebet. Das Verwundersame in der Beschreibung gründet sich auf den stolzen Muth und die Stärke des Pferdes, welche durch die aufwallende Hitze desselben un-
 • gemein vergrößert wird. Hastest du seinen Hals mit einem hurtigen und bebenden Schüttern zu bekleiden vermocht? Ich habe das Hebräische Wort nach seiner ersten und natürlichen Bedeutung durch ein starkes Schüttern und Beben * gegeben, welches sich nach der Anmerkung der Orientalischen Scribenten bey den Pferden an dem Halse spühren läßt, und durch eine hitzige Munterkeit verursacht wird. Die Hebräer brauchen dasselbe Wort in figurlichem Verstande, den Donner zu bedeuten; und daher mag wohl der deutsche Poet seine Vergleichung mit dem Ungewitter entlehnet haben. Von diesem Kennzeichen der innerlichen Hurligkeit kömmt der Dichter zu den muthigen Sätzen und Lustsprüngen, welche er durch das hüpfende Fliegen der Heuschrecke gar bequem abbildet. Virgil saget v. 117.

Insultare solo & gressus glomerare superbos.

und ist bey seiner Einfalt viel nachdrücklicher als der Deutsche mit seinem Gleichniß:

Wie Hagel um sich schlägt die Funken aus den Steinen.

Was

* Conf. Virgil, Georg. III. 250.

Was ferner der Römische überaus kräftig
in diesem Verse ausgedrückt hat:

Collectumque premens volvit sub naribus ignem,

Das giebt der göttliche Dichter noch kürzer
und kräftiger, die Hoffart in seinem Schnau-
ben ist Schrecken, oder etwas Schreckliches.
Aber der Deutsche übersteiget beyde durch sei-
ne übermäßige Ausschweifung:

Durch jedes Naseloch ein Wetter von sich braust.

Das paar Wetter hier, und wann es mehr
als zwey wären, hat keine Kraft mehr
mich zu erschrecken, so bald ich vernehme,
daß es in dem Naseloch eines Pferdes er-
zeuget worden. Seine Hufe spaltet das ebe-
ne Feld, das ist das Virgilianische *cavat-*
que Tellurem. Da der Poet im Verfolge
durch die Beschreibung der anwachsenden
Gefahr die zugleich anwachsende und in der
größten Gefahr unerschrockene Hitze des
Pferdes vergrößern will, leget er ihm nicht
nur mehr Muth und Leben, sondern gar
Verstand, Überlegung, Gedanken und eine
Sprache bey; es kennt seine Stärke, und
diese macht es übermüthig. Es mag nicht
warten biß der Feind ankömmt, es eilet ihm
entgegen. Es sportet der Gefahr, wann
sie noch so erschrecklich wäre. Alles sind
Züge, die den größten in der Brust ver-
schloßen

schlossenen Muth zu erkennen geben, und mit welchen dieser göttliche Dichter die menschliche Kunst zu schildern weit hinter sich läßt. Es verschlinget den Boden voll Zorn und Grimm, dieses ist eine bey den Arabern sehr gebräuchliche Metaphora, eine fast unglaubliche Geschwindigkeit im Laufen auszudrücken, der Grund derselben besteht darinn, daß die Erde in währendem Lauf des Pferdes gleichsam vor den Augen verschwindet, wie der Raub, den ein reißendes Thier häufig verschlinget; und daher haben es die siebenzig Dolmetscher glücklich gegeben, ἀφαιεῖ τὴν γῆν. Gegen dieser einzigen Morgenländischen Metapher sind alle Beschreibungen der andern Dichter ganz matt, z. E. wenn Virgil sagt, v. 193.

. Tum curābus auras
Provocat ac per aperta volans seu liber habenis
Æquora, vix summa vestigia ponat arena, &c.

Es trauet seinen eigenen Ohren nicht, wenn es gleich den Schall der Posaunen höret, das will sagen, es wünschet und verlangt so brünstig, diese kriegerische so angenehme Musik zu hören, daß es seinen Ohren nicht trauet, aus Furcht, ne falsa ludatur imagine vocis, und so bald es vor dem besorgten Betrug sicher ist, so entdeckt es seine innigliche Freude mit einem lachenden Wiegern, es sagt ha! ha! Wie matt ist dagegen Virgil,

. . . . Si qua sonum procul arma dedere,
Stare loco nescit, micat auribus & tremit artus.

Und ein wenig ferner von da v. 93.

. . . . & altum
Pelion hinnitu fugiens implevit acuto.

Wie ungereimt ist das Deutsche :

Im Wiehern donnernd schreyt. . . .

Virgil heißt das Wiehern recht Tinnitum acutum, welches sich nicht zu dem Donner reimet. Wie geschickt hat auch der heilige Dichter das lachende Wiehern, als ein Kennzeichen der Freude angemerket? Zuletzt hat der deutsche Poet auch des Virgils stare loco nescit nicht glücklich dadurch gegeben :

Er kan nicht müßig gehn,

Man könnte es in Stehn verändern, weil ein Pferd, so bald es geht, schon nicht mehr müßig ist, gestalt Virgil der Wahrheit gemäß sagt, cum sinuat alterna volumina crurum, est laboranti similis; zudem ist die Redensart, müßig gehen, für nichts thun, ganz gemein.

Der zwölfte Abschnitt.

Von dem Wohlstand der Gleichniß-Bilder.

Verbältniß : Schönheit der Gleichnisse in Absicht auf den Ort, wo sie stehen, und die Wahl der symbolischen Bilder. Daß der Wohlstand sich mit den Sitten ändere. Homers Gleichniß : Bild von dem Esel bey Gelegenheiten des Ajax, von einigen Kunst-Richtern getadelt. La Motte und Boileaus Meinung davon. Wie Hr. Dacier die Würdigkeit des Esels von Bestimmung rettet. Der Frau Dacier Beantwortung des Einwurfs, daß die Knaben und die Gefragteten des Esels in dem symbolischen Bilde unanständig seyn. Daß der Grund dieser Vergleichung in dem Zertrümmern und Abweiden der Saat bestehe. Wie Homer an einem andern Ort die Abschneidung des Getrandes als ein Gleichniß-Bild der Verheerung anbringt. Virgils Vergleichung des Turnus mit einem Lieger unter wehrlosen Thieren gerettet. Wie Homer den König Priamus unter dem Bild eines Uebelhäters vorstellt. Ablehnung der Beschuldigungen, so darwider gemacht worden. Wie Homer das symbolische Bild eines Brandlings unter der Asche anwendet, da er den Ulysses unter einer Decke von Laub vorstellt. Wenig laufige Kunst des Poeten, in diesem Gleichniß entdeckt. Wie er das Bild von einem Menschen nimmt, der den Anstreich eines Opfers-Roches bey einem grossen Feuer hin und her wendet, die Unruhe und Gewalt der Nachbegierde des Ulysses vorzubilden. Ausföhrliche Entdeckung der vollkommenen Kunst, die in dieser Vergleichung angebracht ist. Wie er die Seelen der erschlagenen Trojer mit den Fledermausen vergleicht. Der Wohlstand dieses Gleichniß-Bildes wird durch die Erzählung der Umstände, so der Poet nach seiner Absicht vorstellen mußte, behauptet.

Die

Die gelehrte Frau Dacier sagt in der Untersuchung der Frage, ob es mehr Kunst erfordere, kleine Sachen mit grossen, oder grosse mit kleinen zu vergleichen, daß in Beurtheilung der Gleichnisse folgende Regel wohl ich acht zu nehmen sey: „Wann man von den Gleichnissen gründlich urtheilen will, lauten ihre Worte, so kommt es nicht darauf an, ob der Gegenstand, von welchem man das symbolische Bild entlehnet, groß oder klein, vornehm oder schlecht sey, sondern man muß hauptsächlich Achtung geben, ob das Gleichniß-Bild, welches uns von dem Poeten vorgelegt wird, nett und lebhaft sey; ob der Poet dasselbe durch poetische Farben künstlich erhoben, und ob er seine Absicht damit völlig erreicht und ausgedrückt habe... Ich habe in dem vorhergehenden Vortrag gezeigt, daß und wie ferne sich kleine Dinge mit grossen und grosse mit kleinen in Vergleichung stellen lassen; vermöge dessen was ich davon gesagt habe, muß ich auch gestehen, daß diese Regel der Frau Dacier in so weit als wir uns in der Beurtheilung der Gleichnisse nur um den innern Grund und das Wesen derselben bekümmern, ihre völlige Richtigkeit habe. Nichtsdestoweniger ist unstreitig, daß die Gleichnisse neben dieser innerlichen und wesentlichen Schönheit noch eine Verhältniß-Schönheit und Anständigkeit in Absicht auf den Ort, wo sie zu stehen kommen, und auf

die Wahl der symbolischen Bilder haben müssen; Gleichwie es nicht genung ist, daß ein Gemählde durch die Aehnlichkeit der Züge, und der Lineamente des Angesichtes, durch die Schönheit und Lebhaftigkeit der Farben, und durch die reiche Kunst des Mahlers ergehe, sondern überdiß noch erfordert wird, daß die Stellung, die Kleidungs- Art, und ganzer Zierrath der Würde und dem Ansehen der vorgestellten Person anständig sey; und daß das Gemählde an einen anständigen Ort aufgestellt werde. Und in dieser Absicht ist freylich sehr viel daran gelegen, daß man in der Beurtheilung der Gleichnisse absonderlich untersuche, ob der Gegenstand, von welchem das symbolische Bild entlehnet wird, diese Verhältniß-Anständigkeit habe, oder vielleicht vor die Würde der ähnlichen Sache, die dadurch vorgebildet wird, allzu unedel und verächtlich sey. Dieses heißt der Wohlstand der symbolischen Bilder, welcher die Vollkommenheit der Gleichnisse ungemein erhebet; denn so ähnlich sonst ein Gleichniß in seinem Grund, und so prächtig die Kunst des Dichters in desselben Ausbildung seyn mag, wo indessen dieser Wohlstand in der Wahl des symbolischen Bildes aus der Acht gelassen worden, so verdunkelt dieser Mangel alle übrigen Schönheiten des Gleichnisses. Insonderheit muß dieser Wohlstand sorgfältig

fältig beobachtet werden, wenn man die erhabenen Tugenden und Eigenschaften einer wahrhaften Person oder Sache nachdrücklich erhöhen, und herausstreichen will.

Der Wohlstand ändert sich mit dem Verlauf der Zeit und den Sitten der Menschen, und ist nicht in der Natur der Sachen, sondern in der Einbildung der Menschen und der Gewohnheit gegründet. Vor Alters, in der glückseligen Zeit, da man nichts von Heppi-keit und Verzärtelung wußte, ward nur die Arbeitsamkeit und die Tugend vor rühmlich, und die Trägheit und das Laster vor schändlich gehalten. Die Ergeväter arbeiteten mit ihren eigenen Händen, die vornehmsten Töchter giengen selbst Wasser aus dem Brunnen zu schöpfen; Diebecka, Rachel, und die Töchter Jethro tränckten ihre Heerden selbst; bey Fabius Pictor geht die Rhea selbst, und bey Livius die Tochter des Tarpejus mit dem Krug zur Quelle. Aber zu unserer Zeit sind dieses verächtliche, niedrige und knechtische Geschäfte. Diesemnach bestehet der Wohlstand in dem Werth, welchen die herrschenden Sitten und Gewohnheiten in einem gewissen Ort, und zu einer gewissen Zeit den Sachen beizulegen pflegen; daher es kömmt, daß zu einer Zeit und an einem Ort etwas verächtlich seyn kan, was zu einer andern Zeit, und an einem andern Ort war hoch-

geschäket worden. Aus dieser Ursache hat Cornelius Nepos, der das Leben der berühmtesten griechischen Feldherren in Schrift verfaßet hat, in Betrachtung des grossen Unterschiedes der Sitten und Gewohnheiten seiner Zeit unter den Römern, gegen den Zeiten derer alten Griechen, von welchen er schreibet, vor nöthig gehalten, seine Römischen Leser in der Vorrede zu seinem Werk zu warnen, daß sie sich nicht daran stoßen sollen, wenn er seinen Helden zuweilen solche Thaten zum Lob beymessen werde, welche damahls zu Rom verächtlich und unanständig gehalten worden, weil er die Sitten und Zeiten habe so beschreiben müssen, wie er sie gefunden. Diese Vertheidigungs-Rede des Cornelius ist in der That werth, daß wir ihr alhier einen Platz einräumen. Non dubito fore plerosque, qui hoc genus scripturæ leve, & non satis dignum summorum virorum personis judicent, cum relatum legent, quis musicam docuerit Epaminondam, aut in ejus virtutibus commemorari, saltasse eum commode, scienterque tibiis cantasse. Sed hi erunt fere, qui expertes litterarum græcarum, nihil rectum, nisi quod ipsorum moribus conveniat, putabunt. Hi, si didicerint, non eadem omnibus esse honesta ac turpia, sed omnia majorum institutis judicari; non admirabuntur, nos in Grajorum virtutibus exponendis mores eorum secutos.

Neque

Neque enim Cimoni fuit turpe, Atheniensium summo viro, sororem germanam habere in matrimonio: quippe cum ejus cives eodem uterentur instituto. At id quidem nostris moribus nefas habetur. Laudi in Græcia ducitur adolescentulis, quam plurimos habere amatores. Nulla Lacedæmoni tam est nobilis vidua, quæ non ad scenam eat mercede conducta. Magnis in laudibus tota fuit Græcia, victorem Olympiæ citari, in scenam vero prodire & populo esse spectaculo, nemini in eisdem gentibus fuit turpitudini. Quæ omnia apud nos partim infamia, partim humilia atque ab honestate remota ponuntur. Contra ea pleraque nostris moribus sunt decora, quæ apud illos turpia putantur, &c. Auf eben diesen Grund wollen wir jezo einige Homerische Gleichnisse gegen den Vorwurf unwissender Tadler, daß sie wider den Wohlstand laufen, zu retten trachten.

In der Mitte des eilften B. der Ilias kommen in einer Reihe zwey verknüpfte Gleichnisse vor, deren letzteres unter allen Homerischen Vergleichen am meisten angefochten worden. Sie lauten wie folget:

„ Der Vater Jupiter ließ seine Wageschale
 „ hoch empor steigen, dadurch jagte er dem
 „ Ajax das Schrecken in den Busen, daß
 „ er ganz betreten stehend. Er warf das
 „ Schild von sieben Thier-Fellen auf den
 „ Rücken, und zog sich einem Wild gleich
 „ zurück,

„ zurück, indem er manch banger Blick auf
 „ die Kriegeschaaren warf, er gieng mit
 „ langsamen und schweren Schritten, und
 „ wendete sich öfters, wie ein falber Löwe,
 „ der in einem Stall von Hunden und
 „ Bauern gehehet wird, da sie die ganze
 „ Nacht über wachen und wehren, daß er
 „ die fetten Stieren nicht anfalle; derselbe
 „ ist ganz fleischgierig, und gehet mit hun-
 „ gerigem Magen auf sie los, aber es feh-
 „ let ihm, weil ein Haufen Pfeile von küh-
 „ nen Händen auf ihn geschossen werden,
 „ und ihm die angezündeten Fackeln Furcht
 „ und Grauen verursachen, ungeachtet er
 „ auf den Raub ganz erpicht ist; Er weicht
 „ mit anbrechendem Tage voll Betrübniß.
 „ Also gieng Hjar von den Trojanischen
 „ Haufen, welchen er so grossen Abbruch
 „ gethan hatte, sehr ungerne zurücke, weil
 „ er der griechischen Schiffe halber unge-
 „ mein besorget war. Wie wenn ein Esel
 „ ungeachtet alles Widerstandes der Hirten-
 „ Knaben, die mehr als einen Bengel ihm
 „ auf dem Rücken in Splitter zerschlagen,
 „ gemach und langsam in einem Korn-Feld
 „ gehet, wo er die reiche Ernd abfrißt,
 „ wiewohl die Knaben mit den Bengeln
 „ auf ihn zuschlagen, sind ihre Schläge
 „ doch schwach, und sie mögen ihn nicht hin-
 „ austreiben, bis er sich satt gegessen hat.

Gewisse verzärtelte Critici haben dieses letz-

tere Gleichniß als zu niedrig und unanständig verworffen, sie konnten nicht begreifen, wie das Bild von einem Esel sollte dienen können, das Lob eines Helden zu erheben, zumahl da kein verächtlicheres Thier ist, da der Esel zur Knechtschaft gebohren, faul und träg ist, also daß der bloße Name desselben durch eine Figur vor ein Scheltwort gebraucht wird, einen dummen, langsamen und faulen Kopf zu bedeuten, daher ihn auch Horatius *iniquæ mentis asellum* charakterisiert. Der Herr de la Motte hat zwar in seiner Schrift von Homer das Herz nicht, sich offenbar vor diese Meinung zu erklären, doch ist seine Schutz-Schrift vor die Würde des Esels so kaltsinnig und auf Schrauben gesetzt, daß man derselben nicht wohl trauen kan. „Die Kunstrichter, sagt er, haben vornehmlich die Wahl des Poeten angegriffen, da er den Esel zum Gleichniß-Bild genommen hat. Ich kan meines Orts nicht glauben, daß sie es mit Grund thun, weil der Begriff von einer verächtlichen Niedrigkeit, den wir an das Wort Esel gebunden haben, nur willführlich ist, und es mag seyn, daß man vor diesem in Griechenland dieses Thier mit eben so viel Grund hochgeschähet hat, als es in Frankreich verachtet ist.“ Der Herr Despreaux hat sich in seiner neunten Betrachtung über Longin mit mehrer Deutlichkeit ausgedrückt.

Er gestehet, daß die Worte, welche in der Lateinischen und der Französischen Sprache einen Esel bedeuten, in beyden von der verächtlichsten Niedrigkeit seyn, aber er erinnert hingegen auch, daß sowohl das griechische als das hebreische Wort, womit eben dasselbe Thier genennet wird, nichts niederträchtiges mit sich führe, zumahl man finde, daß es von den hebreischen und griechischen Scribenten in den allerprächtigtsten Erzählungen gebraucht worden. Was diese zween geschickten Männer mit ungleichem Ernst vorgeben, das hat der gelehrte Hr. Dacier in seinen Anmerkungen über des weltweisen Aristoteles Poetik gang gründlich bewiesen, und die angefochtene Ehre und Würdigkeit des Esels in Absicht auf das angezogene Homerische Gleichniß gerettet. Er sagt: „Zu Homers Zeiten waren die Esel
 „ gar nicht verachtet, wie sie heut zu Tage
 „ sind, ihr Name war noch kein Schimpf-
 „ wort, und dieses Thier diente Fürsten und
 „ Herren zum Staat. Und darum konnte
 „ Homer ohne Verletzung des Wohlstandes
 „ den Ajax mit demselben vergleichen, inson-
 „ derheit da er dieses Feldherren steiffen und
 „ hartnäckigten Sinn, seine Stärke und
 „ Gedult erheben wolte. Man hat sich über
 „ dieses Gleichniß-Bild desto weniger zu ver-
 „ wundern, nachdem Gott selbst dasselbe
 „ dem Erhvater Jacob in den Mund gelegt
 „ hat, welcher in dem letzten Segen an seine
 „ Söhne

„ Söhne sich folgender Worte gegen Issaschar
 „ bedienet: Issachar Alinus fortis accubans inter
 „ terminos. „ Da wir nun ferner aus der Hi-
 „ storie der Richter Israel wissen, daß dieses
 „ Thier in dem Dienst der vornehmsten Perso-
 „ nen bey den prächtigsten Aufzügen gebraucht
 „ ward, so mußte folglich das Bild eines Esels
 „ einen eben so edeln Eindruck machen, als bey
 „ uns das Bild eines Pferdes. Alleine ob der
 „ Hr. de la Motte gleich die Wahl dieses Bil-
 „ des nicht offenbar tadelt, so will ihm doch
 „ die Ausführung desselben nicht zum besten ge-
 „ fallen. Er sagt: „ Ungeacht dessen, was man
 „ zur Rechtfertigung dieses erwählten Bildes
 „ sagen kan, so ärgert mich die Vergleichung
 „ noch ein wenig wegen der Knaben, und
 „ der eigensinnigen Freßhaftigkeit des Esels,
 „ denn diese Bilder sind zu keiner Zeit und in
 „ keinem Land edel genug, des Ajax hart-
 „ näckigte Dapferkeit und die Wuth seiner
 „ Feinde vorzustellen. „ Alleine die Frau Da-
 „ cier hat in dem Werke von den Ursachen des
 „ verdorbenen Geschmacks, in welchem sie des
 „ Herrn de la Motte Schrift von Homer, der
 „ dem Ruhm ihres hochgeschätztesten Poeten so
 „ nachtheilig ist, mit einer männlichen Hitze
 „ widerleget, auch diesen Vorwurff geschickt von
 „ ihm abgelehnet. Sie sagt: „ Was kan ed-
 „ lers seyn, als zu verstehen geben, daß die
 „ Streitenden, welche den Helden rings-
 „ herum umgeben haben, gegen ihm Knaben
 „ sind,

„ sind, welche einen Esel aus einem Korn,
 „ Feld hinaustreiben wollen, daß sie mit ih-
 „ rer ganzen Macht nichts ausrichten, daß
 „ er darum nichts desto mehr eilet, und daß
 „ er keinen Tritt thut, da er nicht ganze Hau-
 „ sen zu Boden wirft. Man bekümmert sich
 „ hier wenig um die Gefährlichkeit des Esels;
 „ es ist nur um seine Hartnäckigkeit, seine
 „ Stärke, und Gedult zu thun. „ Homer
 wollte mit diesem Gleichniß des Ajax unem-
 pfindliche Unachtsamkeit, womit er die Schüsse
 und Stiche der andringenden Feinde auspa-
 rirte, und den hartnäckigsten Sinn deutlich
 vorbilden, welcher machte, daß er sich durch
 keine Gefahr hinterhalten ließ, dem Feind
 selbst in währendem Zurückweichen nach Mög-
 lichkeit Abbruch zu thun. Er wehlte zu dem
 Ende das symbolische Bild des Esels, welches
 jemand vor edel und anständig genug gehalten
 hat, die stoische Unempfindlichkeit als in einem
 Sinnbild vorzustellen. Er führet dieses Thier
 auf ein fruchtreiches Feld, wo es, ungeachtet
 der erzörnten Schläge der abwehrenden Hir-
 ten-Knaben, auf seinem hartnäckigsten Sinn
 bleibt, und den Acker verwüset, auch nicht
 eher zum Weichen zu bringen ist, als wenn
 es seine Lust gebüßet hat. Also beruhet hier
 die Vergleichung auf einer ähnlichen doch
 schädlichen Handlung, von welcher sich ein
 steiffer Sinn durch keine Gefahr abwendig
 machen läßt. Diese schädliche That, auf wel-
 cher

Dem der Grund der Vergleichung beruhet,
 ist in dem symbolischen Bild die Verheerung
 des Getraides durch das Abfressen, und das
 Zertreten; und in dem Gegenbild die Ver-
 heerung, welche der unerbittliche Grimm des
 Helden in der Trojanischen Armee angerich-
 tet hat, v. 569. Da hat man sich zu erin-
 nern, daß es bey Homer nichts ungewohn-
 tes ist, daß er die Glieder und Reihen einer
 wohlgeordneten Armee mit einem Korn-Feld,
 und die Zerrüttung derselben beyden mit ein-
 ander vergleicht. In dem 67ten Verse des
 eilften B. wo er den muthigen Angriff bey-
 der Heere, und die grausame zu beyden Thei-
 len erfolgte Niederlage recht sichtbar vor-
 stellen will, sagt er: „Wie zween Haufen
 „Schnitter auf dem Feld eines reichen Man-
 „nes gegen einander stehen; indem sie ein-
 „ander nähern, wird rechts und links eine
 „Menge Garben, Getraide und Aehren zu
 „Boden gelegt. Also schlugen sich die Tro-
 „janer und die Griechen oben und unten
 „zu Boden, und keinem von ihnen kam der
 „Sinn on die schädliche und tödliche Flucht.“
 Den gangen Unterscheid in diesem und dem
 erstern Gleichniß macht, daß dort die ähnliche
 und verderbliche Handlung nach der beson-
 dern Absicht des Poeten einem Thier zuge-
 schrieben wird, welches dieselbe nach seiner
 Natur auf eine ganz andere Weise ausführt,
 als die Schnitter in dem letzten Gleichniß
 thun;

thun; doch dergestalt, daß auch diese Art der Verheerung, welche durch das abfressende Thier geschieht, indem es auf dem Kornfeld seine Speise findet, allerdings bequem ist, den Schaden vorzustellen, welchen Ajar der feindlichen Armee zugefüget hat; und die Lust und Leichtigkeit, womit er solches bewerkstelliget, auf eine noch lebhaftere Weise ausdrückt. In einem gleichen Sinn haben Josua und Kaleb den Muth der Israeliten, welcher durch den ungleichen Bericht ihrer Mitabgeordneten war niedergeschlagen worden, wieder aufzurichten, das Gleichniß-Bild ebenfalls von der Speise hergenommen. Ihr habet euch, sagen sie, vor dem Vold in dem Lande nicht zu fürchten, sie sollen unsere Speise seyn; womit sie sagen wollen, wir wollen sie mit leichter Mühe niederhauen. Also hat es auch die neue verfolgte Uebersetzung gegeben, und solches zugleich mit der Anmerkung vertheidigt: Weil durch den Genuß der Speise das Wesen derselben zerstöret wird, so wird dadurch der Untergang eines Dinges angezeigt; und weil wir bey dem Genuß der Speise Lust empfinden, so ist dieses ein Zeichen, daß wir dabey an unsern Kräften keinen Abgang verspüren, und also geschieht es ohne Mühe.

Anjehö lasse ich einen jeden selbst ermessen, wie glücklich der Poet so wol in der Wahl als in der Ausführung seines Bildes gewesen,
und

und sole ungereimt folglich die Beschuldigung des Herrn de la Motte, die ihm die Gefräßigkeit des Esels an die Hand gegeben hat, herauskomme; angesehen der Poet des Ajax herrschende, schier unersättliche, Begierde dem Feind Schaden zuzufügen dadurch ausgedrückt hat: dazu kommt, daß es Homer leicht gewesen wäre, anstatt der schwachen Hirten-Knaben ein ganzes Dorf voll Landleute einzuführen, diesen unbändigen Esel recht mürbe zu machen, wofern er es vor eben so nöthig gehalten hätte, als der Hr. de la Motte. Alleine er hat diese übermäßige Vergrößerung wohlbedächtig weggelassen, weil seine Beschreibung dadurch einen grossen Abgang an Nachdruck erlitten hätte. Der Poet wollte euch durch die Vorstellung dieser Knaben gedencken lassen, wie dem Ajax in seiner grimmigen Unempfindlichkeit die starke Macht der Feinde vorgekommen sey, dabey aber kam ihm nicht in den Sinn den Ruhm ihrer Tapferkeit dadurch zu schmählern. Es ist ja nicht verkleinerlich, wenn ich sage, die grimmigen Streiche einer schweren Faust dünkten ihn bey seiner Unempfindlichkeit so schwach, als wenn sie von der blöden Hand eines kleinen Kindes wären geführt worden. Die Wahrscheinlichkeit lieget hier allein in Lycopoeii, in der Einbildung einer gewissen Person. Virgil hat in dem neunten B.

der Eneis gesagt, daß Pandarus bei Schließung der Pforte unwissentlich auch den Turnus eingeschlossen habe:

Immanem veluti pecora inter inertia Tigrim.

Des Turnus Handlung, der in der Stadt eingeschlossen ist, und allda ein wüthes Mädeln unter den Trojanern anrichtet, gleicht der Handlung eines Siegers, der ungefehr in eine Hürde verschlossen worden, und daselbst die schüchtere Heerde erwürgt. Dieses ist zum Grund des Gleichnisses genug. Wer hier einwerfen wollte, indem Virgil die Trojaner als *pecora inertia* vorstelle, gebe er dadurch unbesonnener Weise zu verstehen, die Trojaner seyen feige Menschen, würde gewiß Verständigen etwas zu lachen geben; zumahl auch Schüler wissen, daß in denen Sätzen, in welchen eine Vergleichung enthalten ist, der Schluß nicht gültig ist, was der eine nicht in eben so hohem Grade und so grossem Maß besizet, als der andere, das hat er gar nicht; z. E. Achilles ist stärker und herzhafter als Hector, folglich ist Hector ein blöder und feiger Mensch. Auch ist eben so durchgehends bekannt, daß ein Mensch in Vergleichung mit verschiedenen andern, und in Absicht auf ein ungleiches Maß zugleich schwach und starck, feig und herzhast kan genennet

werden. Und es ist niemand schimpflich, der mit einem grössern in Vergleichung gesetzt wird, wenn er schon dadurch keinen Vorzug erhält. Ich habe hier diese Anmerkungen um so viel lieber angebracht, weil die ganze Materie von den Vergleichen in der Lehre de Relatione gegründet ist, und aus derselben muß erklärt werden. Ich muß endlich noch erinnern, daß das Gleichniß von einem Löwen, welches vor dem von dem Esel vorhergeht, eine ganz besondere Absicht hat. Es soll vorstellen, wie Ajax nach seinem grossen Muth und heftigen Grimm, ungeachtet der grossen Gefahr und des gewaltigen Widerstandes sich sehr spät und aus dringender Noth doch mit grosser Müh entschliesst, zu weichen; da hingegen das nächst darauf folgende Gleichniß von dem Esel die Manier anzeigt, womit er sich zurück gezogen hat. Und diese kurze Erinnerung kan hier genug dienen, einen gewissen spöttischen Criticum abzufertigen, der gesagt hat, Homerus habe mit diesen beyden Gleichnissen eines von beyden thun wollen, entweder den Esel in die Löwenhaut oder den Löwen in die Eselhaut kriechen zu lassen.

Ich finde in dem vier und zwanzigen B. der Ilias ein anderes seltsames Gleichniß, welches ebenfalls des Fehlers bezüchtigt worden, daß es wider den Wohlstand sündige. Der Poet bedienet sich desselben an

dem Orte, wo er die Bestürzung beschreiben will, welche den Achilles und seine Gäste überfallen hatte, als sie unvermuthet den alten König Priamus dem Achilles zu Fuß liegen sahen. „Die Tafeln waren noch nicht aufgehoben, als Priamus jedermann unvermercket in das Gezeil kam; er trat alsofort zu Achilles hinzu, ergriff ihm die Knie mit der Hand, und küßete süßfälig die erschrecklichen und mörderischen Hände, welche ihm schon so viele Söhne umgebracht hatten. Wie, wann ein angesehener Mann, der in seiner Vaterstadt einen Mord begangen hat, dem Nachschwerdt zu entgehen, in ein anderes Land fliehet, und ohne Anstand in den Palast eines vornehmen Herrn hineingeht, daselbst Schutz zu suchen, alle Anwesenden eine große Erstaunung überfällt; Eben so sehr erstaunete Achilles, als er den majestätischen König so unversehens erblickete, der jeko vor ihm auf den Knien lag, und eben so erstaunet stuhnden die übrigen Anwesenden, und sahen einander mit Verwunderungs-vollen Blicken an.„

Je selkamer die Homerischen Gleichnisse aussehn, desto künstlicher und nachdrücklicher sind sie insgemein, wenn man sie in dem rechten Licht betrachtet. Der unwissende und eifersüchtige critische Meid ärgert sich an diesem Gleichniß so übel, als wenn Homerus diesen

diesen

diesen alten unglückseligen König unter dem Bild eines Mörders vorgestellt hatte. „Wie niedrig, sagen sie, wie ungeheuer und unanständig ist doch dieses Gleichniß-Bild, einen unschuldigen und unglücklichen König vorzustellen, welcher die grausame Ermordung seiner Söhne hat sehen müssen, und jezo dem unversöhnlich ergrimmten Mörder derselben zu Füßen lieget! Weit anständiger würde dieses Bild vor Achilles selbst seyn.“ Alleine man darf nur die Absicht des Poeten, auf welche ihn seine Erzählung nothwendig hat führen müssen, erwegen, so wird sich die Unge rechtigkeit dieser Beschuldigung, welche von einer unerfahrenen Uebereilung herrühret, also bald zeigen. Der Poet hatte den alten König in zween merkwürdige Umstände gesetzt, die den Achilles und seine Freunde nothwendig in eine heftige Bestürzung versetzen mußten. Einer war, desselben höchst gefährliche nächtliche Reise mitten durch das Lager der Griechen bis zu Achilles Gezelt, vor welchem er unter der Bedeckung seines Schutz-Gottes, v. 563. und 564. unangemeldet ankommen, und ferner ganz unvermerkt bis vor das Angesicht seines grimmigen Feindes fortgegangen. Wie heftig bestürzt dieser Umstand den Achilles gemacht habe, giebt er in seiner Anrede an den König Priamus v. 519. 520. und 521. selbst zu erkennen, nachdem er sich jezo schon ein wenig erhohlet hatte, und noch

deutlicher v. 563. bis 566. da er schon berichtet war, daß Priamus Ankunft von einem günstigen Gott befördert worden. Der andere Umstand, welcher des Achilles Bestürzung noch mehr vergrößerte, war die Kühn- und Hoffnungs-volle Demüthigung dieses grossen aber unglücklichen Königes vor seinem schlimmsten Feind. Nun war dem Poeten viel daran gelegen, daß diese beyden Umstände, jeder absonderlich, wohl bemercket und beherzigt würden, als dadurch die heftigste Bestürzung nothwendig mußte erwecket werden; und dieses gedachte er eben durch das angezogene Gleichniß zu erhalten, in welchem er die größte Bestürzung, die von beyden erzählten Umständen entspringet, so wohl von dem Unvermutheten in Ansehung der Ankunft, als auch von dem Unerwarteten in der tiefen Erniedrigung und Gebehrdung, auf das lebhafteste vorstellet. Da nun allein dieser letztere Umstand anstößig ist, so wird es uns jeto gar leicht seyn, denselben nach der Absicht des Poeten zu rechtfertigen. Man lese nur folgendes zusammen, so wird das Aergerniß gleich verschwinden. „Der unglückliche König warf sich vor Achilles nieder, und küßete die erschrecklichen und mörderischen Hände, welche das unschuldige Blut seiner dappersten Söhne vergossen hatten, eben so demüthig als ein vornehmer Mann, der eine Uebelthat begangen hat, bey dem

„ ergrim-

„ergrimmten Richter Gnade suchet.. Wie
 könnte die tiefe Erniedrigung des Trojanis-
 schen Königs, welche der Poet ausser dem
 Gleichniß nach ihren niedrigsten Kennzei-
 chen beschrieben hat, kräftiger, als durch
 dieses beigefügte Gleichniß erhöht werden?
 oder von wem will man eine grössere De-
 müthigung erwarten, als von einem zuvor
 angesehenen Mann, der jetzt, als ein Sup-
 plicant, um das Leben bitten muß, wel-
 ches er durch eine schwere Ubelthat ver-
 würdet hat? Was ist in dem täglichen Le-
 ben selbst gemeiner als diese Art zu ver-
 gleichen? Wie ofte höret man sagen: „Er
 „hat sich vor ihm eben so sehr gedemüthi-
 „get, als der grösste Ubelthäter; oder, er
 „hätte sich nicht dieser Demüthigen können,
 „wenn er schon um das Leben hätte bit-
 „ten müssen..“ Wir findet in dieser Weise
 sich auszudrücken etwas anstößiges? Es ist
 so ferne, daß die Unschuld eines Menschen
 durch diese Vergleichung Abbruch leiden
 sollte, daß dieselbe vielmehr dadurch erhö-
 het wird; zumahl nach dem bekannten Lo-
 gicalischen Spruch *oppo-ita juxta se posita*
magis elucetunt. Auch hat der Poet unter
 vielen Ubelthaten nicht ohne satzamen
 Grund den Mord als eine Demüthwür-
 kende Ursache ausgelesen, theils weil diese
 Ubelthat den Mörder der Rache der An-
 verwandten aussetzte, und mit der Landes-

Verweisung gestraffet ward, wie aus einer Stelle in der Odyssea im fünfzehenden B. v. 272-278. erhellet; theils weil dieses erwehlte Bild vornehmlich dienete, dieser beyden grossen Männer, des Achilles und des Priamus, Character durch einen geschickten Gegensatz verdeckter Weise anzuzeigen, indem der unglückliche Greiß bey dem unbittlichen Mörder seiner Söhne eben so demüthig Gnade suchen muß, als wenn er selbst die Hände mit unschuldigem Blut besudelt hätte. Alleine Homerus begnüget sich hiermit noch nicht, er weiß dieses Bild so künstlich auszuführen, daß es ihm zugleich dienen muß, durch das Unvermuthete in der Anfunft, die Bestürzung des Achilles und der übrigen Anwesenden auf das höchste zu treiben. Und dadurch läßt sich in diesem Gleichniß desto mehr Kunst wahrnehmen, indem es, wie Janus, zwey Angesichter hat, und so wohl auf das vergangene zurücke, als vorwärts auf das folgende siehet, ob es gleich nur einen Leib hat.

Etliche andere Gleichnisse Homers, welche von gewissen Criticis mit demselben Fehler der Unanständigkeit beschweret worden, stehen in der Odyssea. Ich will mich es nicht verdriessen lassen, auch dieselben der Weitläufigkeit nach zu retten, in der Hoffnung, daß ich es meinen Lesern niemahls zu lange machen

machen kan, wenn ich ihnen die geheime Kunst
 dieses vortreflichen Poeten auch in den sel-
 samsten und dem ersten Anblick nach ent-
 ferntesten Stücken vor Augen lege. Am
 Ende des fünften B. der Odyssea beschrei-
 bet der Poet, wie Ulysses nach ausgestan-
 drem vielfältigem Ungemach in der stür-
 merischen See ganz abgemattet und ent-
 kräfte in ein unbekanntes Eiland verschla-
 gen worden, wo er jezo nicht ferne von
 dem Ufer unter dem ewigen Schatten zweyer
 Oelbäume, die ihn mit ihren dicht-ver-
 wachsenen Aesten vor aller Gewalt des
 Wetters sicher machten, seine nassen und
 müden Glieder auf einem Lager von Blä-
 tern ausstreckt, und von allen Seiten mit
 Laub sorgfältig bedeckt, damit er die Fun-
 ken der natürlichen Wärme, die in dem
 innersten seiner Brust noch glimmten, be-
 lebete und ernehrte. Diese Absicht des
 Ulysses bildet Homerus mit folgendem Gleich-
 niß ab. „Wie ein Mensch, der in einem
 „abgelegenen Feld wohnet, von der Ge-
 „meinschaft mit andern Leuten weit entfer-
 „net, etwas brennendes in die Asche ver-
 „gräbt, damit er den Saamen zu einem
 „neuen Feuer aufbehalte, weil er sich vor-
 „sichtig erinnert, daß er nicht leicht von einem
 „andern Ort bekommen könnte. Also ¹²⁹
 „Ulysses unter seiner Decke von Laub... Der
 Poet vergleicht demnach hier U-¹³⁰ vor-
 sichtige

sichtige Sorgfalt für die Unterhaltung seines *Color s vitalis*, der in der kalten See fast ausgelöschen war, sehr geschickt mit der sorgfältigen Vorsichtigkeit eines Menschen, der in einer abgelegenen Wohnung beständig etliche Funken lebendigen Feuers in der Asche verwahrt. Da könnte man zwar den Einwurf machen: Wann man beyde Arten von Gefahr, von welchen diese doppelte Sorgfalt entstanden ist, mit einander vergleicht, könne keine derselben in Ansehen der Grösse wohl das Maß der andern seyn. Wisset kluge Sorgfalt sey von der Furcht sein Leben zu verlieren entstanden, wie er solches v. 467. und 468. selbst bekennet: Hingegen habe der Mensch, der in dem Gleichniß aufgeführt wird, nichts mehrers zu befürchten, als daß es ihm vor eine kurze Zeit an Licht und Feuer gebrechen mögte. Wie sollte nun diese Sorge mit jener in eine Vergleichung kommen können? Doch dieses wird niemand als ein tadelsüchtiger Mensch sagen; der aus Ubereilung und Unwissenheit nicht selten dasjenige, worinne die größte Kunst eines geistreichen Kopfes verborgen lieget, als unanständig und ungemessen durchziehet. Das Leben ist freylich ein edles Gut, mit dem Verlust desselbigen gehet zugleich der Genuß aller übrigen zeitlichen Güter verloren. Aber Homer konnte seinem Helden, von welchem die Göttin Minerva in dem ersten B. v. 59. bezeuget, daß er verlange

zu sterben, *θανάτου ἡμάρτανος*, ohne Verletzung
 seines Characters keine zaghafte Furcht vor
 dem Tode, noch eine allzu übermäßige Liebe für
 das Leben zuschreiben; und darum suchte er
 durch das angebrachte Gleichniß nicht die
 Grösse dieser Sorge zu erhöhen, welche vor
 den Character dieses Helden weder anständig
 noch rühmlich gewesen wäre, sondern seine
 wahre Absicht bey diesem Gleichniß war, er
 ne ganz gemässigte und kluge Vorsorge für
 das Leben, die einem großmüthigen Helden
μεγαλήτορι θυμῷ, alleine ansteht, zu beschrei-
 ben. Er mußte hier zwischen einer kummer-
 reichen, furchtsamen Sorge, und einer vor-
 sichtigen klugen Sorgfalt wohl unterscheiden.
 Je grösser die Gefahr ist, desto grösser ist ge-
 meiniglich auch der zaghafte Kummer und die
 Sorge, wie man der Gefahr entgehen könne;
 und je grösser diese furchtsame Unruhe ist, des-
 to weniger kan die vorsichtige Klugheit dane-
 ben Statt und Platz haben. Aber ein Held
 kan die grösste und augenscheinlichste Gefahr
 mit ganz ruhigem und gefestem Muth an-
 schauen, und dieser ist dann zu vernünftigen
 und klugen Veranstellungen recht aufgelegt.
 Betrachten wir den Character des Ulysses
 näher, so werden wir finden, daß er nicht
 der dapperste in der griechischen Armee war,
 aber wohl der klügste, der sich in tausend ge-
 fährlichen Begegnissen gew. auf seinen grossen
 Muth, aber noch mehr auf seine größere
 DUTCH

durch eine lange Erfahrung bewährte Klugheit verlassen konnte, daher er auch πολῦτροπος benennet wird. Er liebete das Leben nicht anderst als einen Gast, den einer zu redlicher Neigung so lange speiset, schützet und versorget, bis er endlich von ihm Abschied nimmt. Wenn wir jezo das Homerische Gleichniß bey diesem Licht beschauen, so müssen wir uns über die geiffene Kunst des Poeten verwundern, der alles in so richtiger Zahl, Gewicht und Maß anzubringen gewußt hat. Wie geschickt ist die Wahl des Bildes, wie wohlgemessen ist dasselbe! Wie künstlich werden die emblematischen Umstände eingeführt! Er stellet euch Ulysses unter dem Bild eines Menschen vor, der in einem abgelegenen Winkel eines Feldes ferne von der Gemeinschaft mit andern Menschen Herd und Feuer hat; und führet euch dadurch zu Gemüthe, wie Ulysses von aller menschlichen Hilfe entblößet in einer unbewohnten Insel sitze, wo er sich selbst und seiner eigenen klugen Vorsichtigkeit alleine überlassen ist. Wenn er diesen einsamen Menschen hernach die Überlegung machen läßt, wie ihm seine Entfernung von andern Menschen schädlich seyn könnte, s. stellet euch dieses den klugen Ulysses vor, wie er mit Betrachtung seiner gegenwärtigen Umstände beschäftigt ist, und bey sich selbst abwieget, wie er sich vor der vorschwebenden Gefahr am besten könne sicher stellen, in welcher

der Überlegung Homerus ihn von v. 465. bis 473. würcklich aufgeführt hat. Gleichwie endlich dieser einsame Mann seinen Umständen nach alle mögliche Vorsorge brauchet, etwas glühendes in die Asche zu verbergen, und darinnen aufzubehalten, also brauchet auch Ulysses seinen Umständen nach alle mögliche Vorsorge, seine abgematteten und erfrorenen Glieder unter die warme Decke von Laub zu verhüllen; und ist hier insbesondere die emblematische Aehnlichkeit zwischen beyden Handlungen sehr annehmlich, angesehen die in der Asche aufbehaltene Gluth die erwärmt und unter der Decke von Laub allmählig anglimmenden Lebens-Kräfte Ulysses gleichsam vor Augen stellet. Ich muß noch gedencken, daß eben die Richtigkeit dieses Bildes die übliche schöne Metapher, der Lebens-Dacht verglümme, eingeführt hat.

Beym Eingang des zwanzigsten B. der Odyssea steht ein anderes Gleichniß von dieser seltsamen Art, das unserer Betrachtung würdig ist. Nachdem Homerus uns daselbst das Herz Ulysses, welches von ganz widerwärtigen Eindrücken und Neigungen bestürmet, und in eine un schlüssige, ungestüme Unruhe gesetzt ward, aufgeschlossen, indem er uns einerseits desselben Abscheu, Schmerzen, Grimm, Rach-Begierde, welche der üppige Muthwille der Freyer ihm in die Brust gelencket hatte, anderseits die Größe der Gefahr,

Gefahr, in welcher er schwebete, und die Unmöglichkeit den Gewaltthätigkeiten dieser frechen Jünglinge Einhalt, und seinem billigen Zorn eine Genüge zu thun, recht nach dem Leben vorstellet, füget er endlich ein Gleichniß hinzu, mit welchem er die schmerzliche Unruhe und die Oberhand der ungeduligen Rach-Begierde ganz natürlich abbildet. „Ulysses welchete sich auf seinem Lager hin und her, wie wann ein Mensch den Wanst eines Opfers Viehes mit Fett und Blut gefüllet, bey einem grossen Feuer beständig hin und her wendet, und aus Hunger verlangt, daß er bald gebraten wäre; also fehrete sich Ulysses voll innerlicher Unruhe hin und her, mit sich selbst zu Rath gehend, wie er der unverschämten Freyer am geschwindesten mögte Meister werden, massen er alleine gegen eine solche Menge stuhnd.“ Die Kunst des Poeten, und die geschickte Wahl dieses Gleichniß-Bildes zu rechtfertigen, haben wir unterschiedliche Sachen zu erinnern. Erstlich müssen wir die wahre Absicht des Poeten bestimmen. Homerus wollte die Unruh und die Ungedult, die den unschlüssigen Ulysses auf seinem Lager nach einem langen Streit übermeisert hatten, deutlich vor Augen stellen. Demnach war seine Absicht nicht die brennende Rach-Begierde Ulyssens an ihr selbst und überhaupt, oder nach ihren Ursachen und Würdungen zu

zu beschreiben, sondern daran war ihm am meisten gelegen, daß er diese Gemüths-Bewegung von der Grösse ihrer Unruh und damit vergesellschafteten Ungedult absonderlich und nachdrücklich characterisirte, als ein ungemeiner Meister in der Kunst die absonderlichsten Symptomata der Gemüths-Bewegungen zu zeichnen. Nun mußte er zu diesem Endzweck einen grossen Fall und solche Umstände erdichten, welche bequem waren, eine gleiche schmerzliche und ungedultige Unruhe rege zu machen; denn da sich diese Ungedult, die einem vor Nachgier brennenden Herzen keine Ruhe läßt, durch keine sichtbare Zeichen oder Wirkungen deutlich genug zeigt, so kan sie nicht anders als durch die Vorstellung solcher Umstände, welche nothwendig eben dergleichen Ungedult gebähren müssen, deutlich gemacht und beschrieben werden. Diese ungedultige Unruh aber kan von ganz verschiedenen Ursachen herrühren, und darum muß die Aehnlichkeit nicht in den Umständen, sondern in dem davon erzeugten ähnlichen Gemüths-Stand und Bewegung gesucht werden; und es ist so ferne, daß eine allzu grosse Aehnlichkeit in den Umständen dienen sollte dem Gleichniß Licht oder Nachdruck mitzutheilen, daß vielmehr die Erfindung der entferntesten Umstände, von welchen das Gemüth in eine gleichmässige Regung gesetzt wird,

wird, von der reichen Kunst des Poeten zeuget, und den Punct der Aehnlichkeit in der Vergleichung vortreflich erhebet. Da nun nichts üblicher ist, als die Begierden des Herzens mit dem Verlangen des Hungers zu vergleichen, so hat der Poet das Bild der hungerigen Esse-Lust, die durch die Ansicht und den Geruch eines guten Bissens noch mehr erhöht wird, vor überaus bequem und geschickt gehalten, Ulysses unruhige Ungedult seine Rach-Begierde zu sättigen, nach dem Leben auszudrücken. Derowegen hat er auch in der Ausbildung seines Gleichnisses diejenigen Umstände sehr geschickt gewehlet, welche dienen die Lust zu essen auf einen hohen Grad zu treiben, und recht ungedultig zu machen; als, wenn er dem Hungerigen nicht bloß einen schlechten Bissen vorleget, sondern ein Gericht, welches bey den Alten vor eines der niedlichsten gehalten worden. Es ist bekannt, daß das Sumen, das ist, der Wanst eines Mutter-Schweins, bey den Römern ungemein gerühmet ward, und so gar durch eine uralte Legem Censuriam als etwas allzu wollüstiges verbothen gewesen. Und damit er die Esse-Lust noch mehr reizete, stellet er diesen Wanst vor, als mit einer leckerhaften Füllung gestopfet; er läßt den Hungerigen diesen köstlichen Braten riechen, und treibet seine Ungedult damit so hoch, daß er kaum warten

warten mag, bis er gahr gebraten ist, damit er seiner Esse-Lust eine Genüge thun möge. Ich muß ferner die Kunst des Poeten auch darinne loben, daß er die ungedultige Unruhe, die Ulyssen das Herz beklemmet hatte, empfindlich auszudrücken, nicht etwa ein fremdes Bild von einem hungerigen Wolf oder Löwen, sondern das Bild eines Menschen gewehlet hat, durch diese Wahl hat er sich über das Herz seines Lesers meister gemacht, so daß er ihn in seiner eigenen Brust eben dieselbe ungedultige Unruhe des Ulysses fühlen läßt, nachdem er ihn durch seine lebhafteste Beschreibung eines hungrigen Menschen, der einen niedlichen Braten bey einem grossen Feuer immer kehret und wendet, und vor Ungedult nicht warten mag, bis er genug gebraten ist, in solche Umstände versetzt, in welchen er sich schon oft befunden hat. Denn man muß sich hier erinnern, daß zu Homers Zeiten die Küche nicht den Dienern überlassen ward, sondern daß die Geschäfte in derselben vor anständig und standsmässig gehalten wurden; wie wir in dem neunten B. der Ilias an dem Exempel des Achilles sehen können.

Ferner ist die Wahl dieses Gleichniß-Bildes um so viel merckwürdiger, weil dasselbe uns von der Haupt-Materie, die der Poet ausführlich abhandelt, nicht abführt; das Prassen und Schlemmen der Freyer,

welchem Ulysses nicht länger zusehen konnte, war eben die Ursache seines gefakten rachgierigen Zorns; Ihre wichtigste Sorge war, wie sie tollküstig speisen könnten, wie Amphinomus in dem zwanzigsten B. der Odyssea v. 246. wo er eine wichtige Berathschlagung mit diesen Worten endiget, „alleine
 „lasset uns des Fisches nicht vergessen,
 selbst zu verstehen giebt; und unter den
 • leckersten Speisen, womit sie sich bedienen
 ließen, war ein Wanst von einer Ziege
 mit Fett und Blut gefüllet, wie Antinous
 in dem achtzehnten B. v. 44. und 45. be-
 zeuget: „Diese Ziegen-Wänste sind würck-
 „lich beym Feuer gahr worden, und jene
 „haben wir, mit Fett und Blut gefüllet,
 „bengelegt, damit sie vor das Nachtmahl
 „gebraten würden.“ Und eben dieses er-
 hellet ebenfalls aus dem 252sten Verse des
 zwanzigsten B. Nun muß eben diese wohl-
 lüstige Tafel der Freyer dem Poeten das
 Bild leihen, Ulyssens ungedultige Begier-
 de sie wegen ihres üppigen Lebens zu züch-
 tigen, deutlich vorzustellen; und ist hier die
 Weißheit des Poeten nicht genug zu erheben,
 der den Stoff zu seinen Gleichnissen mit so vieler
 Geschicklichkeit aus der Materie selbst her-
 ausziehet, und die Bilder in derselben so
 artig zu seinem Abscheu reimet. Die ge-
 lehrte Frau Dacier hat zur Rechtfertigung
 der Wahl dieses Gleichnisses ferner ange-
 merket,

mercket, daß ein solcher gefüllter Wanst dem Ulysses in dem achtzehnten B. von den Freyern als der Preis, den sie in dem Kampf zwischen ihm und dem unverschämten Irus aufgesetzt hatten, mitgetheilet worden: Ich sehe noch hinzu, daß ich denselben Kampf als ein prophetisches Emblem von dem Gesichte der Freyer ansehe, welche eben so wohl als Irus den Ulysses in dem seinigen muthwillig angetastet, geschmähet und beschimpfet haben, und an der Niederlage dieses Bettlers hätten wahrnehmen sollen, was sie von Ulyssens Hand dereinst würden zu gewarten haben. Homer hat auch in der That v. 116. absonderlich bemercket, daß Ulysses seinen Sieg über den Irus als ein glückliches Zeichen vor seine vorgenommene Rache angesehen habe. Da nun der aufgesetzte Sieges-Danck ein Schaf-Wanst war, mit Fett und Blut gefüllet, konnte der Poet Ulysses unruhige Ungedult nach einer sieghaften Rache an den Freyern nicht geschickter vorstellen, als unter dem Bild des hungrigen Verlangens, welches eben derselbe nicht lange zuvor nach diesem fetten Preis des Sieges gefühlet hatte; zumahl Ulysses von seinem Hunger nach diesem Wanst in dem achtzehnten B. v. 53. und 54. selbst bekennet, „der böse Magen spornet mich an, wenn ich gleich unter den Streichen erliegen sollte.“

Ob nun endlich gleich die Gegenstände des unruhigen und ungedultigen Verlangens in dem Bild und Gegen-Bild ganz unterschieden seyn können, so muß dennoch zwischen beiden auch eine emblematische Übereinstimmung Platz bekommen, und das Bild, in Absicht auf seine Würde, dem Gegen-Bild gerecht seyn: Und auch in diesem Stücke muß ich noch das gegenwärtige Gleichniß rechtfertigen; und die unvergleichliche Kunst des Poeten in das gehörige Licht setzen. Der Gegenstand des unruhigen Verlangens in dem Bild ist der fette und wohlriechende Braten über dem Feuer: in dem Gegen-Bild ist der Gegenstand, nach welchem sich Ulyssens ungedultige Nachgier sehnet, der Haufe Freyer. Ob nun gleich diese beyden Gegenstände in ihrer Natur ganz verschieden sind, so kan doch jener trefflich dienen, diesen, als in einem Sinnen-Bild, vorzustellen. Der Wanst mit Fett und Blut voll gestopfet, ist allerdings bequem, die wollüstigen und unverschämten Schmarreuche * der Freyer, die sich mit anderer Leute Fett und mit Blut der Unschuldigen gemäß

* Dieses übliche Gleichniß hat die Metapher veranlaßet, nach welcher die Greter bey Paul an Titus Cap. 1. nach Epimenides Vers *Γαστήρ ἀργαή* genannt werden. Und Lucilius hat gesagt:

Vivite Lurcones, comedones, vivite ventres.

gemästet haben, und sich in dem Wohlleben herumwelken, abzubilden; und da diese unter dem Sinnen-Bild einer niedlichen Speise vorgestellt werden, so läßt euch dieses gedenken, daß Ulysses an der Überlegung seiner zu nehmenden Rache eine eben so innige Lust empfinde, als ein Hungeriger, wenn er sich in der Hoffnung einen fetten Bissen vorstellt. Das große Feuer, bey welchem dieser gefüllte Banst ungeduldig hin und her gewendet, und gebraten wird, zeigt euch Ulysses hitzige und ungedultige Überlegung, wie er diesen frechen Jünglingen am geschwindesten beikommen möge, und das Feuer der Rache, das in seinem Herzen brennet, durch welches er ihre Zeitigung zur Straffe auf das eifrigste befördert zu sehen wünschet, und vor grosser überhandnehmender Ungedult die kurze Zeit nicht erwarten mag, bis er seine Rache ohne Eckel und Gefahr an ihnen sättigen kan.

Daß Homer noch des Umstandes gedenket, Ulysses habe sich auf seinem Lager unruhig hin und her gewälzet, geschieht alleine, euch die innere Unruh und Ungedult, die sein Gemüthe jezo ganz eingenommen hatte, aus diesem sichtbaren Zeichen, als einer Würckung derselben, desto besser ermeßten zu lassen; wer indessen dieses Herumwelken unter dem Sinnen-Bild des über dem

Feuer hin und her gewendeten Bratens zu gleich vorgeſtellt gläubet, der leihet uns damit neuen Anlaß die Kunſt des Poeten zu bewundern, der gewußt hat, durch ein Bild nicht nur den innerlichen Zuſtand des beunruhigten Gemüthes ſeiner Haupt-Abficht gemäß, ſondern überdieß noch einen Neben-Umſtand ſo geſchickt abzuſchildern. Ich hoffe, daß die ausführliche Rechtfertigung dieſes homerischen Gleichniſſes dienen könne, die unglückliche Critik des Herren Verraults, der daſſelbe in dem letzten Geſpräche ſeiner Vergleichung der alten Scribenten mit den neuern angegriffen hatte, abzufertigen, und des Herren Despreaux Beantwortung derſelbigen in der ſechſten Betrachtung über Longinus in ein helleres Licht zu ſetzen.

Das letzte homerische Gleichniß, das ich von einer gleichmäßigen Beſchuldigung zutreten, mir vorgenommen habe, ſtehet gleich Eingang des vier und zwanzigſten B. der Odysſea. Der Poet vergleicht daſelbſt die Seelen der erſchlagenen Freyer mit den Fledermäuſen, welches Bild einem eckeln Geſchmack in Abſicht auf die Würdigkeit der Seele, die von den Banden des Leibes befreyet iſt, nicht anſtändig, noch anſehnlich genug vorkommen mögte. „Mercurius Cyllenius, heißt es „da, führete die Seelen der Freyer mit ſich „davon, er leitete ihren Zug mit ſeiner gülden Rute, ſie giengen mit einem ſchwindenden

„renden Gethöne hinter ihm her, wie wann
 „die Fledermäuse in dem innersten Raum ei-
 „ner heiligen Grotte mit einem schwirrenden
 „Gethöne fliegen, falls ungefehr ein Stein
 „sich von der Decke losgerissen hat, und her-
 „unter gefallen ist, wo sie dicht in einander
 „gelebet hatten. Also giengen sie mit schwir-
 „rendem Gethöne dicht in einem Haufen. „
 Dieses Gleichniß sollte allein dienen, das
 schwirrende Geräusch, und das Gedränge, mit
 welchem diese leiblosen Seelen ihrem Führer
 nachfolgeten, zu erklären; und was übrigens
 die Wahl desselben anbelangt, so finde ich
 solche in verschiedenen Absichten den Sachen
 gemäß, und anständig. Erstlich war die Na-
 tur der todten Schatten nach der Lehre der
 Egypter, und der Pythagoreer, etwas unbe-
 kanntes, daß sie weder zu den grob-irdischen
 Körpern noch zu den Geistern Konten gerech-
 net werden; also sind die Fledermäuse eine
 Gattung Thiere, welche weder unter die flie-
 genden noch unter die vierfüßigen können ge-
 zehlet werden; sie haben Flügel, aber keine
 Federn; sie fliegen zwar, aber nur im Dunkeln;
 sie haben Zähne und Kräfte, die kein anderer
 Vogel hat, daher Varro in seinem *Agathon*
 nach Nonius Citation gesagt hat: *Quid mul-
 ta? factus sum vesperilio; neque in muribus
 plane, nec in vulturibus sum.* Zudem wird
 der Fortgang dieser todten Schatten von ei-
 nem Ort zum andern ohnedem nach einem

gemeinen Glauben der Alten durch das fliegen ausgedrückt, gleichwie das homerische *οὐρανὸν αἰσῶσι* im zehnten der Odyssea B. 495. bekannt ist. Insbesondere glaubten die Alten, diejenigen Schatten, derer Leichen unbegraben lagen, müßten an dem Strande des Cocytus in der Irre herumschwärmen, und würden nicht ehe in das Reich der Todten hinüber gesetzt, bis ihre Körper beigesetzt wären, wie solches der ansehnliche Schatten des erschlagenen Patroclus in dem drey und zwanzigsten B. der Odyssea selbst erwehnet; und auch Virgil in dem sechsten B. der Eneis B. 327. bezeuget:

Nec ripas datur horrendas, nec rauca fluentes
Transportare prius, quam sedibus ossa quierunt.
Centum errant annos, VOLITANTque hæc littora
circum.

Da nun Homer den Zug und Fortgang der Schatten der noch unbegrabenen Freyer beschreiben wollte, so war er genöthigt, das ähnliche Bild von einem Vogel zu entlehnen, und zwar von einem solchen, der die Dunkelheit der Nacht liebete, und dessen Gestalt einen gräßlichen Eindruck machte, dadurch als in einem Sinnenbild die *εἰδῶλα καμόντων*, und die Nacht, welche in dem Reiche des Todes herrschet, vorzustellen, wozu die Fledermäuse trefflich bequem waren, wie man ferner aus der Drohung Horazens abnehmen kan:

Quia

Quin ubi perire jussus exspiravero,
Nocturnus occurram furor:
Petamque vultus umbra curvis unguibus,
Quæ vis Deorum est manium:
Et inquietis assidens præcordiis
Pavore somnos auferam.

Wenn wir nun das ungewisse Geschlecht, die schwarze Farbe, die gräßliche Gestalt, das fliegen, das nächtliche herumschwärmen, die krummen Klauen der Fledermäuse zusammen nehmen, so können wir nicht fehlen, wenn wir sagen, daß der Poet alle diese zu seiner Absicht so nöthigen Umstände in keinem andern Bild hätte finden können, und folglich, daß er in der Wahl dieses Gleichniß-Bildes, ohne die Anständigkeit zu verletzen, eine große Geschicklichkeit erwiesen habe.

Der dreizehnte Abschnitt.

Rettung einiger von Longin getadelten Gleichnisse.

Zimäus wird von Longin getadelt, daß er den Alexander mit einem Schulredner verglichen habe. Daß es genug sey, wenn die Sachen emander dazwischen ähnlich sind, worinnen sie verglichen werden. Hemeckens Meinung, daß das Wesen der Vergleichen auf der Übereinstimmung zweyer Dinge in den meisten oder allen Stücken beruhe, wird verworffen. Wie Homer einzig auf die hartnäckigte Bludürstigkeit siehet, da er einen Helden mit einer Mücke vergleicht. Wie Virgil das Auge alleine auf die Bemühung gerichtet hat, als er die einschiffenden Trojaner mit den Ameisen verglichen. Dyrische Schönheit dieses Gleichnisses. Daß Zimäus in seinem Gleichniß alleine die Schnelligkeit Alexanders in der Bezwingung Asiens vorstellen wollen. Grade der Eilfertigkeit. Daß Zimäus den höchsten Grad derselben durch seine Vergleichung ausgedrückt habe. Ungereimter Schluß Longins, daß Isocrates, der zehn Jahr an seiner Rede gearbeitet, dapperer gewesen, als die Lacedämonier, welche zwanzig Jahr mit der Belagerung der Stadt Messene zugebracht. Daß die Handlungen, die mit einander verglichen werden, an Größe zwar unterschieden seyn dürfen, aber an Vortrefflichkeit und Wichtigkeit übereinstimmen müssen. Ungereimte Vergleichung Hemeckens zwischen Alexander und einem Buchdrucker. Daß eine Vergleichung einen Zusatz an Schönheit erlange, wenn sich zwischen den ungleichen Handlungen etwas übereinstimmendes befindet. Übereinstimmende Dinge zwischen einem Helden und einem Redner. Daß Isocrates Rede mit Alexanders Siegen etwas gleiches habe. Hemeckens Verbesserung der Vergleichung des Zimäus

Timäus wird verworfen. Homers Gleichniß, womit er die Schnelligkeit der Pferde der Götter vorstellt. Falsches Lob, das Longin diesem Gleichniß beyleget. Eben so ungereimtes Lob, das dem Longin wegen seines Urtheiles von seinen Bewunderern mitgetheilet wird.

Der berühmte Criticus Longinus beschuldigt in seiner Abhandlung von dem Erhabenen den geschickten Redner Timäus, daß er aus Begierde immer etwas neues zu sagen, sehr oft in das frostige verfallen sey. Er thut dieses in der vierten Abtheilung, wo er mit Fleiße von diesem Fehler handelt, und zum Verweisethum seiner Bezüchtigung eine Stelle anführt, in welcher Timäus den großen Alexander durch eine Vergleichung loben will. Dieselbe lautet nach Longinus also „ Alexander „ der hat mit Eroberung von ganz Asien nicht „ so viel Zeit zugebracht, als Isocrates mit „ Verfertigung seiner berühmten Rede, in „ welcher er den Krieg wider Persien anzusetzen bemühet gewesen. „ Ueber diese Stelle läßt sich Longinus folgendermassen vernehmen: „ Gewiß eine ungemeine Vergleichung des Macedonischen Helden mit einem „ Schul-Redner! Mein guter Timäus, hieraus würde folgen, daß Isocrates weit „ dapperer gewesen wäre, als die Lacedämonier, welche zwanzig Jahre vor der Stadt Messene gelegen sind, eh sie dieselbe haben „ erobern mögen, da jener zur Verfertigung „ seiner

„ seiner Rede nur zehn Jahr gebraucht hat. „
 Gegen diese derbe Anklage haben die zwey berühmten und scharffsinnigen Männer Costar und Baile den Redner Timäus weitläufig vertheidigt, denen auch Bouhours und Gibert in so weit beygefallen sind, daß sie noch hinzugeset, diese Vergleichung würde eine größere Vollkommenheit erhalten haben, wenn die Rede des Isocrates einige Beziehung auf Alexander und seine Siege gehabt hätte. Das Beispiel dieser berühmten Männer kan mir zu statten kommen, die Kühnheit, womit ich mich unterstehe, obigen Ausspruch des berühmten griechischen Kunstrichters zu prüfen, und gegen den Uberglauben desjenigen blinden Verehrers Longinus zu entschuldigen, welcher in seiner neuen Herausgabe desselben ihm das Vorrecht der Unfehlbarkeit zugeleget, und solches auf eine Verjährung von zehn Jahrhunderten gegründet hat.

Wenn Longinus über die angeführte Stelle des Timäus in diese stacheligte Ironie und höhnische Verwunderung ausbricht: Gewiß eine ungemeine Vergleichung des macedonischen Helden mit einem Schul-Redner; so will er diese Vergleichung vermuthlich in zwey Absichten lächerlich machen, weil sie einerseits allzu entehrt, und anderntheils allzu niedrig und vor einen so grossen Helden ganz unanständig sey. Was den ersten Punct anbelanget, da die Vergleichung Alexanders mit Isocrates

crates Pongin darum zu mißfallen scheint, weil es ihr an Aehnlichkeit zwischen diesen beiden Personen mangle, so muß ich mich hier erklären, daß diejenigen das Wesen der Vergleichen nicht kennen, welche fordern dürfen, daß die Sachen, die in Vergleichung kommen, wenn nicht in allen, doch in den meisten Stücken mit einander überein kommen sollen, zumahles genug ist, wenn die Sachen einander in demjenigen Stücke ähnlich sind, in welchem sie mit einander verglichen werden. Ein gewisser Criticus stuhnd in den Gedanken, es wäre ein Fehler, wenn man zwey Wesen von einem Geschlecht mit einander vergliche. Und warum werden die Figuren der Menschen auf den Schilden von vielen Criticis verworfen, als eben darum, weil die Gleichheit zwischen dem Kitter und dem Bild allzu groß ist? Darum erklärt Piccolomini die allzu übereinstreffenden Gleichnisse vor fehlerhaft, als denen er eine Superficialitet und Identitet schuld giebt, damit ich seine Worte brauche; es sey, daß die Gleichheit auf den Personen und ihrem ähnlichen Zustand beruhe, als wenn man sagte, ein zum Schwert verurtheilter Mensch sey an Gemüthes-Angst einem gleich, der in der gefährlichsten Krankheit schon die letzte Delung empfangen hat; oder daß sie auf den Handlungen beruhe, z. E. wenn man das Wettelauffen mit dem Kennen zu Pferde vergleichen wollte. Ein jeder dummer Kopf

könnte

könnte dergleichen platte Gleichnisse erfinden. Allein das Sinnreiche besteht darinnen, daß man das ähnliche in dem unähnlichen findet: *Solertis acutique hominis est certare quid in rebus multum inter se distantibus simile sit.* Denn ob zwar gewiß ist, daß nichts so ungleich unter sich ist, welches nicht in einer gewissen Ansicht übereinstimme, so ist doch nichts desto weniger sehr schwer das besondere Stück dieser Uebereinstimmung in Dingen, die dem Schein nach ganz entfernt sind, auszufinden, ja unter vielen Sachen diejenige auszusuchen, welche in demselben absonderlichen Stücke geschickter als die andern übereinkommt; unangesehen solche übrigens in ihren andern Eigenschaften mehr als andere unterschieden und ungleich seyn möchte. Den nach ist es so fern, daß des Timäus Gleichniß in Absicht auf die Aehnlichkeit zwischen einem Helden und einem Knecht mangelhaft sey, daß vielmehr eine nähere Uebereinstimmung zwischen den Personen, wie solche Longin zu verlangen scheint, ein Fehler seyn, und einen grossen Mangel an Scharfsinnigkeit entdecken würde. Denn welcher blöde Kopf wird nicht ohne einiges Nachdenken einen Helden mit einem andern Helden, Alexander mit dem Hercules oder Achilles, in Vergleichung stellen können? Ich habe dieses zu erinnern um so viel nöthiger gefunden, weil der Deutsche Übersetzer von Longins Schrift, in seiner Anmerkung über diese

Critische

Critische Stelle, Costars und Bailes zur
 Vertheidigung dieser Vergleichung angeführ-
 te Gründe damit abfertigen wollen, daß er
 vorgiebt, das Wesen der Vergleichungen be-
 ruhe auf einer völligen Uebereinstimmung
 zweyer Dinge, die mit einander verglichen
 werden, nicht nur in einem, sondern in den
 meisten oder in allen absonderlichen Stücken.
 Die gehörnte Schlußrede, deren er sich bedie-
 net, lautet also: „Wo es nach den Regeln
 „ der Beredsamkeit genug ist, wenn man nur
 „ irgend einige Gleichheit zwischen zwei Sa-
 „ chen anzeigen kan, so darf niemand den
 „ Timäus mit Recht tadeln. Daserhinge-
 „ gen diejenigen Dinge, welche verglichen wer-
 „ den, wenn nicht in allen, doch in den mei-
 „ sten Stücken ihrer Vergleichung, mit ein-
 „ ander überein kommen müssen, so hat Lon-
 „ gin recht. Aber das erste kan nicht bestehen,
 „ weil niemals in der Welt zwey Dinge so
 „ weit von einander entfernet sind, bey denen
 „ man nicht etwas übereinstimmendes an-
 „ trifft, folglich wären alle Vergleichungen
 „ ohne Tadel, sie mögten auch noch so abge-
 „ schmackt seyn, welches doch kein vernünfti-
 „ ger behaupten wird.“ Da aber die Grund-
 sätze, auf welche Hr. Heinneken seine Schluß-
 Rede stühet, ganz morsch und fa'sch sind, so
 verurtheilet er damit Longins Critick selbst.
 Denn weil es nach den Regeln der Beredt-
 samkeit genug ist, daß die Sachen, welche
 Ec in

in Vergleichung kommen, einander nur irgend in einer gewissen Eigenschaft, Beschaffenheit oder Handlung, oder auch die Handlungen nur in einem gewissen Umstand oder Absicht vollkommen ähnlich seyn, so wird selbst nach Hrn. Heineccens Logica folgen, daß Timäus unrecht getadelt worden. Oder welcher Lehrer der Beredtsamkeit hat jemahls gefodert, daß die Sachen in einer Vergleichung in mehr als einem Stücke oder so genannten Tertio nothwendig mit einander übereinstimmen müssen? Und lehret uns nicht das Exempel der alten berühmten Dichter, daß der Lehrsatz, welchen Hr. Heineccen annimmt, die Vergleichen nach demselben zu beurtheilen, falsch und unbegründet sey, zumahl derjenige, der dieser Richtschnur in seinem Urtheil folgen wollte, nothwendig die meisten Exempel der Gleichnisse, die wir bey Homer und Virgil bewundern, als fehlerhaft verwerffen müßte. Ich will nur zwey solche Vergleichen aus diesen beyden berühmten Alten anführen. Homerus sagt in seiner Ilias in dem siebenzehenden B. v. 570. „Minerva sendte
 „ ihm die Eigensinnigkeit einer Mücke in die
 „ Brust, die sich frecher Weise auf den Leib
 „ eines Menschen ansetzet, und wiewohl sie
 „ etlichemahl weggejaget worden, nicht nachgibt,
 „ sondern beständig wieder kömmt
 „ ihn zu beißen, und sich mit seinem Blut
 „ zu sättigen. Mit solcher Frechheit erfül-

„ lete

„Iete die Göttin dem Menelaus das vergällte Herz an.“ Hier fände Longinus mehr Ursache mit einer höhnischen Verwunderung auszurufen: „Gewiß eine ungemeine Vergleichung des Helden mit einer Mücke!“ Wer siehet aber nicht daß der Grund der Vergleichung lediglich auf der vermessenen und hartnäckigten Blutdürstigkeit dieser zweyen Wesen beruhet, da sie sonst in ansehung ihrer übrigen Eigenschaften so weit von einander entfernt sind, daß wohl niemand so leicht eingefallen wäre, daß sie mit einander nur in einem Stücke sollten können verglichen werden. Von solchen Gleichnissen gilt, was Quintilianus im achten B. C. 3. sagt: Quo quæque longius petita est, hoc plus offert novitatis, atque inexpectata magis est. Und Virgil vergleicht in dem vierten B. der Eneis v. 402. die einschiffenden Trojaner mit den Ameisen:

Ac velut ingentem formicæ farris acervum
Cum populant, hyemis memores, tectoque reponunt:
It nigrum campis agmen, prædamque per herbas
Convectant, calle angusto pars grandia trudent
Obnixæ frumenta humeris, pars agmina cogunt,
Castigantque moras: opere omnis semita fervet.

Ueber diese Stelle hat Servius sehr wohl erinnert: Ad studium respicit comparatio hoc loco, non ad personas. Da ist keine Uebereinstimmung weder zwischen den Wesen, die in

Cc 2

Ver-

Vergleichung gestellet werden, noch zwischen ihren Handlungen, noch zwischen derselben Absichten. Der Poet will allein zu verstehen geben, daß der Fleiß und die Emsigkeit der Trojaner in ihrem zwar ganz andern Werke dem Fleiß der Ameisen in ihrem Bestreben und geschäftigen Bewegungen gleich komme. Er will durch dieses Symbolum nur einen einzigen Umstand in ihrer Arbeit vor Augen legen. Damit ich die Wahl dieses Gleichniß-Bildes weiter rechtfertige, muß ich hier ebenfalls noch erinnern, daß dasselbe eine optische Schönheit hat, indem der Poet die Dido auf einen solchen Gesichtspunct in der Entfernung gestellet hatte, von welchem ihr diese emsig-beschäftigten Trojaner kaum grösser, als Ameisen, vorkommen konnten. Er sagt v. 408.

Quis tibi tunc Dido, cernenti talia sensus?
 Quosve dabas gemitus, cum littora fervere late
 Prospiceres ARCE EX SUMMA? - - -

Und was die Ausbildung dieses Gleichnisses anbetrifft, so bestehet die Kunst des Poeten darinn, daß er die Emsigkeit dieses kleinen Thiergens recht nachdrücklich zu erheben, sich nur solcher Worte bedienet, welche einen starken Eindruck bey euch machen, so daß die Beschreibung, wenn man das Wort formicz in der ersten Zeile ausläßt, euch eine Beschäftigung weit stärkerer und grösserer Schultern, als der Ameisen sind, vorbildet.

Winn

Wenn ich nun eben diese angeführten Exempel, und hundert andre Homerische und Virgilische Vergleichen betrachte, in welcher berühmte Männer und Helden mit Thieren und leblosen Dingen an der Seiten aufgeführt werden, so kan ich ferner keineswegs sehen, daß Longinus Ursache gehabt habe, des Timäus Vergleichung als allzu niedrig und wegen der Ungleichheit der Personen unanständig zu verwerffen; worauf das andere Stück der Beschuldigung des Timäus beruhet. Ich sehe solches um so viel weniger, da Timäus, wie Costar schon angemercket hat, nicht den Helden mit dem Redner verglichen, sondern bloß die Zeit, welche der Redner zur Verfertigung einer Rede brauchet, gegen diejenige Zeit gehalten, welche der Held zur Eroberung ganzer Länder vonnöthen hat. Die Absicht des Redners Timäus bey dieser Vergleichung war allein die Eilfertigkeit, mit welcher Alexander sich in so kurzer Zeit von ganz Asien meister gemacht, lebhaft vorzustellen, und nachdrücklich zu erhöhen. Lasset uns nun in dem Grund untersuchen, wie der Redner diese Absicht am besten habe erreichen können.

Ich setze zum Grundsatz, daß eine
 gleiche } Handlung { gleichviel } Zeit fodert.
 grössere } { mehr }
 kleinere } { weniger }

Folglich ist der erste und unterste Grad der Eilfertigkeit, wenn jemand eine gleich schwere Handl.

Handlung in weniger Zeit, als ein andrer verrichtet. Von solcher Art ist eine Vergleichung, die wir bey Isocrates in seiner Rede an den König Philipp finden, deren Inhalt kürzlich dieser ist: Hercules hat die Stadt Troja zu erobern weniger Tage zugebracht, als die Griechen unter Agamemnons Anführung zu Eroberung eben derselben gankes Jahre gebraucht haben. Der zweite Grad der Eilfertigkeit ist, wenn jemand eine grössere und wichtigere Handlung in eben so kurzer Zeit ausführt, als ein andrer braucht, eine kleinere und leichtere zu verrichten; als wenn ich zum Exempel sage: Alexander hat nicht mehrere Zeit gebraucht, sich ganz Asien unterwürffig zu machen, als die Griechen, Troja zu erobern. Der dritte und höchste Grad der Eilfertigkeit ist endlich, wenn jemand eine grössere und wichtigere Handlung in kürzerer Zeit ausführt, als ein andrer eine weit kleinere und leichtere Verrichtung. Von solcher Natur ist nun die Vergleichung, die wir in dem Panegyrico Isocrates finden, welche also lautet: „Woher will man die Ausdrücke nehmen, diese Helden zu loben, welche die Belagerer der Stadt Troja so gar weit hinter sich zurücke gelassen haben; da diese mit Eroberung einer Stadt zehn Jahre zugebracht, so haben die erstern in einer kürzern Zeit die vereinbarte Macht von ganz Asien aus dem Feld geschlagen.“ In welchen

den Worten eine Vergleichung von der Art der folgenden enthalten ist: Alexander hat nicht einmahl so viele Monathe nöthig gehabt, sich von ganz Asien meister zu machen, als die Griechen völlige Jahre, die Stadt Troja einzunehmen. Je grösser nun zwischen zweien Handlungen der Unterscheid in Ansehung ihrer Wichtigkeit und Schwierigkeit seyn mag, und je grösser der Unterscheid in der Zeit ist, in welcher dieselben ausgeführt werden, nemlich so, daß die grössere Handlung in kürzerer Zeit verrichtet wird, desto verwunderlicher ist auch die Eilfertigkeit. Wenn wir jetzt des Timäus Vergleichung, in welcher er die schnellen Siege des grossen Alexanders dadurch erhöhen will, daß er ganz Asien in kürzerer Zeit eingenommen, als Isocrates seine Rede vor die Kriegs-Erklärung wider Persien vollendet habe, bey diesem Licht beurtheilen wollen, so kommt es vornehmlich darauf an, ob nicht die Handlung, welche dem Isocrates zugeschrieben wird, nach dem gemeinen Urtheil der Menschen viel leichter und geringer sey, als die Handlung, die Alexander in einer kürzern Zeit verrichtet hat. Da wir nun, nach Bailes Anmerkung von Natur gewohnt sind, uns einen schier unendlichen Unterschied zwischen der Arbeit eines Landbewingers und eines Redners einzubilden, massen jedermann glaubet, daß es unaussprechlich leichter sey, Wörter in Ordnung zu bringen,

gen, als Königreiche zu erobern, so müssen wir ja nothwendig zugeben, daß Timäus durch diese glückliche Wahl den höchsten Grad der Eilfertigkeit der glücklichen Waffen Alexanders in Bezwingung von ganz Asien gar lebhaft ausgedrückt, und die Verwunderung auf das höchste getrieben habe. Wer muß sich nicht die allergrößte Schnelligkeit bey demjenigen Helden vorstellen, der zu so vielen namhaften und wichtigen Eroberungen nicht so viel Zeit brauchet, als ein Redner zur Verfertigung einer wiewohl vortrefflichen Rede. Man setze daß Timäus an statt des Redners Isocrates die Griechen, welche mit Eroberung der Stadt Troja zehn Jahre, oder die Lacedämonier, welche mit Einnahme der Stadt Messene zwanzig Jahre zugebracht hatten, in Vergleichung gestellet hätte, so muß man dennoch gestehen, daß denen obengesetzten Grundregeln gemäß Alexanders Eilfertigkeit um so viel langsamer geschehen hätte, als die Eroberung von Troja oder Messene, nach dem allgemeinen Urtheil der Menschen, die Verfertigung einer Rede an Größe, Wichtigkeit, und Schwierigkeit weit übertrifft. Und nach diesem Maß müssen auch die von Baile angezogenen Exempel beurtheilet werden; als, wenn es heißt: Dieser Held hat drey Königreiche in kürzerer Zeit eingenommen, als ein berühmter Geographus zur Verfertigung dreier Land-Charten angewendet hat;

hat; ein geschickter Kriegs-Baumeister hatte vor diesem mehr Zeit gebraucht, den Grundriß dieser Festung zu zeichnen, als man mit Eroberung derselben zugebracht hat. Hieher gehören auch die Beyspiele, welche Bouhours anführt: „ Wenn jemand von Ludwig dem „ Großen sagte, daß er das erste mahl die „ Frey-Grasschaft Burgund in einer Zeit „ von weniger Tage bezwungen, als man ihm „ zu Ehren eine Lob-Schrift aufsetzen könnte, „ würde ein solcher nach eurem Begriff et- „ was ungereimtes sagen? Und wenn einer „ nach einem so kurzen und so ruhmwürdigen „ Feld-Zug gesagt hätte, diejenigen, welche „ dem König zu demselben in gestudierten Re- „ den glückwünschen mußten, hätten mehr „ Zeit zu Verfertigung derselbigen gebraucht, „ als er auf diese Eroberung gewendet hat, „ glaubet ihr, daß ein solcher Gedanke un- „ geschickt gewesen wäre? „ Und hieraus läßt sich zugleich abnehmen, wie unbillig der unge- „ reimte Schluß ist, welchen Longinus aus des Timäus Vergleichung herausleiten will, wenn er sagt: „ Hieraus würde folgen, daß „ Isocrates weit dapperer gewesen wäre, als „ die Lacedämonier, welche zwanzig Jahre „ mit Eroberung der Stadt Messene zuge- „ bracht, da Isocrates zur Verfertigung sei- „ ner Rede nur zehn Jahre gebraucht hat. „ Könnte man nicht mit eben so viel Recht aus denen eben angeführten Exempeln einen gleich- „

E c 5

mäß-

mässigen Schluß ziehen: Diefemnach hat ein Geographus, der in kürzerer Zeit eine Land-Charte verfertigt, oder ein Geldbaumeister, der in weniger Monathe eine Stadt in Grund legete, oder ein Panegyrist, der nicht so viel Zeit nöthig hat, seine Glückwünschungs-Rede zu verfertigen, mehr Dapferkeit, als der Held, welcher zur Eroberung einer Stadt oder eines Landes eine längere Zeit angewendet hat. Und ich will sehen, daß Isocrates in zehn Jahren verfertigte Rede, eine Ermahnung an Alexander gewesen wäre, in welchem Fall sie so wohl Heineken als Bouhours von allem Tadel loß sprechen, würde nicht dem ungeacht Longins ungereimte Folgerung auch alsdann noch Plaz haben? Ohne Zweifel, doch könnte sie nicht unbegründeter seyn, wie Costar in folgenden Worten deutlich dargethan hat: „ Was vor eine Folgerung, sagt er, ist dieses? Hat Timäus von Isocrates Dapferkeit geredet? Heißt das eigentlich einen Redner mit einem Landbezwinger vergleichen, wenn man die Zeit, welche jener zu der Verfertigung, und dieser zu der Eroberung gebraucht hat, gegen einander vergleicht? Wiewohl es wahr ist, daß zwischen zwey ganz verschiedenen Handlungen keine Gleichheit ist, folget denn daraus, daß auch keine zwischen der langen und kurzen Zeit sey, die sie wahren? „ Und wenn wir gleich sehen würden, daß Longin mit sei-

ner Folgerung nicht auf die Dapferkeit, welche der Grund dieser Vergleichung nicht seyn kan, sondern auf die Zeit gesehen habe, so hat desselben Schluß auch in solcher Absicht keinesweges Platz, denn wenn schon wahr ist, daß der, welcher eine grosse Handlung in einer kürhern Zeit verrichtet, schneller und geschickter ist, als ein anderer, der über einer leichtern That mehr Zeit zubringet, so folget darum nicht, daß derjenige, der ein geringeres und leichteres Werk in kürherer Zeit in Stand bringet, auch fertiger und geschickter sey, als der welcher mehr Zeit brauchet, ein weit schwereres und grösseres Werk auszuführen; zumahl nach denen oben ausgemachten Regeln ein kleineres Werk allemahl weniger Zeit erfordert, und die Verrichtung eines solchen nichts verwundersames in sich hat. Nun ist aber eben dieses der unbillige Schluß Longins, mit welchem er des Timäus Vergleichung recht lächerlich machen will; denn wenn er also sagt: Isocrates hat seinen Panegyricum in kürherer Zeit vollendet, als die Lacedämonier die Stadt Messene erobern mögen; so wird sich wahrhaftig niemand über Isocrates Schnelligkeit verwundern, angesehen diese two Verrichtungen augenscheinlich verschieden sind. Ein jeder wird leicht begreifen, daß die Aufsehung einer Rede natürlicher Weise nicht so viele Zeit kostet, als die Eroberung einer mächtigen Stadt.

Wie

Wiemohl nun dieses genug seyn könnte, den Ungrund und Unfug des Gespöttes, welches Longinus über diese Vergleichung des Timäus führet, an den Tag zu legen, so will ich den noch zu desto gründlicher Erläuterung dieser Sache noch zwei Anmerkungen hinzufügen. Die erste ist, wenn schon in solchen Vergleichungen, wo es hauptsächlich um die Geschwindigkeit in Vollstreckung gewisser Handlungen zu thun ist, die Handlungen nicht nothwendig von einer Art und Gattung seyn müssen, sondern ganz verschiedene Handlungen neben einander in Vergleichung kommen können, so müssen diese Handlungen bey dem Unterschied ihrer Grösse nichts destoweniger darin übereinstimmen, daß rühmliche und wichtige Handlungen mit rühmlichen und wichtigen verglichen werden. Wenn ich also in meinen oben gestellten Regeln von kleinern und leichtern Handlungen geredet habe, so verstehe ich solche, die zwar in Vergleichung mit höhern und wichtigern gering scheinen, aber dennoch vor sich selbst betrachtet ein besonderes Gewicht und Würdigkeit haben, weil nicht wenig Kunst, Müh und Geschicklichkeit dazu gehöret, und sie daher auch Ruhm und Ehre bringen können; denn was an sich selbst keine Würdigkeit hat, kan unmöglich dienen, die Würdigkeit eines andern Gegenstandes zu erhöhen, und es ist kein Ruhm, solche Sachen zu übertreffen. Nun ist des Timäus Ver-
gleich

gleichung auch in dieser Absicht mehr zu loben als zu tadeln; denn wiewohl die Verfertigung einer Rede vor ungemein leichter gehalten wird, als die Eroberung so vieler Provinzen und Königreiche, so hat dennoch auch diese Arbeit vor sich selbst ihre besondere Würdigkeit, vornehmlich in Absicht auf das Ansehen, welches geschickte Redner in den freyen griechischen Staaten jederzeit gehabt haben, daher Virgil das Bild eines solchen Redners würdig genug geachtet hat, die grosse Macht und geschickte Leichtigkeit vorzustellen, mit welchen der Gott Neptunus das wütende Meer bestillet hat, wenn er in dem ersten Buch der Eneis v. 148. sagt:

Ac veluti magno populo cum saepe coorta est
Seditio, saevitque animis ignobile vulgus;
Jamque faces & saxa volant; furor arma ministrat;
Tum pietate gravem ac meritis si forte virum quem
Conspexere silent; arrectisque auribus adstant:
Ille regit dictis animos & pectora mulcet.
Sic cunctus pelagi cecidit fragor, æquora postquam
Prospiciens genitor &c.

Und Timäus hat sehr geschickt nicht etwan einen unbekannten Stümper, sondern den berühmten Isocrates, und unter dessen Reden diejenige gewehlet, an die er die meiste Kunst, Arbeit und Zeit gewendet, die ihm darum auch einen unsterblichen Ruhm zuwege gebracht, und von welcher er selbst mit dem

dem größten Zutrauen schier ruhmräthig gesagt hat: „Was mich anbelanget, wenn
 „meine Rede nicht so beschaffen seyn wird,
 „wie es die Würde meiner Materie erfordert, und wie mein vordem erlangter Ruhm,
 „und die lange Zeit, so ich auf die Ausarbeitung derselben gewendet, und sonst gelebet habe, von mir versprechen, so ver-
 „lange ich nicht, daß man mir es verzeihe,
 „sondern bin es zufrieden, daß mich jedermann auspfeiffe und verachte.“

Man muß sich auch nicht einbilden, als ob Timäus die Langsamkeit Isocrates in Verrfertigung dieser Rede vor tadelhaft angesehen, und nur in diesem Abschen gewehlet hätte, Alexanders Schnelligkeit im Ueberwinden das durch zu erhöhen. Ich glaube vielmehr, daß Timäus durch diese geschickte Verkleinerung des Isocrates, in sofern er mit dem großen Alexander verglichen wird, das Lob dieses wohlberedten Mannes zugleich habe erhöhen, und dadurch zu verstehen geben wollen, daß eine einige Rede, an welche Isocrates alle Kräfte seiner Kunst angewendet, ihn so weit erhoben habe, daß er verdiene, einiger Massen mit dem größten Weltbezwinger in Vergleichung gestellt, und zugleich mit dem Ruhm und Nahmen desselben verewigt zu werden. Es mag auch seyn, daß Horatius dieses Exempel Isocrates vor Augen gehabt, als er in der poetischen Kunst den römischen Scribenten auf das ernstlichste anbefohlen hat:

. Voi 6
 Pompilius sanguis carmen reprehendite, quod non
 Multa dies, & multa litura coercuit, atque
 Perfectum decies non castigavit ad unguem.

Und ein wenig weiterhin:

. Si quid tamen olim
 Scripseris, in Metii descendat iudicis aureis,
 Et patris, & nostros: nonumque prematur in annum.

Hieraus kan Hr. Heineken sich belehren lassen, wie übel ihm seine Widerlegung Costars gerathen sey, wenn er vermeinet, daß man mit eben soviel Recht den Alexander mit einem Buchdrucker vergleichen könnte, weil ein solcher nicht soviel Zeit brauchet, ein Buch zu drucken, als Isocrates seine Rede aufzusetzen. Er beliebe sich zu erinnern, daß ein Buchdrucker, wie ein anderer Mechanicus, um das Tagelohn arbeitet, und also mit seiner Verrichtung keinen Ruhm verdienet; und ob der Nutzen dieser Kunst gleich unbeschreiblich ist, so fällt doch alles Lob, welches derselben mit Recht kan beygelegt werden, auf den Erfinder zurücke.

Die andere Anmerckung, die ich zu mehrerer Erklärung dieser Materie anführen will, ist diese: Ob die Handlungen gleich nicht nothwendig von einer Art und Gattung seyn müssen, erhält dennoch die Vergleichung einen mercklichen Zusatz an Schönheit

heit und Vollkommenheit, wenn sich zwischen denen ungleichen Handlungen einige Übereinstimmung befindet; ja je genauer diese Übereinstimmung in entfernten Handlungen ist, desto grösser ist auch die ergebende Vollkommenheit einer Vergleichung. Der vermeinte Mangel dieser Übereinstimmung ist eben dasjenige, was die Tadler in der Vergleichung des Timäus am meisten ärgert. Sie sagen: Was ist wohl vor eine Übereinstimmung zwischen dem grossen Alexander und dem Isocrates? Jener erobert Länder, dieser schreibet eine Rede. Alleine diese Tadler verrathen eben dadurch ihre Unwissenheit. Warum sollte nicht zwischen einem grossen Helden, der durch seine siegreiche Waffen ganze Länder bezwinget, und zwischen einem geschickten Redner, der durch die Macht seiner Beredtsamkeit die Gemüther bezwingen und die empörrten Leidenschaften überwältigen kan, eine angenehme Harmonie anzutreffen seyn? Man sehe nur auf die Macht, und die Wirkungen der Beredtsamkeit, wie Virgil solche in den oben angeführten Versen vorstelllet, und wie Cicero sie in dem ersten B. von dem Redner beschreibet, wenn er unter andern sagt: Quid tam potens atque magnificum, quam populi motus, judicium religiones, senatus gravitatem, unius oratione converti? Quid porro tam regium, tam liberale, tam munificum,

quam

quam opem ferre supplicibus, excitare adflictos, dare salutem, liberare periculis, retinere homines in civitate? Kan von einem Helden und seinen Verrichtungen leicht etwas grössers gesagt werden? Daher Cicero in den nächstfolgenden Worten von seinem Redner nicht anders, als von einem dappern Soldaten redet: Quid autem tam necessarium, quam tenere semper arma, quibus vel tectus ipse esse possis, vel provocare improbos, vel te ulcisci lacessitus? Darum ist auch die Beredtsamkeit in Ansehen ihrer Kraft und Würde von den Alten gar oft mit der Krieges-Kunst verglichen worden, wie man davon Ciceros Rede zur Vertheidigung des L. Murena nachsehen kan, wo dieser Vater der Wohlredenheit diese Materie weitläufig ausführt, und unter anderm sagt: Dux sunt artes, quæ possunt locare homines in amplissimo gradu dignitatis: una Imperatoris, altera oratoris boni: ab hoc enim pacis ornamenta retinentur: ab illo belli pericula repelluntur. Mit welchen Worten Cicero die Frage, was vor eine Uebereinstimmung zwischen einem Helden und einem Redner sey, für mich beantwortet hat.

Wenn wir izo den Isocrates und dessen von Timäus angeführte Rede insbesondere betrachten, so wird sich noch klärer zeigen, daß Timäus durch die Erwählung dieses Gleichniß-Bildes seiner Vergleichung

diesjenige Vollkommenheit zugeleget hat, derer sie fähig gewesen ist; zumahlen derselbe sich in den Briefen an Philippus zum öftern mit diesem König in Vergleichung stellet, und sonst von der grossen Würckung seiner Reden nicht anderst spricht, als ein grosser Feldherr von seinen kriegerischen Verrichtungen. Betrachtet zum Exempel die Stelle, welche sich gegen dem Ende seiner Rede an den Macedonischen König befindet:

„Daher wird mir niemand das Lob ver-
 „sagen können, daß ich mit der Macht, die
 „ich besitze, unaufhörlich mit den Persen Krieg
 „geführt, indem ich theils diejenigen in
 „meinen Reden angegriffen, welche meinen
 „Gedanken nicht Beyfall gegeben, theils
 „die auf das nachdrücklichste angespornet
 „habe, welche am meisten beitragen kön-
 „nen, daß den Persen ihre Schätze und
 „Reichthümer hinweggenommen und den
 „Griechen zugewendet werden..“

Ihr sehet da, wie dieser Redner die grösste Zeit seines Lebens mit den benachbarten Barbarn Krieg geführt hat. Und wenn wir den Inhalt der Rede Isocrates einsehen, welche Timäus unter dem Titel anführet, Aufmunterungs-Rede, mit Absicht auf den Persischen Krieg, so finden wir, daß Timäus solche nicht alleine wegen der grossen Kunst, Mühe und Zeit, die darauf gewendet worden, sondern auch der beque-
 men

men Materie halber, die ihre nothwendige Beziehung auf Alexanders Handlung hat, vor andern gewehlet habe. Isocrates sucht nemlich darinnen die Griechen mit allen ersinnlichen Gründen zu überreden, daß sie in Gesellschaft mit dem Macedonischen König, die Persische Monarchie mit Krieg überziehen sollten; daher auch Timäus diesen Inhalt der Rede des Isocrates deutlich ausgesetzt, und sie nicht bloß als eine Aufmunterungs-Rede, sondern als eine solche mit Absicht auf diesen Krieg angezogen hat. Und wiewohl Isocrates diese Rede, welche unter dem Titel Panegyricus bekannt ist, nicht an Philippus gerichtet hat, so wird sie dennoch vor die erste philippische gesetzt, weil sie mit der andern, die eigentlich an diesen König gestellt ist, einerley Inhalt hat, wie Isocrates selbst in dem Eingang seiner Rede an Philippus bezeuget: „Ich finde, daß dieser Staat auf keine andere Weise zur Ruhe kommen werde, wofern nicht die mächtigsten Staaten unter ihnen selbst Friede machen, und den Schauplatz des Krieges in Asien versehen. wie ich in dem Panegyrico dazugerathen habe.“ Und gleich nach diesem setzt er fehrner hinzu: „Ich sehe auch, wie schwer es sey, über eine Materie zwei tüchtige Reden zu halten, vornemlich wenn diejenige, die zuerst geschrieben ward, so wohl gerathen

„ then ist , daß sie unsere Mißgünstigen
 „ selbst nachahmen , und mehr als diejeni-
 „ gen bewundern , welche sie über Verdien-
 „ nen preisen. „

In welchen Worten Isocrates selbst den Panegyricus wegen des gleichmäßigen Inhalts als die erste philippische Rede betrachtet , wozu noch kommt , daß die andere an Philippus gerichtete Rede den Titel Panegyricus eben so wohl verdienet , als die erste , weil er darinnen den Macedonischen König nach Hermippus Anmerkung unter dem Schem einer Lob-Rede zum Persischen Krieg aufmuntert. Ob auch gleich diese zweite Rede , die mit dem Panegyricus einerley Inhalt hat , nicht an Alexander , sondern an dessen Vater , den König Philippus , gerichtet ist , so berichtet uns doch der eben angeführte Hermippus , dieselbe habe zwar bey dem Vater keinen Eingang gefunden , aber etwas späther bey dem großen Sohn desselben würcklich so viel vermocht , daß er den Darius Ochus mit Krieg überzogen habe. Bey diesem allem darf man dennoch vorgeben , daß die Rede Isocrates keine Gemeinschaft mit Alexander und seinen Siegen habe. Und wenn Hr. Heinen diese Vergleichung für untadelhaft erklärt , wenn sie dergestalt geändert wird : Alexander hat ganz Asien in kürzerer Zeit erobert , als Isocrates „brauchte , ihn zum Kriege

Kriege wider Persien anzunehmen; was findet er denn in des Timäus Vergleichung mit Grund auszufehen, welche soviel saget, als: Alexander hat ganz Asien in kürzerer Zeit erobert, als Isocrates nöthig gehabt, diejenige bewegliche Rede zu verfertigen, mit welcher er anfänglich die Griechen, hernach den König Philippus zum Krieg wider Persien aufbringen wollen, und welche den Alexander bewogen hat, daß er dasselbe würcklich mit Krieg überzogen hat.

Alleine die von Hrn. Heinecken verbesserte, und vor untadelhaft erklärte Vergleichung kommt mir, wenn ich die Wahrheit gestehen soll, für weit ungeschickter vor, als dem Longinus des Timäus seine mag vorgekommen seyn. Denn erstlich hebet diese Verbesserung die Vergleichung zwischen Alexander, und Isocrates, und zwischen beyder Arbeit gänzlich auf, der Nahme Isocrates stehet darinne gänzlich müßig, und Heinecken sagt nicht mehr, als: Alexander hat ganz Asien in kürzerer Zeit erobert, als er sich dazu hat bereden lassen, oder, als er sich dazu hat entschliessen können. Soll aber zum andern dieses eine verwundersame Schnelligkeit anzeigen, wenn ich sage: Er hat ein großes Werck in kürzerer Zeit ausgeführt, als er in den Gedanken damit umgegangen war, eh und bevor er sich dazu entschliessen können. Ist nicht einem jeden

jeden bekannt, daß die Klugheit in wichtigen Unternehmungen eine langsame Ueberlegung erfordert, nach der gemeinen Spruchworte: Priusquam incipias consulto, & ubi consulueris, mature facto opus est. Hr. Heineken vergleicht Alexandern mit ihm selbst, sein Leiden mit dem Thun, seine Unschlüssigkeit mit der Eilfertigkeit in der Ausführung.

Da ich einmahl die Freyheit genommen habe, mein Befindniß Longins Urtheil in einem Stücke entgegen zu setzen, will ich fortfahren, und noch ein Urtheil dieses griechischen Kunstrichters, womit er die Beschreibung Homers von der erstaunlichen Schnelligkeit der Götter-Pferde bis auf das unglaubliche vergrößert, mit eben so vieler Dreistigkeit untersuchen. Homerus hat in dem fünften B. der Ilias v. 770. die leichtesten Sprünge dieser Pferde mit folgender erhabenen Vergleichung gemessen: „ So
 „ weit ein Mensch, der seine Augen von
 „ einer hohen Warte ungehindert über das
 „ weite Meer schweiffen läßt, den Luft-Raum
 „ übersehen kan, so viel Weges legen die
 „ muthigen Pferde der Götter in einem
 „ einzigen Sprunge zurücke. „ Das Maß
 eines solchen Sprunges ist so verwundersam
 erhaben, daß es, wie Longinus wohl an-
 gemercket hat, die Hoheit der Götter selbst
 zu erkennen giebt; aber bey dieser Erhaben-
 heit

heit ist es doch nicht unbescheiden, noch ungeheuer, und darum auch nicht unwahrscheinlich. Die Sache ist so weit getrieben, als sie ohne Abbruch der Wahrscheinlichkeit kan getrieben werden; je weiter man dieses Maß übersteiget, desto weiter übersteiget man die Glaubwürdigkeit. Wiemohl aber Longinus diese Beschreibung Homers als ein Exempel des Erhabenen angeführet hat, und sie allem Ansehen nach loben will, so ist doch das Lob, welches er ihr beyleget, so falsch und so ungeheuer, daß es einem Tadel ganz ähnlich siehet. Denn erstlich thut Longinus dem griechischen Poeten unrecht, wenn er ihm andichtet: Er messe den Sprung dieser Pferde nach der Länge des Erdbodens. Homerus ist nicht so unbescheiden. Er wollte durch diese Beschreibung den geschwinden Pferden der Götter die größte Behendigkeit beylegen, die mit der Wahrscheinlichkeit bestehen konnte, und darum machet er einen einzigen Sprung derselben schier unglaublich groß, doch nimmt er sich in Acht, daß er ihnen noch Raum genug übrig läßt, den Leser noch mehr dergleichen Sprünge erwarten zu lassen. Er mißt ihren Sprung nicht nach der Länge des Erdbodens, oder des ganzen Welt-Raumes, sondern nach der Weite, welche das menschliche Gesicht erreichen mag. Da der Poet den Göttern den Gebrauch der Pferde andichtete, war er

nicht so unbescheiden, daß er die Möglichkeit dieses Gebrauches durch eine ungeheure Vergrößerung auf einmal umstossen wollte; denn wenn die Weite des Welt-Raumes das Maß eines einzigen Sprunges seyn soll, so wird sich wohl niemand einbilden können, wie sie sich solcher auf ihren Reisen, insonderheit zu den Einwohnern der Erden, haben bedienen können; Und wie muß es wohl zugehen, wenn etliche Götter zugleich reisen, und dergleichen ungeheure Sprünge: von einem Ende des Himmels bis zum andern zugleich geschehen sollen? Wenn Homer von den Reisen redet, die seine Götter zu Fuß oder auf dem Wagen machen, ist er niemahls so ausschweifend. Gleich bey Anfang des dreyzehnten B. der Ilias, wo er Neptuns Reise von dem Samothracischen Gebürge nach der Stadt Aeges beschreiben will, sagt er: Er habe kaum drey Schritte gethan, und sey in dem vierten daselbst angekommen; Man setze aber, daß er sich zu dieser Reise derjenigen Pferde bedienet hätte, welche Longinus hier den Göttern vorreutet, und sage mir denn, wie es möglich gewesen wäre, daß er jemahls in Euböa hätte kommen können.

Sudem ist ja offenbar, daß Longinus, indem er das homerische Maß dieser Sprünge so ungeheuer vergrößert, den griechischen Dichter eines Mangels der vollkommenen Erhabenheit bezüchtigt, da er sich zugleich gestrauet,

trauet, diesen Mangel mit seinem ungemessenen Zusatz zu verbessern. Was sagen aber die „geschworne“ Verfechter Longins zu dieser ausschweifenden Verbesserung der homerischen Beschreibung? Sie wollen behaupten, Longin habe diese homerische Beschreibung nicht nur gebilliget, sondern durch eine geschickte und kühne Nachahmung noch übertroffen. Selbst diese Vertheidigung derselben ist in dem Grund betrachtet nicht viel besser als eine neue Beschuldigung, mit welcher sie unwissentlich ihren liebsten Criticum einer Unbescheidenheit in den Gedanken anklagen. Sie sagen nemlich, dem Homer sey seine Beschreibung trefflich wohl gerathen, und sie sey groß genug, aber Longin mache die Sache noch grösser. Heißt nicht dieses bekennen, Longin habe das wahre Maß überschritten, und das, was groß genug war, durch einen ungemessenen Zusatz ungeheuer gemacht? Oder, kan das ein Lob ungemeiner und erhabener Dinge seyn, wenn ich sage, sie seyn grösser, als groß genug? Ich will mir vorstellen, Longinus habe sich über die Beschreibung Homers umgekehrt dergestalt erklärt: „Sehet, wie dieser Poet bey
 „ seiner Erhabenheit dennoch so eingezogen
 „ und bescheiden ist! Er mißt den Sprung
 „ dieser Pferde nicht nach der Länge des Erdbodens; Denn wer müßte nicht bey einer
 „ so ungeheuren Vergrößerung gedencken:

„ Wo diese Pferde noch einen solchen Sprung
 „ thun wollten, so würden sie ja keinen Platz
 „ mehr auf der Erden finden. „ Wahrhaftig,
 wenn Longinus sich dergestalt erklärt
 hätte, so würde jedermann Ursache finden,
 dieses richtige Urtheil zu bewundern, und da-
 rinnen ein feines Lob Homers, und denjenigen
 guten Geschmack des Critici erkennen, wel-
 chen er in der That in der acht und dreyßig-
 sten Abtheilung seines Werckens zu jeder-
 mannes Ueberzeugung an den Tag gelege-
 hat, wenn er daselbst ins besondere folgende
 Regel vorschreibet: „ Man muß wissen, wie
 „ weit sich das Maß und die Grenzen einer
 „ jeden Sache erstrecken. „ Ich wünschte
 vor den größern Ruhm Longins, daß ein ge-
 lehrter Criticus durch eine glückliche Ausbes-
 serung des mangelhaften griechischen Textes
 dergleichen Gedanken darinne finden könnte,
 wie ich mir oben vorgestellt habe, daß Lon-
 ginus sollte vorgetragen haben.

Der vierzehnte Abschnitt.

Von den Gleichnissen in Brockes irdischem Vergnügen in U. Ort.

Das verdiente Lob dieser Gedichte wird in seine Schranken gefasset. Seine Beschreibungen sind mehr historisch und physicalisch als poetisch. Wie geschickt er die naturigfaltig gemischte Farbe des Grases beschrieben habe. Seine fruchtlose Bemühung einen allgemeinen und klaren Begriff durch einen seltenen und unbekannten zu erklären. Hallers poetische Beschreibung des Grases. Brockes macht sich verdächtig, daß er die Armuth der Natur durch einen entlehnten Reichthum habe verbergen wollen. Eitel Earmwurf, den er sich selbst macht, daß der Farbe der Blumen einige andere an Schönheit gleich komme. Hallers kürzere und nachdrücklichere Vorstellung der Farbe der Blumen. Geschicklichkeit der Brockes'schen Vergleichung des Schmuckes der Blumen mit einer Reihe Frauen's Personen, einem Regenbogen, dem Abend, Stern. Seine Verschwendung der Rubine und Diamante in der Beschreibung des Morgens. Homers und Virgils Beschreibungen des Morgens. Brockes eitle Bemühung die Werke der Natur durch die Werke der Kunst in ein höheres Licht zu setzen. Oeftere Wiederholungen des Einfalles, daß die beblühnte Erde ein grüner Himmel sey. Seine geschickte Vergleichung der sanften Bewegung eines Kornfeldes mit den Wellen. Wie Homer dieses Gleichniß-Bild schon angewendet. Brockes glückliche Beschreibung des Schnees Beslößers mit einem strömenden Fl. s. Seine poetische Beschreibung des Winters, mit Virgils feiner verglichen. Verzeichniß von mehreren geschickten Vergleichungen in diesen Gedichten. Anzeigung der Originale derer drey ausführlichen Vergleichungen, welche Reichmann in der Vorrede zu dem ersten Theile den Gleichnissen der alten Poeten an die Seite gestellet hat.

Herrn

HErrn Rathsherrn Brocks Irdisches Ver-
 gnügen in GOTT ist eine reiche Sam-
 lung mancherley Beschreibungen und Schil-
 dereyen der Werke und Wunder GOTTes
 in der Natur; Es ist voll der absonderlichsten
 Stücke von Blumen, Früchten, Bäumen,
 Garten, Aussichten, Gefilden, Landscap-
 ten, der merckwürdigsten Erscheinungen in
 dem Himmel, und in den Bewegungen der
 Thiere; wozu noch etliche musicalische Stü-
 cke, wie auch einige Betrachtungen der Ur-
 sachen und Wirkungen der Dinge kommen.
 Der erbauliche Inhalt und der gottselige
 Zweck des Verfassers verdienen schon vor
 sich allein das höchste Lob, wenn gleich die
 Vortreflichkeit der Gedichte, bevorab eini-
 ger Stücke, welche schwerlich besser hätten
 gerathen können, nicht dazu käme. Und ich
 gestehe mit Vergnügen, daß ich dieses Buch
 über eine große Menge unserer deutschen Ge-
 dichte hinauf stelle; ich glaube auch, daß ein
 geschufter Kunstrichter von gärtlichem Ge-
 schmack aus den fünf Bänden dieser Samm-
 lung durch eine feine Wahl der besten Stü-
 cke einen mässigen Band ausmachen könnte,
 welcher in seiner Art beynahe unverbesserlich
 seyn würde. Aber wenn der bekannte Herr,
 der die Vorrede zu dem ersten Theil dieses
 vortreflichen Buches gemacht hat, uns über-
 reden will, es sey in diesen Schriften nicht
 eine Sylbe gesetzt, die man mit Fuge als
 über-

überflüssig weglassen könnte, oder da es so leicht möglich wäre, sie mit einer bessern zu verwechseln; wenn er ferner hinzusetzt, daß dieses Werk keinem Poeten im geringsten nachzusehen, zu welcher Zeit, und in was für Sprache er auch geschrieben habe; und dann in seiner gereimten Aufschrift diesen über die Schnur gespannten Lob-Spruch mit einer mehr als poetischen Freyheit dergestalt ausführt:

In Sing-Gedichten ist er unser Pindarus;
 In Schriften der Natur mehr als Lucretius;
 In Lehr-Gedichten kan kaum Placcus ihn erreichen;
 Satyren machen ihn zum deutschen Juvenal;
 In Überschriften weicht er keinem Martial;
 In Lob-Gedichten muß fast Claudian ihm weichen;
 In seinem Werd-Gedicht ist er ein Statius;
 In Hirten-Liedern gleicht er dem Theocritus;
 Im Übersetzen kan kein Coban ihm gleichen.

So kan ich nicht bergen, daß die Unbescheidenheit dieser überspannten Lobes-Erhebungen bey mir mehr Verdruß als Wohlgefallen verursacht; Und wenn ich die Verdienste des Hrn. Brockes um die Dicht-Kunst an mir sände, so würde mich eine so niedrige Schmeicheley in keinen Weg füzeln, weil ich sie alsdann vor meinen Ruhm vor eben so nachtheilig halten würde, als eine heimliche Verunglimpfung. Denn wenn wir gleich annehmen wollten, daß diesem Werke der höchste

höchste Grad der Vollkommenheit beizulegen wäre, so müßten wir dennoch gestehen, daß die Beschreibungen nur ein Theil der Beredsamkeit, und zwar der leichteste seyn, bey welchem man vormahlen die jungen Leute ihre Uebungen, als bey den ersten Elementen hat anfangen, und ihre noch unsichere Kräfte versuchen lassen. Nithin erlaubet mir die cristliche Gerechtigkeit nicht, das Lob dieses Buches so hoch zu treiben, als ob alle Schilderungen desselben ohne Ausnahm unverbessert wären, und die höchste Vollkommenheit, deren sie fähig sind, erreicht hätten; Und die Unbescheidenheit solcher schamloser Schmeichler beweget mich, daß ich mein Urtheil desto dreistiger wage, in der Hoffnung, ihnen eine Röthe auszujaßen, wobey ich dennoch eine gerechtere Hochachtung vor dieses vornehmen Mannes wahre Verdienste um die Poesie in dem Herzen übrig behalte, als diese prahlenden Lobredner. Mich düncket aber, daß den schönsten von seinen Beschreibungen noch öfters Fehler von dem unreinen Geschmack des Marino ankleben; daß er in der Ausbildung seiner Sachen nicht nur freugebig, sondern verschwenderisch ist; daß er seine Gemähde mehr durch die hohen und heitern Farben, als durch die künstliche Uebereinstimmung mit dem Urbild zu erheben suche, daher denn rühret, daß die überflüssige Auszierung, dadurch das wahre Maß der Natur

Natur aus der Aht gelassen wird, öfters die wesentlichen Schönheiten deren Dinge, die er beschreiben soll, nur verdunceln. Ich verlange dieses Urtheil niemand durch mein Ansehen aufzudringen, wie der Urheber der oben gemeldeten Vorrede mit seinen Lobsprüchen thut, sondern ich halte mich gefasset, einige von denen Stellen, die ich vor fehlerhaft ansehe, und welche mein obiges Urtheil veranlaßet haben, gründlich zu untersuchen; Mithin aber werde ich mit dem größten Vergnügen, dasjenige, was ich in eben denselben Stellen vor schön erkenne, auch als schön anpreisen, und allemahl den Grund davon anzeigen, weil meine unpartheyische Liebe zu der Wahrheit sich ohne zulänglichen Grund eben so wenig weiß machen läßt, daß etwas lobenswürdig, als, daß etwas anders tadelhaft sey. Sonst habe ich dieser Untersuchung hier einen Platz eingeräumt, weil der Gebrauch der Gleichnisse ein hauptsächliches Theil von der Kunst zu beschreiben ausmachet, und Hr. Brookes sich derselben schier durchgehends bedienet hat.

Er beschreibet in dem ersten Theil die Farbe des Grases:

Die Farbe scheint zwar, von weitem allgemein
Und einerley zu seyn;
Doch da auf jedes Blatt das Licht verändert strahlet,
Wird jedes auch dadurch absonderlich gemahlet.
Bey vielen siehet man auf den gebeg'nen Spitzen
Im glatten Wieder-Schein' ein glänzend Lichtgen blitzen,
Durch

Durch viele, die durchsichtig, stralt und bricht
 Ein durch ihr zartes grün gemildert, gelblich Licht,
 So schön, daß kein Smaragd so grün, so klar, so rein,
 Als die durchsichtigen bestralten Spitzen seyn.

Und gleich in dem Verfolge:

Zu dieß verschiedne Grün, das Aug und Herz erfrischt,
 Ist so verwunderlich, so angenehm vermischt,
 Daß man Smaragd und Chrysolith
 So stralemich kaum glänzen sieht.

Ich muß vor allen Dingen erinnern, daß Hr. Brockes in seinen Beschreibungen mehr ein Historicus als ein Poet ist; Er stellet uns die Sachen, die er beschreiben will, nicht nur etwan von derjeniger Seiten vor, die vor andern einen starcken Eindruck auf das Gemüthe des Lesers macht, sondern er giebt uns dieselben in allen möglichen Gesichts-Puncten zu besehen, und es ist so ferne, daß er seine Schildereyen durch eine geschickte Wahl der vornehmsten und wichtigsten Umstände zu beleben suche, daß er vielmehr mit der größten Sorgfalt eines Naturforschers bemühet ist, auch die kleinsten Umstände einer Sache aufzusuchen, und keinen einzigen dahinten zu lassen. Eine solche genaue Sorgfalt erforderte der Zweck des Verfassers, der sich vorgenommen hatte, die unendliche Macht und Weißheit des Schöpfers der Natur in der Mannigfaltigkeit

Zeit seiner Werke jedermann zur Verwunderung deutlich vor Augen zu legen: Und nach diesem Zweck muß auch die Kunst dieses poetischen Natur-Lehrers, die er in der Ausführung erwiesen hat, beurtheilet werden. Grad die angezogene Beschreibung des Grases im Frühling ist so ausführlich und historisch, daß sie außer diesem Zweck nicht könnte gebraucht werden. Virgil sagt mit wenig Worten: *Injula virescunt gramina*; und an einem andern Ort: *Ante novis rubeant quam prata coloribus*. Ich finde auch die Kunst des Poeten in Beschreibung der mannigfaltig abwechselnden Farbe des Grases alles Lobes würdig: Aber die eingeschobenen Zeilen, So schön, daß kein Smaragd so grün, so klar, so rein Als die durchsichtigen bestrahlten Spitzen seyn.

Und:

Daß man Smaragd und Chrysolith
So stralenreich kaum glängen sieht.

setzen zu dem Begriff nichts hinzu, und können dem Leser ohne Schaden weggelassen werden. Da die ganze Erde von dem Schöpfer mit Grase bekleidet worden, so haben den Begriff von der Farbe desselben alle Menschen auf dem Erdboden mit einander gemein, er ist auch so klar und bekannt, als irgend einer seyn kan; hingegen ist der Begriff von der Farbe der erwähnten seltenen Edelsteine in der wenigsten Leute Gem-the.

E e

Wer

Wer sieht aber nicht, wie vergeblich es sey; einen allgemeinen und klaren Begriff durch einen seltenen und unbekannten erklären wollen? Für diejenigen, welche von der Farbe des Smaragds und dessen Glanze keinen Begriff haben, sind diese Zeilen überflüssig, müßig und dunkel; und denjenigen, die einen Begriff davon besitzen, vermehren sie doch die Klarheit des Begriffes von der Farbe des Grases nicht. Man könnte zwar zur Entschuldigung des Poeten einwenden, er habe durch diese Vergleichung nicht so fast die Klarheit des Begriffes, als die Verwunderung über die Schönheit des Grases erhöhen wollen, weil die Menschen überhaupt die Edelsteine wegen ihrer Seltenheit und Glanzes hochzuschätzen pflegen. Alleine, da die Poeten zugleich Lehrer der Weisheit seyn sollen, so wünschte ich daß dieselben dem falschen Bahn der Unweisen niemahls, aber am allerwenigsten in Lehrgedichten, schmeichelten; und, daß sie sich in ihren Schriften durch das unbescheidene Prangen mit Gold, Silber, Edelgesteinen und andern Kostbarkeiten nicht selbst verdächtig machten, daß sie diesen Dingen noch eine ziemliche Hochachtung vergönnen. Die erste Regel der Wohltredenheit lautet: Folge der Natur. Nun sehen wir ja, daß die Natur, die in ihrer nackten Einsalt verwundersam prächtig ist, diese glänzenden Kostbarkeiten mit Fleiße tief

in

in dem Schooß der Erden verborgen hält, und ganz sparsam damit umgeht, und daß eben diese Seltenheit ihnen bey den thörigsten Menschen eine solche Hochschätzung zugebracht hat. Ein gewisser französischer Kunstrichter hat Homer als einen Fehler vorgebracht, daß er in einer Stelle eine allzugroße Hochachtung für das Gold habe blicken lassen; Was würde eben dieser Criticus wohl von den Schilderungen unserer heutigen Dichter sagen, die überall mit Edelsteinen versetzt, und in Gold und Silber eingefasset, das aufmerkende Auge so sehr blenden, daß es auf die wahre Schönheit des Gemählde nicht hindurchdringen kan. Sie sollten derowegen die wichtige Lektion Longins fleißig studieren, der in der siebenden Abtheilung seines Werckgens von dem Erhabenen seinen Freund also anredet: „Du mußt wissen, daß
 „ diejenigen Dinge, auch in dem gemeinen
 „ Leben, niemahls etwas würcklich hohes an
 „ sich haben, deren Verachtung ebenfalls
 „ für was grosses gehalten wird: als, die
 „ Reichthümer, Ehrenstellen, Bedienungen,
 „ und etwan andere mehr, auf der Schau-
 „ bühne bloß ins Auge fallende Dinge, wel-
 „ che kein Weiser für wahre Güter annimmt,
 „ weil es ein grosser Vorthail ist, wenn man
 „ sie verachten kan. Dahero bewundern
 „ wir auch diejenigen lange nicht so sehr,
 „ welche dergleichen besitzen, als die, welche

„ sie haben können , und solche doch aus ei-
 „ ner edeln Großmuth der Seele von sich
 „ stossen. „

Der schweizerische Poet, der jezige Göttingische Professor, Hr. Doctor Haller, sagt in seinem Gedichte, die Alpen betitelt, ganz poetisch:

Wenn sich der Erde Schooß mit neuem Schmucke zieret,
 Den ihr ein holder West auf lauen Flügeln bringt.

Ich zweifele, daß die hellen Züge des Hrn. Brockes einen so herrlichen Begriff zuwege bringen. Man betrachte folgende in dem schon angezogenen Gedichte desselben:

Hier funckelt ein gevierter Plaz,
 Von dunkel-rother Blüth', im lichten Grünen,
 Und scheint ein unschätzbarer Schatz
 Von sich bewegenden Rubinen.

Bringen euch nicht diese letztern Zeilen auf die Gedanken, der Poet wolle die Armuth der Natur mittelst eines optischen Betruges durch einen geborgten Schimmer verdecken? Und in den Frühlings-Gedanken heißt es:

Wenn ich der bunten Gärten Zier,
 Rosen, Rosen, Lilien, Ranunkeln,
 Troß Diamant, Rubin, Sapphir
 In tausend Farben sehe funckeln.

Ein wahrer Kenner der Wohlredenheit folgt, nach Bouhours Anmerkung, denen re-
 chen

chen und verständigen Leuten nach, welche in allem ihrem Wesen prächtig sind, und doch niemahls unnöthige Ausgaben machen. Aber wenn diese Verschwendung des Reichthums bey den Poeten einreißen sollte, so würde nöthig seyn, in der Wohlredenheit, wie in einer wohlbestellten Republick, Leges sumtuarias vorzukehren, diesem Uebel Einhalt zu thun.

In dem Gedichte von den Blumen lesen wir:

Gott, der die Blumen liesse werden,
 Hat solchen Schmuck darinn gelegt;
 Es ist nichts auf der ganzen Erden,
 Das solche schöne Farben hegt.
 Gefärbter Scharlach, Sammt und Seiden
 Sind schön, sind öfters wunderschön;
 Allein, wenn sie bey Blumen stehn,
 Wird man sie leichtlich unterscheiden.
 Die Farben vom Rubin-Balas,
 Vom Amethyst und Chrysopras,
 Granat, Sardonyx, Carniol,
 Sapphir, Topas und Girasol,
 Smaragd, Opalen und Türkosen,
 Apat, Verill, und andre mehr
 Erblickt man an der Blumen Heer,
 An Nelken, Tuberosen, Rosen,
 Peonien und Anemonen,
 Narcissen, Malva, Kaisers-Kronen,
 An Tulpen, Crocus, Veilchen, Lilien,
 Jasminen, Granadil, Schontilien,
 An Sonnen-Blumen: Ja an vielen,
 Die mit so holder Schönheit spielen,
 Daß man sie nicht beschreiben kan,
 Trifft man fast alle Farben an.

Ich mercke über diese Stelle vor allen Dingen an, daß dieselbe ausser den Reim und das Silbenmaß gar nichts poetisches hat, sondern daß der ganze Vortrag um etwas matt und allzu dogmatisch ist; Aber so entblößt dieselbe von poetischem Zierrath ist, um so viel reicher ist sie an andern Kostbarkeiten. Der Satz in den vier ersten Zeilen, daß der Farbe der Blumen keine andere an Schönheit gleich komme, ist so wahr, so fest, und gewiß, daß ihn niemand in Abrede seyn wird: Daher ist zuviel, daß der Poet jemand einführet, der diese allgemeine Wahrheit läugnet, und die Farbe der Edelsteine vor trefflicher hält:

Sprich nicht: Es glänzt ein Edelstein,
Wenn er so feurig stralt und funckelt,
In einem angenehmern Schein,
Die Blumen sind durch ihn verdunkelt.

Welchen er hernach in rechtem Ernst widerlegt, da er sagt, die Edelsteine haben keine Bildung wie die Blumen, es fehle ihnen an der Vermischung der Farben, und an dem Geruch, den die Blumen aushauchen. Er wird wohl nicht geglaubt haben, daß der große Wehrt der Edelsteine von der Hochschätzung ihres Glanzes herrührete; und da er hingegen die Blumen in so geringem Preis gesehen, auf den Wahn gerathen seyn, das Geschehe, weil man denselben Glanz um so viel

viel schlechter schätze, als der Edelsteine. Woher mag denn seine unnützliche Sorge gekommen seyn, die Farbe der Blumen über der Edelsteine ihre zu erheben? Des Poeten mühsamer Fleiß, diese Edelsteine alle als ein Jubilier herzugehen, und sie mit den Blumen, als ein Gärtner zu ersehen, ist dero wegen nicht nur unnöthwendig, sondern sogar schädlich, indem er die Beschreibung nur matt macht. Hier fällt mir ein, was Plinius an einem Ort von der künstlichen Statue, die Lysippus von Alexander gefertigt hat, erzehlet: Nero habe sie mit Gold überziehen lassen, aber man habe diese güldene Decke mit grosser Mühe wieder wegnehmen müssen, weil die Schönheit der Statue dadurch gänzlich verderbet worden; Quum pretio periisset gratia artis, detractum est aurum. Hr. Haller sagt in seinem oben angeführten Gedichte mit zwei Zeilen, was diese ganze brockesische Vorstellung in sich hält:

Der Blumen schelicht Heer, scheint um den Rang zu
streiten,
Ein liches Himmel-Blau beschämt ein nahes Gold.

Aber wenn der Heiland sagt, daß der pompreiche Schmuck Salomons in seiner Herrlichkeit nicht so prächt. gewesen, als der Schmuck der Lilien auf dem Feld, so macht dieses einen größern Begriff und stärckern Eindruck, als alle diese vier und zwanzig Zeilen thun.

Das Gedicht von einem Garten verfäße ebenfalls auf den Schmuck der Blumen; und weil die Stelle von grosser Schönheit ist, will ich sie hier aussetzen, damit man sehe, daß ich allein der Wahrheit, in so fern ich sie erkenne, gut bin, und das schöne schön, das schlimme schlimm nenne.

Ein aufgepungte Meng von schönem Frauenzimmer
In tausendfarbigem Damast und Sammt gehüllt,
Mit Perlen, Silber, Gold besetzt und gestickt,
Mit Feder-Büschen, Band, Brocard, und Moor geschmückt,
Scheint, funckelt, glängt und prangt nicht in so holden Schimmer,
Als die durchs Frühlings Hand erneute Welt,
Als ein vom Sonnen-Glanz bestrahlt beblühntes Feld.
Der wunder-schön beaugte Pfauen Schwanz,
Der Iris farben-reicher Kranz,
Des hellen Abend-Sterns so lieblich reiner Glanz
Erquickten kaum so sehr das menschliche Gesicht,
Als das auf hundert tausend Arten
Gefärbet und gebrochne Licht
Von einem bunten Blumen-Garten.

Soll ich Rechenschaft geben, warum ich diese Stelle vor schön anpreise, so finde ich den Grund dieser Schönheit darauf beruhend, daß der Poet diejenigen Dinge, die in der Natur an Farbe reich und prächtig sind, mit einer feinen Wahl ausgelesen; es sind alles Dinge, von welchen jedermann einen Begriff hat, und er stellet allgemeine und bekannte Begriffe mit allgemeinen und

und bekannten in Vergleichung, welches der rechte Weg ist, zu erläutern. Man kan sich nichts angenehmers noch herrlicher vorbilden, als einen Kranz der schönsten Frauens-Personen, derer natürliche Schönheit durch den prächtigen Schmuck der Kleidung, und des kostlichen Zierrathes hervorspielet; noch etwas bunters, als den Regenbogen; noch etwas zierlicher, als einen Pfauenschwanz, oder hellers, als den Abendstern. Jedermann hat Begriffe von diesen Dingen, und jedermann kan davon urtheilen. Wenn denn der Poet zuletzt einem Blumen-Garten den Vorzug über alle diese Stücke giebet, so machet er euch einen höhern, deutlichern und vollständign Begriff von der Schönheit eines Gartens, als eine lange Erzählung von Edelsteinen thun würde. Ihr werdet nirgend finden, daß die Alten ihre Edelsteine zu den Vergleichen der Blumen und anderer glänzenden Dinge so unnützlich verschwendet haben.

In der Beschreibung des Morgens steht dieses:

Bald färbt den untern Theil, worin die Wolken
schwimmen,

Ein rosenrother Glanz: An ihren zarten Spitzen
Sieht man sodann ein Roth, wie Rosen und Rubin,
In grünlichblauem Licht des Himmels blüh'n und glüh'n,
Und bald ein funkelnd Gold, so mehr als gülden schien,

In unbeschreiblichem Schein, Glanz und Schimmer
 blitzen.

So strahlt kein Diamant, kein Feuer kan so glimmen:
 Der allerhellsten Farben Schein,
 So wir im Lust- und Kunst-Feur sehn,
 Sind gegen diesen Glanz nicht rein,
 Sind gegen diese Blut, nicht hell, nicht schön.

Die fünf letztern Zeilen sind wieder überflüssig, und entkräften den Begriff; der Schein eines Diamantes, und die Funken eines Kunstfeuers sind allzu bleich und schwach, als daß sie mit dem Glanz der Morgenstrahlen in eine Vergleichung gesetzt den Begriff davon emporheben könnten. Das einzige Hemistichium, in unbeschreiblichem Schein, sagt mehr, als die hernachfolgenden fünf Zeilen sämtlich, mit welchen der Poet den Begriff, daß ihr Glanz alle Kunst der Beschreibung übertreffe, um etliche Grade schwächt. Man wird nicht finden, daß die Alten, wenn sie die Morgenröthe beschreiben, den Himmel mit Rubin oder Diamant besticket haben. Homer sagt:
 „Als jetzt Aurora, die Tochter des Morgens, mit den rosenfarbenen Fingern erschienen war.“ Und Virgil in dem siebenden B.

*Jamque rubescebat radiis mare, & æthere ab alto
 Aurora in roseis fulgebat lutea bigis.*

In dem eilften B.

Oceanum interea surgens Aurora reliquit.

In

In dem zwölften B.

- - - - Cum primum crastina caelo
Puniceis invec̃ta rotis aurora rubebit.

Und wenn eben dieser Poet eine hellglänzende Wolcke beschreibt, so sagt er in dem achten B.

- - - - Qualis, cum caerulea nubes
Solis in ardeſcit radiis longeque refulget.

Und in dem siebenden B.

- - - Radiisque ardentem lucis & auro
Ipſe manu quatiens ostendit ab æthere nubem.

Es fehlet unserm Poeten an der Kunst, von welcher der Jesuite Rapin in seinen Betrachtungen über die Wohlredenheit schreibt: „Man muß die vortreffliche Kunst
„besitzen, alles was überflüssig ist, es sey
„in den Sachen, oder in den Worten,
„auszulassen, und die Zierrathen, wenn
„sie zu ofte kommen, zu unterdrücken, und
„der Einbildungskraft in ihrer Hitze Einhalt zu thun. Diese läßt sich sonst gerne
„zu einer unnützlichen Wörter-Pracht fort-
„reißen, die ins gemeine keine Gründlichkeit
„hat.“ Es würde zu weitläufig fallen, wenn ich alle Stellen, die mit diesem Fehler angesteckt sind, ansiehn wolte. Dieser falsche Geschmack hängt in allen denen Stücken an, wo der Poet die Farbe der Dinge beschreibt.

Ich

Ich gehe nun fort, einen andern Fehler dieses sonst geschickten Verfassers aufzudecken. Dieser besteht darinnen, daß er nicht selten die Werke der Natur durch die Kunstwerke austreichen und in ein höheres Licht setzen will; welches gleichviel ist, als das Original eines kunstreichen Mahlers mit einer ungeschickten Copie desselben vergleichen, und dann jenem den Vorzug über diese geben.

In der Beschreibung der Mahblume stehet folgendes:

Indem sie durch die Luft gesteißt,
Ihr buntes Blat, voll nett gekerbter Ecken,
In holder Ründe von sich strecken.
Die ihr mit kluger Hand, mit Scheren, kleinen Messern
Und anderm Werkzeug aus Papier
Manch künstlich Werk zu schneiden wisset,
Sprecht, ob ihr nicht bekennen müßet,
Daß ihr der saubern Blätter Zier
Nicht nachzuahmen taugt, viel minder zu verbessern.

Auch dieser Fehler kömmt stets wieder. In der Beschreibung der Trauben:

Und deren klaren Glanz und der durchsichtigen Glätte
Kein Onyx, kein Sardonich gleicht,
Indem so gar der Purpurn' Amethyst,
Nicht schöner anzusehen ist:
Denn wenn des größten Künstlers Hand
Aus jetzt benannten Edelsteinen
Vollkommne Kügelchen geschnitten,
Und nach der größten Kunst gedrehet hätte,
So könnten sie unmöglich schöner scheinen.

Und

Und in der Beschreibung der Rose:

Man stellt sich einen Busch im Geiste vor,
 Des Blätter aus Smaragd geschnitten,
 Die Stengel aus Turcis, woran aus Hyacinth,
 Geschärften Dornen gleich, formirte Spitzen sind.
 Auf solchen Wunderstauch, der mannigfaltig grün,
 Stünd ein hellschimmernd Heer von Blumen aus Rubin,
 So funkelnd glantz und stralt, in deren Mitten
 Ein kleines güldnes Licht in hellem Schimmer schien:
 Ja daß des Künstlers Hand
 Verschiedne Kugeln vom reinsten Diamant
 Auf ihrer Blätter Pracht, zu grössrer Zier gestreut;
 Denn denke man, wie diese Herrlichkeit
 Noch lange nicht dem Schmuck gewachsner Rosen
 Ja ihnen kaum den Schatten reicht. (gleichet,

Keine Nachahmung wird jemahls mit dem
 Original in allen Stücken überein treffen;
 am allerwenigsten aber ist der Kunst mög-
 lich, die Natur, als die vollkommenste Mei-
 sterin, zu übertreffen. Die Kunst ist nur ei-
 ne Schülerin der Natur, und darum läßt
 sich wohl die Kunst-Stücke von der Aehn-
 lichkeit erheben, mit der sie sich zu der
 Vollkommenheit ihrer Originale in der Na-
 tur nähern; nicht aber die vollkommenen
 Werke der Natur von den Nachahmun-
 gen rühmen, welche die ungeschicktere Kunst
 hervorgebracht hat. Denn alle Werke der
 Kunst bleiben hinter der Natur ihren so un-
 endlich weit zurücke, daß ein solcher Ge-
 gensatz uns nicht mehr, als die Grobheit
 der

der Kunst zeigen kan, und übrigens dem Begriff von der angebohrnen Pracht und Herrlichkeit der Natur kein Pünctgen hinzusetzt; zumahl, da auch das bloße Bestreben eines Poeten, die Vollkommenheit der Natur in ihren Wercken, durch die Nachahmung der Kunst zu übertreffen, das ist, etwas nach dem allgemeinen Begriff der Menschen unmögliches zu verrichten, an sich selbst ungereimt ist, und einen ganz widrigen Eindruck machen muß. Man erwege nur, daß die Kunst nicht anderst vermagend ist, die Werke der Natur nachzuahmen, als nur dem betrüglischen äußerlichen Scheine nach, wie eine Zaubererin, und daß sie aufs höchste nur einen von denen wachsamten Sinnen mit ihrem Blendwerck berücken kan, da die übrigen inzwischen in dem Stand bleiben, den Betrug alsobald zu entdecken. Und wer muß nicht den bloßen Vorsatz eines Menschen, der nicht einmal die innerliche Bauart der Pflanken, als den Grund aller ihrer äußerlichen Pracht kennet, und sich dennoch vornimmt, solche aus Diamanten und Edelsteinen, so künstlich nachzubilden, daß man den Betrug nicht leicht gewahr werden soll, als eine unbesonnene Vermessenheit verdammen? Wie kan denn ein Poet hoffen, daß die Erquickung eines solchen eiteln Vorsazes und Bestrebens die natürliche und wesentliche Pracht seiner

seiner ähnlichen Schildereyen erhöhen, beleben, oder nur im geringsten erleuchten könne? Es ist immer schade, daß es solchen unbesonnenen nicht ergeht, wie dem Midas in der Fabel, dem alle Speise und Nahrung unter den Händen und Zähnen in Gold und Silber verwandelt worden, ob sie vielleicht von ihrem glänzenden Irrthum, der der Vollkommenheit der Natur so nachtheilig ist, dadurch zurecht gebracht würden!

Wiewohl der Hr. Hofrath Weichmann von denen reichen Veränderungen in den Einfällen, welche dem berühmten Verfasser des Irdischen Vergnügens über eine gleiche Sache in den Kopf kommen, viel Ruhmens machet, so fällt mir doch leicht, in diesem Werck viele Wiederholungen eines Einfalles wahrzunehmen. Ich will ein einziges Exempel von einem seltsamen Einfall anführen, der dem Verfasser so wohl gefallen hat, daß er ihn aller Orten beybringt; als in dem Gedicht von dem Grase:

Wie das gestirnte Blau ein blühmiges Gefilde:
So scheint das Feld anist ein grünlichs Firmament.

Von den Blumen:

Sie scheinen an Gestalt und Schimmer, kleine Sterne,
In tausendfachem Glanz und Schein,
Am grünen Firmament zu seyn.

Von

Von der Sonne in der dreizehnten Strophe:

Wenn die Felder blühn nicht werden,
 Deucht mich, daß ich auf der Erden,
 Und in dem Smaragdnen Klee,
 Den gestirnten Himmel seh.

In dem Gedichte von dem Weissen Rosen-
 Busche führt er denselben Einfall weitläuf-
 tiger aus, und in dem Gedichte von dem Gar-
 ten treibet er ihn noch weiter:

Daß helle silberweiße Licht,
 Daß aus den Tuberosen bricht,
 Die schimmernden Jasminten,
 Die weissen Sternen gleich, an Größ und Menge,
 Auf vielen nach der Kunst geschornen Hecken,
 Die sich, so weit man sieht, erstrecken,
 Ein Milchweg von unabzählender Länge
 In einem grünen Himmel scheinen.

Ich könnte noch eine Menge Stellen anfüh-
 ren, wo dieser grüne Himmel auf Erden zum
 Vorschein kommt, alleine ich muß billig fürch-
 ten, meine Leser möchten zuletzt dadurch in
 eine solche Verwirrung gesetzt werden, daß
 sie anstühnden, ob sie die Sternen im Gar-
 ten, oder die Blumen im Himmel suchen
 müßten. Longinus hat an Homer getadelt,
 daß er seine Helden vergöttete, und hingegen
 die Götter in Menschen verwandele; aber
 dieses wird uns nicht mehr so seltsam vor-
 kommen, nachdem der Himmel und die Er-
 de ihre Stelle verwechselt haben. Und den-
 noch

noch ist der Einfall nur entlehnet. Marino
hat vor Hrn. Brockes gesagt:

Il ciel fiorito ed il terren stellato.

Und an einem andern Ort:

*Fiori immortali e nati
Nelle campagne amene
De' sempiterni prati.*

Der Roman de la Rose vor Marino:

*Qu'il vous fust avis que la terre
Voulut emprendre estrif de guerre
Au ciel, estre mieux estellée
Tant est par ses Fleurs rebellée.*

Und Lohenstein in dem Lobgesang der Blumen-
Göttin, der in dem neunten Buch des
Arminius eingeführet wird:

Der Erd-Ball stellt ja einen Garten für,
Durch meiner Blumen irdische Gestirne.
Der Himmel aber ist ein Garten, seine Sternen
Sind Blumen. Der neun hellen Sternen Glanz
War für der Zeit der Ariadne Kranz.

Unser Poet ist viel glücklicher wenn er die äußerliche Beschaffenheit, und die Bewegung der Dinge beschreibt, als wenn er von den Farben redet. In der Beschreibung des Sommers:

Hier walt zu unserm Nuß, zu Gottes Ehr,
Von reifem Korn ein gelbes Aeren-Meer,
Das, wenn der laue West auf seiner Fläche schwebet,
Bald Wellen gleich, sich senket, bald sich hebet.

S f

Und

Und in dem Sing-Gedichte von dem Frühling:

Wenn ich der Felder gelbes Meer
Mit schweren Aeren sehe wallen.

Die sachte Bewegung der reifen Früchte auf dem Felde, wenn sie von einem kleinen Winde bewegt worden sind, wird sehr deutlich durch das Gleichniß einer sanft erregten See vorgestellt; und Homer hat diesen Umstand der Wellen-förmigen Bewegung des reifen Korns schon angemercket, und ihn neben der Bewegung des ergrimnten Meeres geschickt angewendet, die unruhige Bewegung eines ergrimnten Volkes deutlich zu bezeichnen, wenn er in dem zweyten B. der Ilias v. 144. saget: „ Das versammelte Volk gerieth in „ Bewegung, wie die unermesslichen Wellen „ des Icarischen Meers, welche der Süd- „ wind und der Ostwind, die aus den Wol- „ ken des Vater Jupiters hervorgekommen, „ mit Ungestüm aufgebracht haben; und wie „ wann der Westwind mit seinem starcken „ und gewaltigen Blasen die hohe Ernd be- „ weget, und die gebogenen Aehren an sich „ zieht. „

Eben so geschickt hat unser Poet diese Anmerkung in Beschreibung des Ungewitters angewendet, und die ungestüme Bewegung der Gipfel eines Waldes durch eine See im Sturm vorgebildet:

Es schien der Wald ein Meer, drin grüne Wellen wallen,
Die Zweige heulten recht, es brausete das Laub;
Bald wurden der gepeitschten Blätter Bogen,
Mit sausendem Geräusch empor geführt,
Bald plötzlich unter sich gezogen,
Daß oft der Wipfel selbst die lose Wurzel rührt.

In diese Classe gehöret die ausführliche Vergleichung, welche in dem zweyten Theil in dem Gedichte von dem Winter steht:

Wie wenn verschiedene Ström' ergrimmt zusammen fließen,
Und als ein rascher Pfeil schnell auf einander schießen,
Ein jeder mit Gewalt sich gegen jenen spreißt,
Mit strengem dunkeln Strich den weissen Schaum
zerreißt,

Den ihm sein Gegner macht, und daß das Ufer brüllet,
Mit heulendem Geräusch die Wirbel theilt und füllet;
So sieht man in der Luft am Schnee, wie grimmiglich
Ein Windstrom jenen bricht,
Indem die Flocken sich
Bald stossen, bald sich drehn, bald über sich gerissen,
Von einem stärkern Fluß bezwungen weichen müssen. u.

Ich muß bey Gelegenheit dieses Gleichnisses, welches trefflich bequem ist, den Sturm, wenn es schnehet, so wohl zu erklären, als auch zu erhöhen, erinnern, daß unser Poet nicht allein in dem Gedichte, aus welchem obiges Gleichniß entlehnet ist, sondern auch in dem ersten Theil auf die Beschreibung des Winters verfallen ist; und ich finde in beyden mehr poetische Kunst und Schönheit, als in vielen andern Gedichten dieser Sammlung.

Der Poet beschreibet die Gestalt des Winters also :

Den Wiesen war bereits der grüne Schmuck geraubet,
Es hatte schon der Nord so Kraut als Baum entlaubet;
Die kalte Luft ward schwarz; die starren Felder weiß;
Ein recht ergrimmtter Frost, ein fast versteinerns Eis,
Verhärtete das Land, und fesselte die Fluthen;
Der Bäume Menge glich gebundnen grossen Ruten,
Wodurch die Luft gestäup't, der Welt gedrohet ward;
Es schien selbst die Natur erstoren und erstarrt.

Bei Virgil stehet in dem dritten B. von dem Feldbau v. 352. wo er die nordlichen Eiß-Länder beschreibet, eine Beschreibung des Winters, welche dienen kan, die Schönheit der Brockesfischen desto genauer zu bemerken:

- . Clausa tenent stabulis armenta, neque ullæ
Aut herbæ campo apparent, aut arbore frondes:
Sed jacet aggeribus niveis informis & alto
Terra gelu late, septemque adsurgit in ulnas.
Semper hyems, semper spirantes frigora cauri.
Tum sol pallenteis haud unquam discutit umbras:
Concresecunt subitæ currenti in flumine crustæ,
Undaque jam tergo ferratos sustinet orbeis,
Puppibus illa p. ius patulis, nunc hospita plaustris:
Æraque dissiliunt vulgo, vestesque rigescunt
Indutæ, creduntque securibus humida vina:
Et totæ solidam in glaciem vertere lacunæ:
Stiriaque impexis induruit horrida barbis.
Interea toto non secius aere ningit:
Intereunt pecudes, stant circumfusa pruinis
Corpora magna boum: confertoque agmine cervi
Torpent mole nova, & summis vix cornibus exstant. &c.

Wer

Wer diese beyden Beschreibungen gegen einander halten will, muß sich zweyer Dinge erinnern: eines, daß Hr. Brockes sich vorge-
setzet hat, beyde des Winters Last und
Luft aufmercksam zu betrachten; da hingen-
gen Virgil nur diejenigen Umstände ausge-
führt hat, welche den Winter beschwerlich
machen; das andere, daß die oben ange-
führte Brockesische Beschreibung des Winters
nur der Anfang des ersten Gedichtes ist.

Lasset uns nun sehen, wie der deutsche
Poet die übrigen Umstände, die Virgil an-
führt, ausgebildet habe. Virgils dritte
Zeile giebet er also:

Man kennet keine Bahn; der schönsten Gärten Pracht
Verschwindet, und versinkt in eine weiße Nacht.
Man siehet hier und dort nur ungewisse Spuren
Von Beten, Steig' und Weg.

Den achten und neunten Vers Virgils giebet
Hr. Brockes:

Die Schiffe liegen still, trotz Eurus Sturm und Wut,
Trotz Ehetis reger Macht, gehemmt von scharfen Schollen,
Indeß daß auf der tieffen Flut (Gut,
Beschwert durch manche Last und schweres Kauffmanns-
Viel rassende beschlagne Räder rollen.

Und da dieser Umstand auf das Verwunder-
same siehet, so hat er dasselbe durch folgen-
de Zeilen sehr glücklich zu erhöhen gesucht:

Man sieht sie die, so Schritt- und Schub' unterzieh'n,
 Auf glattem Eis, auf schmahlen Eise'n flieh'n,
 Und zwischen zackichten und starren Wasser-Hügeln,
 Auf einer Bahn, in welcher sie sich spiegeln,
 Mit trockenem Fuß, selbst in der Gluth, mit Haufen
 Auf bodenlosen Tiefen laufen.

Anstatt des dreizehnten Virgilischen Verses
 giebt uns unser Poet in dem zwenten Theil
 ein vollständiges Gemählde von einem Wan-
 derer zur Winters-Zeit:

Der seines Athems fast, wie aller Wärm, beraubet,
 Mit steif bereistem Haar, mit krumm gebognem Knie,
 Tief eingezognem Hals, und ganz erstarrten Gliedern,
 Mit fast geschloßnen Augen-Liedern,
 Mit blauen Wangen Nas' und Rinn
 Sehr langsam und mit Müh das Schneegeflöber trennet.

Und die vierzehnte Virgilische Zeile giebt er
 ganz poetisch:

- - - - - Dort spritzt mit strengem Hauch
 Aus dem beeist'nen Bart, voll steif gefrorener Locken,
 Der dunkelgraue West den Schnee in grossen Flocken.

Eben so glücklich ist er in Beschreibung der
 Lust-gebährenden Umstände. Wie natürlich
 schön ist nicht folgendes?

Der Silber-weiße Schnee
 Bedeckt, o Gott, auf dein Geheiß,
 Die zwar schon grün doch zarte Winter-Saat,
 Als wie ein weißer Pelz, damit es ein strenges Eis
 Die süßen Säfte nicht verdicke,
 Nach ihren Trieb der Lebensgluth ersticke.

Und

Und wie angenehm sind folgende Züge, womit er die schöne Gestalt des Winters zierlich ausschmückt:

Es scheint, daß die Natur mit neuer Lust erfüllet,
Statt ihres grünen Saüts, in Silber-Moor sich hüllet,
Mit Unschulds-Glanz sich schmückt.

Aber an poetischer Kunst und Zierlichkeit übertrifft die andern Umstände alle der Schluß des Gedichtes in dem ersten Theil.

Im Winter scheint die wirkende Natur
Geschwächt, erstarrt, erblaßt.

Allein

Es ist ein bloßer Schein;

Sie ist nicht todt, sie schläfet nur.

Sie wird wann ihr durchleuchtigster Gemahl,

Die Sonn', umkränzt mit Licht und Strahl,

Sich wieder zu ihr naht, sie in die Arme faßt,

Nach kurzer Rast,

Mit ganz verjüngter Kraft

Muß neu erwachen,

Und sich durch mannigfachen Gast,

Zu deiner Säugerin und milden Mutter machen.

Alleine neben denen angeführten Stellen finde noch manche, die durch die glückliche Wahl bequemer Gleichnisse trefflich schön sind; als im ersten Theil in der Beschreibung des Mittags folgende, wo der Poet sehr geschickt und anmuthig das Einsammeln des Heus schildert:

Da denn, und zwar fast lächerlich,

Das grüne Heu auf dünner Gabeln Stämmen

Schnell laufenden belaubten Bäumen glich,
 Ja wenn es ostermabls den, der es trug, versteckte,
 Und durch die Meng' und Läng' ihn bis ans Bein bedeckte,
 So ließ es anders nicht, als sah' man grosse Haufen,
 Ja Hügel selbst auf zweyen Beinen laufen.

Und in dem Eing. Gedichte von dem Wasser im Frühling:

Das Wasser wie ein klares Glas (polieret,
 Scheint in der heitern Luft, durchs Frühlings Hand
 Ein Spiegel von Cristall, den Kraut und Gras
 Als ein Smaragdner Ram, mit wahrem Laub, Werk
 zieret.

Eben so geschickt vergleicht er¹ die blühenden
 Büume mit hangenden Gärten, einen Gärt-
 ner mit einem Mahler, die Natur mit einer
 Stickerin; auch gehöret die Beschreibung
 der durch Veränderung von Licht und Schat-
 ten sich vielfach verändernden Landschaft mit
 zu den schönsten Gedichten in dieser Samm-
 lung, sonderlich die Stelle darinne, wo er
 zeigt, wie die Kunst zu tuschieren völlig der
 Natur abgesehen worden. Nur kan ich es
 nicht gutheissen, daß der Poet die meisten
 von diesen jetzt erwähnten guten Einfällen
 allzu ofte wiederhohlet, und gerne ein wenig
 zuweit treibet, wenn er aus dergleichen op-
 tischen Vergleichen allzufreche Metaphor-
 en schmiedet.

Bevor ich diese Abhandlung schliesse, muß
 ich noch dreyer ausführlicher Gleichnisse Er-
 wähnung

wöhnung thun, die der Hr. Weichmann in seiner Vorrede aus einigen absonderlichen Stücken des Hrn. Brockes, welche in dem Ersten Theil der Niedersächsischen Sammlung von Gedichten zu finden ist, anführet, und in Absicht auf dieselben von diesem Dichter rühmet, daß er in Gleichnissen nicht weniger glücklich sey, als die alten lateinischen Poeten, welche durchgehends sonderlichen Fleiß darauf gewendet haben. Alleine ich muß ihn berichten, daß diese Brockes'schen Gleichnisse größtentheils nur Copien und Uebersetzungen sind, wovon die Originale eben bey diesen geschickten lateinischen Poeten anzutreffen sind. Er wird dieses selber so befinden, wenn er die Mühe nehmen will, in Virgils Eneis und Homers Ilias nachzuschlagen. In jener B. XI. v. 810. B. X. v. 727. B. XI. v. 616. B. II. v. 495. B. VII. v. 585. B. X. v. 693. In dieser B. XI. v. 492. B. XV. v. 618. 586. 170. B. IV. v. 75.

Ich hoffe, man werde mir das Recht widerfahren lassen, und gestehen, daß ich des Hrn. Rathsherrn Brockes Gedichte ohne eigene Absichten untersucht, und weder das tadelhafte noch das gute verschwiegen habe; welches letztere in der That das fehlbare in einem grossen Absatz übertrifft. Wenn ich zuweilen etwas tadle, so soll man darum nicht meinen, daß mir dergleichen Irrungen grosser Leute einige Freude machen. Mein

Zweck ist alleine den noch herrschenden verderbten Geschmack zu verbessern, und sowohl die Quellen dessen, was in der Beredsamkeit belustiget, als des mißfälligen und ungeschmackten zu entdecken. Hr. Brocques hat fürwahr in derjenigen Art Beschreibungen, aus welchen sein Buch bestehet, eine sehr grosse Kunst gewiesen; und wenn alle andere, die sich auf die Poesie legen, ihre poetischen Versuche mit dieser Arbeit anheben würden, als welche die allererste ist, so könnten wir hoffen, daß sie nach der Zeit zu wichtigern Unternehmungen in der Poeterey geschickter seyn würden, als sie bisher, da sie einen andern Weg genommen haben, gewesen sind.

Der fünfzehnte Abschnitt.

Von den Lohensteinischen Gleichnissen.

Oppens reiner Geschmack. Verderbung des Geschmacks durch Hofmannsvaldbau und Lohenstein. Wie Lohensteins Gleichniß: Bilder unbekannt, ausschweifend, ungefaßt und überflüssig sind; wie sie mit dem Wohlstand streiten. Wie er alle diese Fehler in einem Exempel vereenigt hat. Wenn er die Seltenheit, Wichtigkeit, Wichtigkeit einer Sache erhöhen will, hohlet er die Beispiele von einer Art, die zu einem Geschlecht gehören, allzumal. Wie Virgil die hyperbolische Art zu vergleichen gebrauchte. Lohenstein leget seine gelehrten und hyperbolischen Gleichnisse rohen und wilden Personen in den Mund, welche durch solche einander bestaffen, widerlegen, und überführen. Neulirchs Lobsschrift des Lohensteinischen Arminius in der Sprache desselben verfaßt. Desselben Aufwart-Scheit den an den geheimen Rath von Tuchs, in einer gleichmäßigen Sprache beantwortet. Wie er diesen Herrn mit dem Gluck verleiht. Neulirchs Belehrung. Amthors Schuß: Schrift Lohensteins. Exempel von Lohensteinischen Gleichnissen aus Amthor. Daß Gleichnisse keine Kraft haben etwas zu beweisen, ausgenommen so fern sie ähnliche Beispiele eines allgemeinen und strengen Grundfahes sind. So:rausche Art, aus solchen Gleichnissen zu beweisen. Wie Oppus den Satz, daß alles sichbare vergänglich sey, auf diese Weise bewiesen. Wie Besser beweiset, daß das Urtheil der Welt meistens unbegründet sey. Daß Oppens Gleichniß von einem Nuz, der sich abnützt, mit den jerrinnenden Einnen nur erkläre, und nicht beweise. Daß Lohensteins Gleichniß von der Nachbarschaft der Nase und der Dornen nicht beweise, sondern nur erkläre, daß seiner Gelegenheit und der Waffen pflegen bey einander

ander stehen könne. Daß in Opizens Gleichniß von einem fruchtbaren Baum mit einem fruchtbaren Weib ein Grund enthalten sey, der richtig schleuße. Opizens Socratiche Beyspiele, womit er das lächerliche Wesen der Schreibe-Sucht erweiset. Wie die satyrischen Scribenten sich dergleichen Art zu schließen, als eines besondern Kunst-Streiches bedienen. Wie leicht es sey die Gleichnisse, die auf keine allgemeinen Wahrheiten gegründet, und alleine von Thieren oder leblosen Dingen genommen sind, umzukehren.

Opiz war der erste, der den deutschen Poeten die Bahn gebrochen, und dem guten Geschmack in der Wohlredenheit gewaltig aufgeholfen hat. Die Natur hatte ihn mit einem hohen und durchdringenden Verstande begabet, sein eigener Wissensbegieriger Fleiß brachte ihn in eine enge Bekanntschaft mit den alten griechischen und lateinischen Dichtern. In den Schriften derselben hat er seinen Geschmack gereiniget, sich das innere Wesen der Poesie und die Quellen des Ergeßlichen bekannt gemacht; und in der geschickten Nachahmung derselben hat er allen seinen Ruhm gesucht. Diese Vortheile erhoben ihn weit über den gemeinen Haufen der Poeten, so wohl als über das Elend seiner Zeiten; und er setzte mittelst derselben seine Schriften in ein solches Licht, daß noch heutzutag jedermann sich an denselben ergethet, und alle Dichter, die auf ihn gefolget sind, dagegen nicht heller

besser geleuchtet haben, als Ignes luni minores. Ich beruffe mich dießfalls auf das Bekenntniß, welches Benj. Neukirch in einem gewissen Gedichte abgelegt hat, wo er seinen vorigen Lohensteinischen Eßschmack selber verurtheilet:

Ha! schrie man hier und da, für dem muß Dplß weichen!
Ja, dacht ich, wenn ich ihn nur erstlich könne' erreichen!
Den Willen hätt' ich wohl. So wie ich es gedacht,
So ist es auch geschehn; ich habe manche Nacht
Und manchen Tag geschwitz; allein ich muß aestehen,
Daß ich ihm noch umsonst versuche nachzugehen.

Aber dieser große Geist hat nach dem großen Maß seiner Erleuchtung schon zu seiner Zeit vorhergesehen, daß nach ihm frostige und ungeübte Köpfe entstehen würden, die diesen reinen Fluß der deutschen Poesie trüb machen, und aus einer unzeitigen Schreibsucht alles wieder verderben würden. Seine Prophezeung davon in der Zuschrift an Zinco gräfen lautet folgendermassen:

Es ist hier nicht genug, die arme Rede zwingen,
Die Sinnen über Hals und Kopf in Reimen bringen,
Der Wörter Hender seyn: Wer nicht den Himmel fühlt,
Nicht scharf und geistig ist, nicht auf die Alten zielt,
Nicht ihre Schriften kennt, der Griechen und Lateiner,
Als seine Finger selbst, und schaut, daß ihm kaum einer
Von ihnen anssen bleibt; Wer die gemeine Bahn
Nicht zu verlassen weiß, ist zwar ein guter Mann,
Doch nicht auch ein Poet. Es ist sich zu besorgen,
Weil allbereit bey uns fast alle neue Morgen

Ein neuer Dichter wächst, daß diese Schreibe = Suche
Der Sprache Zierlichkeit wird wieder in die Flucht
Verjagen als zuvor. - - - - -

Diese Weissagung ist um so viel merkwürdiger, weil es nicht lange angestanden, daß seine eigene Schüler die ungeschminckte natürliche Flüssigkeit und die Macht der Opikischen Schreibart aus den Augen gesetzt, und derselben die unreine und mit fremden Zierroth prangende Schreibensart der Italienischen Poeten des siebenzehnten Jahrhundert vorgezogen haben. Der von Hofmanns-Waldau war einer von den ersten, der sich von diesem unreinen Geschmack hat einnehmen lassen; doch hat er sich meist nur bey derjenigen Gattung von Gedichten aufgehalten, wo dieser Fehler am wenigsten Verdruss verursacht. Aber nach ihm hat der von Lohenstein diesen Geschmack sich überall eigen gemacht und in alle Gattungen Gedichte ohne Maß eingeführet. Daher ist seine Schreibart durchgehends ganz figurlich und hieroglyphisch: Und weil alle folgenden Poeten Lohenstein zum Muster genommen, nach welchem sie sich formiert haben, so ist dieser verdorbene Geschmack gleichsam nationalisiert worden, und es sind wenige übrig geblieben, die nicht etwas von demselben geerbet haben. Der kühne Günther leget vor seine Person ein freyes Bekenntniß ab:

Much

Auch schiffte ich oftmahl auf Dielen über Meer,
 Und hohlt' ein Gleichniß- Wort aus Mississippi her;
 Bestahl den Lohenstein, wie andre Schul- Monarchen,
 Und war kein Reim darauf, so sticht ich ihn von Parchen,
 So schlimm das Wort auch klang: Marocco, Bengala,
 Fez, Bantam, Mexico, Quinsay, Florida,
 Die alle mußten mir Baum, Steine, Thiere, Finsen,
 Und was nur kostbar ließ, in Dichter- Kasten zinsen:
 Da klappte mir kein Vers, der nicht auf Stelzen gieng.

Aber er füget hinzu:

Dieß that ich, als mein Wis noch gar zu unreif hieß,
 Und wie ein siedend Fett den Schaum voran verstieß:
 Jetzt lern ich nach und nach mich u. die Wahrheit kennen,
 Und lache, wenn mich viel noch einen Dichter nennen.

Da nun der schlimme Geschmack der Lohensteinischen Schreibart meist von der ungeschickten Wahl und unmässigen Verschwendung fremder, unnützlicher, ungeheurer und unanständiger Gleichnisse herrühret, so kan man mit Recht von mir begehren, daß ich diese Fehler in einigen Beyspielen entdeckte. Lohensteins grosser Roman, Arminius betitelt, kan uns dergleichen überflüssig an die Hand geben. Auf dem 208ten bl. steht:
 „ Die Unglückseligen, da sie sich des vergan-
 „ genen Uebels erinnern, sind insgemein,
 „ wie das fühlende Kraut in Egypten gear-
 „ tet, welches, wenn man es anrühret, sei-
 „ ne Zweige zurücke, seine Blätter zusammen-
 „ zeucht, oder gar verdorren läßt. „ Wenn
 ich durch dieses dunckele hieroglyphische
 Gleich-

Gleichniß durchsehe, so will Lohenstein sagen, die Erinnerung des vergangenen Uebels mache die Menschen empfindlich und niedergeschlagen. Aber dieser Gedanke klinget vor ihn viel zuschlecht, darum fleidet er ihn in ein fremdes Gleichniß ein, worinn er euch mehr seine gelehrte Belesenheit, als die Deutlichkeit seiner Gedanken zu bewundern giebt. Wer hätte sonst gedencen sollen, daß ihm die Eigenschaft einer so fremden und seltenen Wunderpflanze so wohl bekannt wäre!

Scire tuum nihil est, nisi te scire, hoc sciat alter!

Da die Gleichnisse sonst dienen, eine Sache zu erklären, so hat dieses hier den ganz besondern Nutzen, einen klaren Gedanken in Finsterniß und Dunkelheit einzuhüllen.

Auf dem eilften bl. heisset es: „Sie ließ ihre Thränen über ihre Wangen fließen, daß es schien, als hätten ihre Augen sich in das regnende Siebengestirne verwandelt.“ Dieses Gleichniß ist nicht alleine fremd, sondern auch ausschweifend und ungeheuer. Es ist so ferne, daß diese unglückliche Verwandlung der weinenden Augen in das regnende Sieben-Gestirn den Begriff von der Größe ihrer Traurigkeit erhöhe, daß es euch vielmehr auf den unbescheidenen Verfasser wegen seiner unmässigen Ausschweifung böse macht. Das Ebenmaß zwischen dem Bild und dem Gegenbild ist so ungleich, daß

daß nur nicht einmahl die Vergleichung, geschweige die Verwandlung statt haben kan.

Bl. 144. „Diese Gaben zohen, nicht anders als der Magnet die Spreu, unterschiedene Helden an den Hof; weil nun Hermildis die Eigenschaft des Magnets und der Sonnenwende hatte, und wie diese nur den Gestirnen, also sie nur der Tugend ihre Gewogenheit zuneigete; so dienete die Liebe denselben zu einem Wehsteine. . . Und auf demselben Blat: „Es fanden sich viele fremde ein, um bey den Strahlen dieser Fürstin ihre Freyheit, wie die Motten bey dem Lichte ihre Flügel zu verlieren. . . Diese Gleichnisse sind nicht nur ungeschickt, sondern auch überflüssig. Ihr dörfset dieselben nur weglassen, so bekömmt die Erzählung mehr Licht und mehr Nachdruck: Diese Gaben zohen unterschiedene Helden an den Hof, und weil Hermildis ihre Gewogenheit alleine der Tugend zuneigete, so war die Eifersucht diesen Helden ein Wehstein der Tugend. Ohne Noth eingestreute Gleichnisse machen nicht alleine den Vortrag dunkel, sondern bringen auch den Leser zur Ungedult, der sich nicht immer entschliessen kan so viel Mühe zu nehmen, daß er die wahre Meinung seines Scribenten unter einem Haufen solch fremden Zeugens hervorsuchen sollte.

Es sind aber einige von diesen Gleichnissen auch entfernt und wider den Wohlstand:

Der Altstein ziehet die Epreu an sich und Hermildis die Helden. Der Grund der Aehnlichkeit steckt alleine darinnen, daß beyde etwas an sich ziehen; aber es ist unanständig, Helden mit Epreu vergleichen. Eben so übel steht es, da sie in dem andern Gleichniß mit den Mütten verglichen werden.

Bl. 138. „Sintemahl beydes [die Ohnmacht des Alters und die Schrecken des Todes] den Menschen in einem Augenblicke, wie die Mächte die Nachbarn beyder Angelsterne mit einer kohlschwarzen Finsterniß überfällt; niemand aber wie die Schlangen mit ihrer Haut die Schwachheiten des Alters abstreiffen kan.“ Und Bl. 139. Die Seele heget gegen ihrem Brunnen eine nicht geringere Neigung, als die Sonnenwende gegen die Sonne, die Africannische Ziegen gegen den Hund, und der Magnet gegen den Nördlichen Angelsterne, wenn anders diese heilige Regung nicht durch irdische Verleitung, wie der Magnet durch Knoblauch entkräftet wird. „In diesen Meyspielen findet ihr alle Fehler, die ich bis dahin ausgefeket habe, als in ihrem Mittelpunct vereinigt; und wenn ich an den Zweck und die Absichten der Gleichnisse gedencke, so kan ich nicht sehen, wozu die unmässige Verschwendung derselben dienen sollte, als eine unzeitige Wissenschaft der seltensten Geheimnisse der Natur zur Schau vor-

vorzulegen, und den Leser mit Fleiß müde zu machen, und seine Aufmerksamkeit zu zerstreuen. Dieses Prangen mit einer physikalischen Gelahrtheit ist unserm Lohenstein so was eigenes, daß er euch allemahl ein solches Geheimniß der Natur entdeckt, so oft er sagen will, etwas sey seltsam, unmöglich, es werde eher, weniger, niemahls, geschehen, zum Ex. „ Er achte dieses für seltsamer, als „ die Araber ihre Phönixe, und die Judia- „ ner ihre Einhörner. Es geschehe so wenig, „ als der Angel Stern von seinem Wurber „ verrückt werde. Bl. 13. Die Schön- „ heit sey so selten keusch, als die Sonne „ kalt. Seine Vollkommenheit mache nichts „ minder alles Weibes Volk verliebt, als „ die Sonne in Mohrenland alle Einwohner „ schwarz machen müßte. Bl. 15. Die „ Laster seyn bey hohem Stande und Anse- „ hen nichts minder, als das Gift in dem „ gestirnten Scorpion unvergleichlich schädli- „ cher, als in dem irdischen. Bl. 96. Gu- „ te und böse seyn unter allen Völkern, wie „ weiße Leute und schwarze Mohren in der „ Welt. Bl. 153. Ein tapferes Gemüth „ lerne in dem eingebiesanten Gemach eines „ Sardanapals so wenig herrschen, als ein „ Adler von der Nachtente die Augen an der „ Sonne schärfen, oder die Gipfel der Ce- „ dern überflügen. Bl. 272. Er hätte dieses „ Geheimniß so gerne mit in das Grab ge-

„ nommen , so gerne die Sonne , wenn sie
 „ zu Golde gehet , ihren Untergang mit
 „ Wolcken verhüllet. „

Die Vergleichung seltsamer , gemeiner , möglicher , unmöglicher , und anderer dergleichen Dinge haben zuweilen ihren guten Nutzen , etwas mit großem Nachdruck zu sagen , wenn sie mit guter Wahl und Bedacht , und am rechten Ort angebracht werden. Aber die Beyspiele einer gleichen Art , die zu einem Geschlecht gehören , müssen nicht zu ferne hergehohlet werden noch unbekannt seyn , sonst haben sie keine Kraft , die Seltenheit , Möglichkeit , Leichtigkeit einer Sache zu erhöhen. Nur die Gelehrten wissen zum Ex. daß der Gift in dem gestirnten Scorpion schädlicher sey , als in dem irdischen. Wenn die Heil. Schrift eine unglaubliche Menge ausdrücken will , so vergleicht sie dieselbe mit dem Sand an dem Gestade des Meeres. Und Virgil sagt in dem zweyten Buch des Geld , Baues von dem Weinstock :

Sed neque quam multæ species, nec nomina quæ sint,
 Est numerus; neque enim numero comprehendere refert:
 Quem qui scire velit, Libyci velit æquoris idem
 Discere, quam multæ Zephyro turbentur arenæ:
 Aut ubi navigiis violentior incidit Eurus
 Nosse, quot Jonii veniant ad littora flûus.

Insbefondere gehöret diese hyperbolische Art zu vergleichen in die Sprache der Affecte ,
 welche

welche aus Furcht den Ausdruck matt zu machen, die Sachen bis auf den obersten Grad der Wahrscheinlichkeit erhöhen. Also läßt Virgil in dem vierten B. der Eneis die Dido reden:

Sed mihi vel tellus optem prius ima dehiscat,
Vel pater omnipotens adigat me fulmine ad umbras,
Pallentis umbras Erebi noctemque profundam,
Ante pudor quam te violam, aut tua jura resolvam.

Diese poetische Verwünschung giebt euch die standhafte treue Liebe der Dido auf das deutlichste zu erkennen. Und weil Virgil die Affecte selten auf die höchsten Grade steigen läßt, kan man daraus abnehmen, warum diese Art zu vergleichen, so sparsam von ihm gebraucht wird.

Alleine, was diese unmäßige Verschwendung einer seltenen Belesenheit und diese hieroglyphische Sprache des von Lohenstein noch abgeschmackter macht, ist dieses, er leget dieselben solchen Personen in den Mund, die ihrem Character nach von dergleichen gekünsteltem Wesen und Wort-Gepränge himmelweit entfernt waren. Arminius, Inguiomarus, Marbod, und alle andern berühmten Helden des alten Deutschlands reden in diesem Buch eben so gelehrt, als wenn sie bei Lohenstein in die Schule gegangen wären; selbst die Frauen und Töchter dieser Helden erklären einander in ihren vertrauten

Gesprächen die tiefsten Geheimnisse der Natur; es ist euch, ihr höret jene *Pretieuses ridicules* bey Moliere reden.

Noch lächerlicher ist, daß die Personen, welche Lohenstein in diesem wunderlichen Buch auf den Schauplag führet, durch lauter Gleichnisse dencken, durch Gleichnisse einander bestraffen, widerlegen, überführen. Die Gleichnisse sind ihre Gründe, und die Einbildungskraft ist ihre Vernunft. Wenn z. Ex. bl. 281. der Ursinve Vater beweisen will, daß es unanständig sey, daß seine Tochter sich mit einem geringern, als einem Königlichem Prinz verlobe, so schließt er auf folgende Art: „Ich versehe mich zu Arsis
 „noen, wenn ich sie anders für meine Tochter halten soll, sie werde nicht von der Art,
 „des den Pöbel abbildenden Epheus seyn,
 „welcher so bald eine Haselstaude, als einen Dattelbaum umarmet. Dann, edle
 „Pflanzen kehren ihr Haupt gegen dem
 „Himmel; die Rosen schließen ihr Haupt nur der anwesenden Sonne auf; die Palmen vertragen sich mit keinem geringen
 „Gewächse: Ja der todte Magnetstein folgt keinem geringern, als dem so hochgeschätzten Angel-Esterne. Und Polemons
 „Haus (ist der Schluß) sollte sich zu den
 „Nachkommen des knechtischen Nachors
 „abneigen.“

Eine gleichmässige Schlußrede wird der Liebhaber bl. 162. finden. Alleine Horatius hat die Schwäche dieser Art Schlüsse in der dritten Sat. des zweyten B. mit dem einzigen Vers deutlich genug entdeckt:

Nil agit Exemplum litem quod lite resolvit.

Herr Benjamin Neukirch hat vor dem zweyten Theil dieses Lohensteinischen Werkes eine Lobschrift von seiner eigenen Arbeit beydrucken lassen, worinn er es in einem verworrenen Galimathias, das aus einer unmässigen Zusammenhäuffung der Metaphoren und Gleichnisse entstanden ist, dergestalt lobet:

Ist tritt der andre Theil in die gelehrte Welt,
Sich an dem Ehren-Preis des ersten zu ergeben,
Und will den Blumen-Lanz, den jener vorgestellt,
Durch einen Wunder-Streit von Bäumen hier ersetzen.
Vielleicht zum Zeugnisse: Daß Rosen und Jesmin
Doch am Geruche noch dem Myrrhen-Safte weichen,
Chineser-Äpfel mehr als Lilien Anmuth reichen,
Und Bücher insgemein mit grosser Arbeit blühen;
Im schliessen aber so wie reiffende Morellen,
Auch von sich selber oft mit süßem Zucker quellen.

Wey Lesung dieser Zeilen gedencke ich beynah, wie Hieronymus, als er des Persius Satyren nicht verstehen können; er schmiß sie ins Feuer und sagte: Qui non vult intelligi, debet negligi. Der Freyherr von Abschatz hat auch ein Lobgedicht auf den Lohensteinischen Ar-

minius gemacht, welches noch ziemlich bescheiden gerathen ist; und ich halte es insbesondere mit dem Urtheil, das er in folgenden Versen zu vernehmen giebt:

Was ich bey dieser Schrift am seltsamsten gefunden,
Ist daß sie die Geburt der seltenen Neben-Stunden.

Const hatte Neufirch in seiner Lobschrift sich vorgenommen, dasjenige zu loben, was er damahls als die größte Schönheit bewunderte, und allen heutigen Franzosen entgegen setzte; und er hoffete durch dieselbe an den Tag zu legen, daß er in der Nachahmung dieses berühmten Originals nicht nur nicht unglücklich, sondern geschickt genug wäre, solches noch zu übertreffen. Zum Beweisthum dessen, würde er uns vermuthlich folgende Strophe aus derselben vor andern angeführet haben:

Das macht, die meisten seyn vor grossen Eifer blind,
Und führen Gall und Zorn im Kopfe wie Sardellen:
Drum kan ihr Urthel, das von Wermuth fast zerrinnt,
Wie Quitten nicht zugleich mit Muscateller quellen.
Den andern mangelt gar zuweilen der Verstand,
So wie den Krebsen Blut und wilden Bäumen Feigen.

Welche Ausschweifung! Leute, die Gall und Zorn im Kopf führen, wie Sardellen; ein Urtheil, das so wenig als Quitten mit Muscateller quillt; Einige die so wenig Verstand haben, als Krebse Blut, und die wilden Bäume Feigen! Ein redlicher Deutscher
würde

würde sagen: Die meisten Leute haben ein bößhaftes Werk, und werden von Eifer, Neid und Mißgunst geblendet, daß sie das schöne vom häßlichen nicht unterscheiden können; andern mangelt es am Verstand.

Eben dieser Poet will den Herrn geheimen Rath von Fuchß in einem poetischen Aufwart-Schreiben mit lauter Gleichnissen nach Lohensteinischer Art überreden, daß es keine Vermessenheit sey, daß er sich vor ihm stellen, und bey ihm um Schutz und Förderung anhalten dürfe.

Wenn eine Wolke Glanz aus Sonnen-Strahlen zieht,
Die Syren den Diamant, die Ulme Neben liebet,
Geringer Majoran bey Kayser-Kronen blüht,
Ein hoher Eder-Baum auch Pappeln Schatten giebet:
So wundere dich nicht, du Wunder kluger Welt,
Daß sich mein Finsterniß zu deinem Lichte stellt,
Und seinen Schimmer will aus deinen beiden Augen,
Wie Muscheln ihre Kraft aus kühlen Morgen saugen.

Ich kan die Schwäche dieser Art Beweise nicht besser zu erkennen geben, als wenn ich diese höfliche Anrede im Nahmen des Herren von Fuchß nach derselben Lohensteinischen Vernunft-Kunst beantworte, zumahl mich über dieß ein poetischer Neid antreibt, auch meine Kräfte in dieser Schreibart zu zeigen: Wenn die Palmen-Wä-dume, hätte der Herr von Fuchß Neufkirchen antworten können, keine unedlere Staude ihrer Nachbarschaft und Verknüpfung würdigen; die Datteldäume

sich mit feinen geringern vertragen können; der todte Magnetstein vor feinen geringern, als den Angel-Stern eine Neigung hat; die Sonnenwende ihr Haupt immer von der Erden ab- und der Sonnen zuehret; die Neben den Kohl nicht lieben, und die Bienen mit den Hummeln in einer ewigen und unverföhnlichen Feindschaft leben, so wundere dich nicht, geschickter Poet, daß ich nicht gestatten kan, daß du deinen Schimmer aus meinen Augen saugest, wie die Muscheln ihre Kraft aus fühlen Morgen.

In demselben Aufwart-Gedichte vergleicht er diesen vornehmen Mann dem Glachß:

Doch wo ein rechter Rath dem zarten Glachße gleicht,
Der in der Jugend schon so wie Emaragden grünet,
Mit Himmels-Farbe blüht, von Sonnen-Hitze bleicht,
Und endlich aller Welt zu weisser Leinwand dienet:
So geußt ihm die Natur zwar Milch und Klugheit ein,
Doch muß sein Abiehn auch dem Himmel ähnlich seyn,
Und lezlich wie der Glachß im Schoße tiefer Erden,
Durch hohe Sonnen reiß, durch Mühe nutzbar werden.

Es läßt ziemlich possenhast, wenn ein Rath mit dem Glachß verglichen wird; aber auch die Harmonie und Aehnlichkeit zwischen dem Wild und Gegenbild ist allzu entfernt. Der Glachß ist anfänglich grün wie Emaragd, die Blüthe desselben ist himmelblau, von der Hitze der Sonnen wird er gebleicht, und endlich verfertiget man weiße Leinwand daraus: Also geußt die Natur einem Rath
Milch

Milch ein, denn diese ist an Farbe auch weiß, wie die Leinwand; es versteht sich aber metaphorische Milch, nemlich Weisheit und Verstand; doch müssen seine Absichten in allen Dingen gottselig und demnach dem Himmel ähnlich seyn, wie ihm die Blume des Glases an Farbe gleich ist.

Aber die Vergleichen dieses Poeten stossen sehr ofte wider den Wohlstand an, als, wenn er bl. 144. der Hofmannswaldischen Samml. ersten Th. die selige Frau von Meinders mit dem Chamäleon, bl. 172. die Gottesfurcht mit grünen Schotten vergleicht, und mehr dergl. Alleine da mein Absehen nicht ist, die Person dieses Poeten, sondern nur seine Schreibart und verdorbenen Geschmack durchzuziehen, so muß ich hier ihm zu Lob nicht angemeldet lassen, daß er in seinen späthern Jahren das lächerliche Wesen dieser Schreibart selbst eingesehen, und seinen verdorbenen Geschmack um ein namhaftes gebessert hat. Davon ist uns das Gedicht, das wir im Eingang angezogen haben, ein unverwerflicher Zeuge, massen er das Herk gehabt hat, sich darinn über seine vorigen Ausschweifungen lustig zu machen. Und die spätern Früchte seiner Dichtkunst geben uns zu erkennen, daß er eine ziemliche Geschicklichkeit gehabt hat, auch ein gutes Muster nachzuahmen.

Hingegen hat Hr. E. H. Amthor diesen Lohensteinischen Geschmack nicht nur durch die Nachahmung unter den Deutschen fortgepflanzt, sondern sich in der Vorrede zu seinen Gedichten noch vermessen, denselben gegen den guten Geschmack der Alten zu verfechten. Seine Schutzschrift für den falschen lautet also: „Ich habe niemahls mit
 „ denjenigen einstimmig werden können, die
 „ des Verses größte Majestät bloß in un-
 „ gemeinen schwulstigen Wörtern suchen,
 „ und dem Hofmannswaldau nebst andern
 „ neuern Poeten verdanken, daß sie nach
 „ Art der Italiäner sich so vieler Meta-
 „ phoren und verblümter Redensarten be-
 „ dienen. Vielmehr halte ich davor, daß
 „ wenn die Höhe der Materien es erhei-
 „ schet, ganz füglich, so wohl die gar zu
 „ gemeinen Wörter vermieden, als auch
 „ zugleich scharfsinnige Gedanken und Al-
 „ lusionen angebracht werden können. Ja,
 „ wie hoch ich sonst auch selber die noch
 „ vorhandene Ueberbleibsel der alten Poe-
 „ ten schätze, so lasse ich doch dahin gestellt
 „ seyn, ob nicht die Ehrerbietung gegen das Al-
 „ terthum hierinn manchemahl zu weit gehe,
 „ wenn man desselben Poesien zum theil
 „ vor so unvergleichlich hält, daß sie alle
 „ heutige weit übertreffen sollen.“

Ob ich gleich die poetische Schwulst, und ein leeres Wortgepränge mit eben so vielem
 Eifer

Eifer verfolge, als Umthor, so kan ich doch gar nicht sehen, womit man die unreine Italianische Schreibart des siebengehnten Sæculi vertheidigen will, zumahl da sie vornehmlich an dieser Schwulst krank ist. Die Metaphoren, Einfälle und Allusionen taugen niemahls was, dafern sie nicht mit guter Wahl, in gehörigem Maß, und an dem rechten Orte angebracht werden. Aber daß die Poesie der Heutigen der Kunst der alten Griechen und Lateiner gleich kommen sollte, ist ein Paradoxum, welches mir unter den Deutschen Umthor am allerwenigsten einschwanken wird. Lasset uns einige Meisterstücke dieses Dichters, auf welche er vermuthlich trohet, ein wenig betrachten. Auf die Krönung Carls des sechsten sagt er:

Kein saurer Essig fließt von wohlgeschlachtten Trauben:
 Es steigt der Basilisten Bruth
 Zwar wol aus schnöder Hahnen Bluth;
 Doch nimmer nicht aus unvergällten Tauben:
 Hegt Enpern kein entsetzlich Thier,
 So bringt auch Oesterreich gar keinen Gift herfür.

Wer siehet nicht, daß diese Beyspiele, die hier als Gleichnisse gebraucht werden, ganz ungeschickt sind, und wider den Wohlstand laufen? Große Helden mit Trauben und Tauben in Vergleichung stellen, ist ungeeignet. Diese werden von guten lateinischen Poeten *lucelles* characterisiert, welches sich auf

auf einen Helden nicht reimet. Und der Vorzug der Tauben vor den Hahnen kömmt mir hier, da es um die Wahl eines bequemen Gleichniß-Wildes vor einen Helden zu thun ist, noch lächerlicher vor. Man vergleiche diese Stelle mit einer andern bey Horaz in der vierten Ode des vierten B. so wird man sehen, wie Amthor von dem guten Geschmack der Alten abweicht:

Fortes creantur fortibus & bonis:
Est in juvenis, est in equis patrum
Virtus: nec imbellem feroces
Progenerant aquilæ columbam.

In demselben Gedichte ist Amthor aus Liebe zu den Sinn-Bildern possierlich genug ihre Maj. mit einem Adler-Stein zu vergleichen.

Du wißt mit deinen Gnaden-Blicken
Auch das Verdienst der guten nur erquickten,
Und faßt dadurch, als feltner Adler-Stein,
Der zwar der Matten Weh beglücket,
Dech aber auch die Mißgeburth ersticket,
Der blossen Tugend hold, dem Fesel tödtlich seyn.

Verlanget ihr eine Stelle, wo er nach Lohensteinischer Art ein ganzes Schock der seltsamsten Gleichnisse aufthürmet? Schlaget nur das 216de bl. der ersten Herausgabe nach:

Kein Selenite liebt so sehr des Monden Licht,
Kein Sonnen-Bezel bleibt so bey den Sonnen-Wenden;
Als

Als du, Goldselige, mit Lippen und mit Händen,
 Ja mit entzücktem Geist bleibst Himmel: an gerichtet.
 Die Bluhme Spaniens, so man Mirackel nennet,
 Hat niemals, so, wie du, vor Himmels: Lust gebrennet.
 Der dritte Tugend: Weg war deine Gürtigkeit:
 Der Nil: Strom hat sich kaum so Wasser: reich ergossen.
 Wann er Egyptens Sand nach langem Durst erfreut;
 Als Fluthen deiner Gunst auf arme sind geflossen.

Die Sinnbilder von dem Selenite und dem Sonnen: Vogel sind unbekannt, und so weit hergehohlet, daß sie dem Begriff nicht den geringsten Zusatz weder an Licht noch an Nachdruck mittheilen können. Die Spanische Bluhme, Mirackel, hat unmöglich vor Himmels: Lust so brennen können, wie die Selige. Und die Fluthen der Gunst sind Lohensteinische Fluthen.

Bevor ich diesen Abschnitt endige, muß ich einen allgemeinen Irrthum in ansehung des Gebrauches und der Absichten der Gleichnisse widerlegen, der seinen Ursprung eben von der Lohensteinischen Schreibart hat, und darinn besteht, daß ein grosser Theil unserer Poeten die Gleichnisse mißbraucht, die Wahrheit der Sätze dadurch, als ob es Gründe wären, zu befestigen. Alleine ich behaupte, daß bloße Gleichnisse keine Kraft haben, etwas zu beweisen, wofern sie nicht zugleich ähnliche Beyspiele eines allgemeinen unstreitigen Grundsatzes sind. Und alsdann erhalten sie ihre Kraft zu überführen.

auf einen Helden
 Vorzug der Taube
 mit hier, da es
 quemen Gleichniß
 zu thun ist, noch
 vergleiche diese S
 Horaz in der vier
 so wird man sehen
 guten Geschmack

Fortes creantur forti
 Est in juvenis, est
 Virtus: nec imbellis
 Progenerant aquilæ

In demselben Bel
 be zu den Sinn-
 ihre Maj. mit ein
 gleichen.

Du wißt mit deinen
 Auch das Verdienst
 Und kanst dadurch
 Der zwar der Matte
 Doch aber auch die
 Der blossen Eugen

Verlangt ihr eine
 hensteinischer Art
 seltsamsten Gleichn
 get nur das 2160
 gabe nach:

Kein Elenite sieht si
 Kein Sonnen-Regel blei

Als du, Goldselige, mit Lippen und mit Händen,
 Ja mit entzücktem Geist bleibst Himmel-an gerichtet.
 Die Bluhme Spaniens, so man Mirackel nennet,
 Hat niemals, so, wie du, vor Himmels-Lust gebrennet.
 Der dritte Tugend-Weg war deine Gütigkeit:
 Der Nil-Strom hat sich kaum so Wasser-reich ergossen,
 Wann er Egyptens Sand nach langem Durst erfreut;
 Als Gluthen deiner Gunst auf arme sind geflossen.

Die Sinnbilder von dem Selenite und dem
 Sonnen-Vogel sind unbekannt, und so weit
 hergehohlet, daß sie dem Begriff nicht den
 geringsten Zusatz weder an Licht noch an
 Nachdruck mittheilen können. Die Spa-
 nische Bluhme, Mirackel, hat unmöglich
 vor Himmels-Lust so brennen können, wie
 die Selige. Und die Gluthen der Gunst
 sind Lohensteinische Gluthen.

Bevor ich diesen Abschnitt endige, muß
 ich einen allgemeinen Irrthum in ansehung
 des Gebrauches und der Absichten der Gleich-
 nisse widerlegen, der seinen Ursprung eben
 von der Lohensteinischen Schreibart hat,
 und darinn besteht, daß ein grosser Theil
 unserer Poeten die Gleichnisse mißbrauchet,
 die Wahrheit der Sätze dadurch, als ob
 es Gründe wären, zu befestigen. Alleine
 ich behaupte, daß bloße Gleichnisse keine
 Kraft haben, etwas zu beweisen, wosern
 sie nicht zugleich ähnliche Beispiele eines
 allgemeinen unstreitigen Grundsatzes sind.
 Und alsdann erhalten sie ihre Kraft zu über-
 füh-

führen nicht von der Uebereinstimmung mit andern ähnlichen Dingen, sondern von dem festen Grundsatz, davon sie Exempel abgeben, und diese Kraft gründet sich auf das bekannte Axioma: Similium similibus est ratio. Demnach sind dieselben dann nicht als Gleichnisse, sondern als Exempel und Erfahrungen anzusehen. Der weise Socrates hat sich dieser Art Beweissthümer in seiner Lehrart mit grossem Nachdruck bedienet, seine Schlusreden sind meistens aus der Gleichförmigkeit unstreitiger Dinge gezogen. Ich könnte schwerlich ein Buch nennen, welches man jungen Leuten mit grösserm Nutzen in die Hände geben könnte, als die Geschichte, welche Xenophon von der Lebensart, und den Lehren dieses vornehmen Weltweisen geschrieben, und mit einer Menge Gespräche, die in der besagten Lehrart verfaßt sind, erklärt und bereichert hat. Der gelehrte Hallische Philosophus, Christ. Thomase hat sie deswegen aus dem Französischen des Hrn. Charpentier ins Deutsche übersetzt. Auch haben die Zürichischen Nachfolger des Zusehers von der Vortreflichkeit der Socratischen Lehrart in einem besondern Blat ausführlich gehandelt, und unterschiedene moralische Materien in ihrem Werke nach eben derselben ausgeführt.

Was ich sonst von den Gleichnissen, die vor Gründe mißbraucht werden, nur kurzlich

sich erinnert habe, will ich jezo durch einige Exempel in ein helleres Licht setzen.

Opiz setzet in dem dritten B. der P. W. den allgemeinen Satz:

Ein jedes Ding verläubet; der Anfang zeucht das Ende.

Denselben führet er hernach fehrner aus, und beweiset ihn durch Beispiele:

Dieß lehrt mich die Natur: Wann ich die Augen wende
Auf diesen Bau der Welt, seh ich daß der Gebrauch
Nur allenthalben ist. Die großen Körper auch,
Die Elemente selbst, die werden wie gebohren,
Und gehn bald wieder ein: Wird eines weg verloren;
So kömmt ein anders auf. Ein jedes ist bedacht
Auf jenen großen Tod, wann nach der langen Nacht,
Die man hier schlafen muß, dieß Wohnhaß ab wird
brennen,
In dem wir armes Volk so laufen, thun und rennen
Nach dem was auch vergeht, u. wann der blinde Schein
Der falschen Herrlichkeit wird Staub und Asche seyn.
Das wild und zahme Vieh mag nicht dem Tod entspringen:
Die Vögel geben sich; man hört sie auch wol singen,
Und gleichsam frölich seyn; wie sonderlich der Schwanz
Sein süßes Grabe-Lied ihm selber dichten kan.
Ein jeder Baum der muß sein Haar die Blätter legen,
Ist tod, biß sich der West im Renzen pflanz zu regen:
Die Blumen fallen ab, und werden durch die Kraft
Der Sonnen bald erzeugt; bald wieder hingerafft.
Das große Licht der Welt fährt mit den müden Pferden
Auch täglich von uns weg, und laßt es finster werden:
Der güldnen Sternen Schar, so bald die Morgen-röth
Aus ihrem Bette kömmt, verblasset und vergeht.
In Summa allein ist sein Mabl und Ziel bestimmt.

Alle diese Beyspiele sind so viel, als Erfahrungen, aus welchen der Satz, daß alles eitel und flüchtig sey, herausgezogen worden. Michin ist dieser Satz nur von irdischen Dingen allgemein, denn die Seele und andere geistliche Wesen, wie sie nicht aus Vermischung der Elemente entstanden, also sind sie auch von aller Eitelkeit und Vergänglichkeit frey, wie der Poet selbst solches in dem Verfolge dieses Gedichtes nachdrücklich lehret.

Wenn der Herr von Besser in dem Klags-Gedichte, welches er die Feindschaft der Welt betitelt hat, beweisen will, daß das Urtheil der Welt meistens falsch und un begründet sey, so sagt er:

Manch falscher Diamant wird ächten vorgezogen;
Weil fernem Augen er viel schön- und grösser spielt;
Und der gewölkte Schamm gefärbter Regen-Regen
Gilt mehr den Schnecken-Blut; weil keine Hand ihn fühlst.

Dieses sind zwey Beyspiele übereilter Urtheile der Menschen, aus welchen der natürliche Satz fließt: Die Menschen übereilen sich in ihren Urtheilen öfters, und nehmen den Schein für das Wesen. Dennoch düncket mich das andere Beispiel nicht wohl gewehlet, denn ich kan das Urtheil derjenigen, welche die hellen Farben des Regenbogens der Farbe des Purpurs vorziehen, nicht als etwas verkehrtes verwerffen. Wenn er aber hinzu-
setzt:

Ein

Ein Halm, der Früchte trägt, muß inſgemein ſich neigen;
 Da weit das leere Stroh in Felbern überragt.
 Die leeren Fäſſer laßt das Meer heraufwärts ſteigen,
 Wenn die geſüllten es in die Tiefen jagt.

So ſind ſolches nichts anders als Gleichniſſe.
 Weil der Pöbel den innern Werth der Dinge
 nicht kennet, ſondern ſich von dem bloſſen
 Schein regieren laßt, verwirft er öfters was
 nütliches, und verliebet ſich hingegen in et-
 was, das nur den Schein des Guten hat,
 worinn er dem Meer gleich iſt, welches die
 leeren Fäſſer oben auf der Fläche trägt, die
 angeſüllten in den Abgrund verſenket.

Opitz ſchreibet in dem zweyten B. der P. W.

Ein Ring wird abgenüzt,
 Es wird ein harter Stein
 Von ſtetem triefen klein;
 So ſchwindet und verſüſet
 Auch durch Gebrauch der Zeit
 Der Sinnen Fruchtbarkeit.

Dieſe Beyſpiele hier dienen nur zu erklären,
 und haben alſo bloß die Kraft der Gleichniſſe.
 Wie ein Ring und ein Stein, ſolche harte
 Dinge, durch den Gebrauch abgenüzt wer-
 den; alſo gehet es auch den Sinnen und dem
 Wiß. Denn es iſt keine Folge: Ein Ring
 und auch ſelbſt ein harter Stein werden durch
 den Gebrauch abgenüzt; demnach auch die
 Sinnen und der Verſtand. Auch iſt der
 Grundſatz, welcher aus dieſen Beyſpielen
 H h 2 kan

kan herausgeleitet werden, nicht überall allgemein. Denn nur die irdischen Dinge werden durch den Gebrauch abgeschliffen; die Seele, als kein geistliches Wesen, ist dergleichen Aenderung und Verderbniß nicht unterworfen. Und also ist noch nicht bewiesen, daß die Sinne oder der Wiß unter die Dinge zu zählen seyn, welche sich verschleiffen, wie ein Ring, ein Stein, und andere materialische Dinge.

In dem ersten Th. des Lohensteinischen Arminius steht bl. 204. „Seiner Gelegenheit und gleichwohl der Waffen pflegen, kan so wohl bey einander stehn, als die Rosen bey den Dornen, als das Honig bey dem Stachel der Bienen.“ Die Exempel von den Rosen und den Bienen lehren zwar, daß öfters zwey widerwärtig scheinende Dinge bey einander stehen können: Aber sie beweisen darum nicht, daß seiner Gelegenheit und der Waffen pflegen nur zwey widerwärtig scheinende, und nicht wirklich widerwärtige Dinge seyn. So lange aber dieses nicht bewiesen ist, kan man nicht schliessen, daß sie zugleich bey einander stehen können. Und also dienen diese Exempel nur vor Gleichnisse den noch unerwiesenen Satz des Verfassers zu erklären, und zu erläutern. Auch ist in diesem Gleichnisse die Aehnlichkeit wohl getroffen. Denn die Dornen sind gleichsam die Waffen der Rosen, und die Stachel sind
das

das Gewehr der Bienen. Hingegen sind Rosen und Honig ein Sinnbild der Lust und des Ergeßens.

In dem zwenten B. der poet. W. sagt Opiß:

Welch Baum ist edler auch, der welcher Früchte trägt
Und Speisen; oder der so nichts zu nußen pfleget,
Als daß er Schatten giebt? So ist ein Weibes-Bild,
Das Tisch und Hauß vollauf mit Leibes-Früchten füllt:
Die nicht gebären will; soll nicht geböhren werden.

Dieses ist zwar von dem Poeten nur in der Gestalt eines Gleichnisses ausgebildet, doch hat es die Kraft eines Grundes. Denn wer eines von diesen beyden zugestehet, nemlich daß fruchtbare Bäume edler seyn, als unfruchtbare Hecken; der kan das andere nicht in Abrede seyn, daß fruchtbare Weiber edler seyn, als unfruchtbare; weil zwischen ihnen eine vollkommene Aehnlichkeit herrschet, oder damit ich mich deutlicher erkläre, weil dieses zwey ähnliche Exempel von einem unstreitigen Grundsatz sind, der in der Natur selbst gegründet ist, nemlich daß die Fruchtbarkeit eine Vollkommenheit; die Unfruchtbarkeit aber ein Mangel sey. Zumahl die Ordnung der Natur diesen Satz zur Fortpflanzung der Geschlechter der Dinge zu einem allgemeinen Grundsatz hat machen müssen. Wie die Unfruchtbarkeit bey den Bäumen von einer Kranckheit herrühret, also ist es auch bey den Menschen. Nun zweifelt

niemand, daß gesund seyn nicht besser sey,
als krank seyn.

Opitz schreibt in dem ersten B. der poet.
Wälder an Zinckgräfen:

Wer nie gesehn hat, will nicht bey'm Ruder seyn,
Wer keinen Liebt nicht giebt, der giebt auch keinem ein,
Wer nicht zu spielen weiß, der läßt den Ball doch liegen,
Es nimmt den Degen nicht, wer nicht vermeint zu siegen;
Hier schreibt wer Hände hat.

In diesen Zeilen machet der Poet nach der
Socratischen Lehrart die unmäßige Schreib-
sucht seiner Zeiten recht lächerlich und verächt-
lich. Ich habe schon vorher erinnert, daß die-
ser vortreffliche Philosophus vornehmlich aus
der Gleichförmigkeit unstreitiger Dinge
Schlußreden gemacht habe, welches wahr-
haftig ein Principium Convictionis ist, dessen
Vortrefflichkeit so wohl seiner Deutlichkeit
als seines Nachdruckes halber in moralischen
Dingen nicht genugsam anzupreisen ist; Und
ich finde bey Xenophon in dem Gespräche des
Socrates mit Eritobulus von der Prüfung
und Wahl der Freunde, eben diesen Erweis,
welchen der Poet hier so geschickt zu seinem
Zweck angewendet hat. Socrates sagt daselbst
gegen dem Ende des Gespräches: „ Wenn
„ ich zu einem Schiffherrn käme, und lobete
„ dich, was du vor ein vortrefflicher Schiff-
„ mann wärest, und er vertraute dir auf mein
„ Wort ein Schiff, müßtest du dich nicht
„ stünd-

„ stündlich befahren, ums Leben zu kommen?
 „ Oder wenn ich in der ganzen Stadt aus-
 „ breitete, du wärest der vortrefflichste Kriegs-
 „ Obriste, und ein unvergleichlicher Staats-
 „ mann, und die Leute ließen sich durch die-
 „ ses falsche Lob bereden, und trügen dir die
 „ höchsten Ehren-Aemter auf; würdest du dich
 „ nicht in die größte Gefahr setzen, deine Ehre,
 „ ja Leib und Leben zu verlieren, und dazu
 „ das gemeine Wesen umzukehren? Oder
 „ wenn ich einen meiner guten Freunde be-
 „ redete, du verstündest die Haufhaltung
 „ vortreflich, und dieser vertraute dir sein
 „ Hauf, würdest du nicht alle seine Geschäfte
 „ in Grund verderben, und machen, daß
 „ alle Welt deiner spottete? Derowegen,
 „ war Socrates Schluß, ist kein sicherer
 „ und kürzerer Weg in der Welt mit Ehren
 „ zu leben, als dasjenige wahrhaftig zu seyn,
 „ wovor man gerne will angesehen seyn.
 Diese Beyspiele laufen alle auf den allgemei-
 nen und unstreitigen Lehrsatz hinaus, was ei-
 ner nicht versteht, dessen soll er sich nicht be-
 laden: Und dieses ist in der Natur gegründet,
 wie Persius in der fünften Satyre wohl an-
 gemerket hat:

Stat contra ratio, & secretam garrat in aurem,
 Ne liceat facere id, quod quis vitiabit agendo.
 Publica lex hominum, naturaue continet hoc fas,
 Ut teneat vetitos inscitia debilis ætus.
 Diluis helleborum, certo compescere puncto

Nescius examen : vetat hoc natura medendi.
 Navem si poscat sibi peronatus arator
 Luciferi rudis, exclamet Melicerta perisse
 Frontem de rebus, - - -

Opiz aber hat den Horaz vor Augen gehabt, und ihm gefolget, denn so sagt dieser in dem ersten Sendschreiben des zweyten B.

Navem agere ignarus navis timet: abrotonum agro
 Non audet, nisi qui didicit, dare: quod medicorum est,
 Promittunt Medici. tractant fabrilia fabri.
 Scribimus indocti doctique poemata passim.

Hier schicket sich die Anmerckung nicht übel, daß die Art zu schliessen von den satyrischen Scribenten, als ein besonderer Kunst-Streich gebraucht wird, dadurch sie das Laster sehr lächerlich machen können. Horatius hat sich desselben insonderheit wohl zu bedienen gewußt; Wenn er einen Weißigen zum Gelächter machen will, so sagt er nach dieser Socratischen Weise in der dritten Satyre des zweyten B. sehr geschickt:

Si quis emit citharas, emptas comportet in unum,
 Nec studio citharæ, nec Musæ deditus ulli;
 Si scalptra & formas non futor, nautica vela
 Adversus mercaturis; delirus & amens
 Undique dicatur merito. Quid discrepat istis
 Qui nummos aurumque recondit, nescius uti
 Compositis, metuensque velut contingere sacrum?

Im übrigen kan man hier anmercken, daß Eucrates seine Beyspiele gemeiniglich von sehr bekann-

bekannten und in dem täglichen Umgang vorkommenden Dingen entlehnete, und daß dieselbigen sich auf unstreitige und allgemeine moralische Lehrsätze gründeten, von welchen sie auch ihre beste Kraft zu überführen erhielten. In eben diesen beyden Stücken haben sich hingegen Lohenstein und seine Nachfolger größtentheils übel versehen; indem ihre Beispiele, die sie als Beweise vor einen moralischen Lehrsatz anführen, insgemein aus den auserlesensten und gelehrtesten Anmerkungen der Natur-Geschichte von den Eigenschaften der Pflanzen und der Thiere bestehen, und folglich auf keine durchgehends angenommene Grundregeln gebauet sind. Quintilianus hat schon zu seiner Zeit die Schwäche von dergleichen Beweisen eingesehen. Darum schrieb er in dem fünften B. und zwölften Cap. seiner Einleitung zur Beredtsamkeit: *Illas vero similitudines, quæ ducuntur ex iunctis animalibus & in minimis facile, est eludere.* Wenn wir zum Exempel in den Natur-Geschichten finden, daß die Palm-Bäume keine unedlere Staude ihrer Nachbarschaft und Verbindung würdigen, so finden wir zum Gegenfatz in eben denselben, daß der Diamant doch auch die Spreu, und die Ulme den Weinstock liebet, und so weiter. Demnach kan ich aus diesen Beyspielen keine allgemeine und unstreitige Lehrsätze herausziehen, sondern lauter solche, welche mit geringer Mühe

mit andern Reyspielen über einen Haufen können geworffen werden. Und dieses ist die Ursache, daß die Lohensteinischen Reyspiele überhaupt nichts anders sind, als bloße Gleichnisse, die keine Kraft haben zu beweisen, weil sie nicht auf durchgängig angenommene und unstreitige Lehrsätze gegründet sind.



Der sechszehnte Abschnitt.

Von den ausführlichen historischen Gleichnissen.

Diese Gleichnisse entdecken unterschiedliche Aehnlichkeiten in einer verknüpften Ordnung. Broctsen Vergleichung von dieser Art zwischen der Rose und einer Königin. Wie sich die Aehnlichkeit in diesem Exempel allgemach verleurt. Neufkirchs Gedicht von den geschützten Nachtigallen, beruht durchgehends auf einer Vergleichung des Poeten mit der Nachtigall. Wie er die Fabel von Philomele in sein Gedicht hinein zwängt. Gänzliche Auflösung desselben in seine Elemente. Wie Anthon auf diese Weise den Satz ausgeführt, daß der Purpur die Doctor-Würde vorstelle. Wie er das Leben eines frommen Mannes unter dem Bild des Krebs: Ganges ausstreichet. Solche Gleichnisse sind eine gemeine Quelle von Erfindungen. Sie werden selbst in ernsthaften Gedichten angewendet. Pietsch hat das Amt eines Lehrers unter dem Bild einer Schlag- und Sand- Uhr vorgestellt. Ein paar Vergleichen von Reichmann, werden angereget.

Es

Es bleibt mir noch von einer Gattung Gleichnisse zu reden übrig, eh ich die Feder niederlegen darf. Ich will solche zum Unterscheid ausführliche historische Gleichnisse heißen, weil sie in einer verknüpften Ordnung unterschiedliche Aehnlichkeiten entdecken, die zwischen zweyen Dingen, als dem Bilde und dem Gegenbilde, vorhanden sind. Der Hr. Brockes vergleicht in dem Gedichte von der Rose in dem ersten Th. seines irdischen Vergn. in G. diese Blume mit einer Königin:

Sie kam mir für, wie eine Königin
Mit Purpur angethan;
Die gelbe Saat schien eine goldne Krone;
Der schöne Busch glich einem Throne;
Der Dornen Heer geharnischten Trabanten;
Der Tropfen Mund' und Glanz geschliffnen Diamanten.
Die nimmer stille Schar der Bienen,
So öfters murmelnd zu ihr kam,
Und mit geschwindem Flug bald wieder Abscheid nahm,
Schien ihrer Majestät zu dienen,
Und gleichsam ihr Verlangen zu erfragen,
Um ihren gnädigen Befehl,
Mit fröhlichem Gesumf' und unverdroßnem Fleiß,
Den lieblich-riechenden Vasallen vorzutragen.

Es ist eine sehr übliche Metapher, daß man die Rose eine Königin der Blumen nennet; das geschieht vornehmlich wegen des purpurfarbenen Schmuckes, den sie mit gekrönten Häuptern gemein hat. Und also
sind

Nachtigallen weder auffangen noch in Ge-
 bauren halten sollte, verfertigt worden,
 und wird von dem Sammler der Nieder-
 sächsischen Poesie in der Vorrede des zwey-
 ten Theiles unter die wenigen unverbesser-
 lichen Meisterstücke des Hrn. Neukirches mit-
 gezehlet. Die Erfindung desselben beruhet
 gänzlich darauf, daß er sich durch das gan-
 ze Gedicht als einen Poeten mit der Nach-
 tigall vergleicht, und Kraft der gefunde-
 nen Aehnlichkeit glaubet, ein gleiches Glück
 mit derselben zu verdienen. Ich will in
 Beurtheilung dieses Gedichtes dem Rath
 folgen, welchen Horatius in der vierten
 Sat. des ersten B. den Criticis mittheilet,
 und dieses ganze Gedicht zergliedern und
 in seine Elemente auflösen. Der Poet fängt
 seine Vergleichung bey dem Gesichte an,
 das Philomelen, eine Weibsperson und Kö-
 nigliche Prinzessin, betrosen hat, welche nach
 der Mythologie in eine Nachtigall verwand-
 elt worden. Er hat nicht vergessen, diese
 Fabel anzubringen, damit er seinem Ge-
 dichte ein desto gelehrteres Ansehen machete,
 ungeachtet sie zu seinem Endzweck wenig
 dienet. Dieselbe verhält sich kürzlich also:
 Philomela und Progne waren zwei Töchter
 des Königs Pandion von Athen. Progne
 hatte den König Tereus von Thracien zum
 Gemahl. Dieser verliebte sich in Philome-
 len, entführte und schändete solche. Nach
 began-

begangener That schnitt er ihr die Zunge aus dem Rachen, damit sie ihn nicht verräthe. Sie fand dem ungeachtet einen Weg, ihrer Schwester davon Nachricht zu ertheilen, und als Jereus sie darüber gar ermorden wollen, ward sie in eine Nachtigall verwandelt. Da nun nicht leicht zu errathen ist, wie sich diese fabelhafte Erzählung auf das Geschick Neukirchs reimen könne, so setzt er seinen Geist auf die Folterbank, damit er sich dieselbe einigermaßen bequem und gerecht mache. Er fängt also an: Ist gleich die Philomela die Tochter eines Königs, so sind die Poeten unfehlbar Söhne der Götter. Sie ward von Jereus mit Gewalt entführt und geschändet:

Er ward als wie ein Schiff auf trüber See verschmissen,
Und wußte dennoch nicht, woher die Welle kam.

Diese verblühten Zeilen geben uns nichts mehrers zu verstehen, als daß Neukirch eben so wohl als Philomela in ein gewisses Unglück gerathen sey, worinn aber dasselbe bestanden, und was vor eine Gleichheit es mit dem Unstern der Philomela gehabt habe, bleibt uns verborgen; es sey denn Sache, daß er Schiffbruch gelitten, und von den rasenden Winden entführt und geschändet worden; wie die Worte außer der Figur zu sagen scheinen.

Philos

Philomelen ward die Zunge heraus geschnitten, damit sie die böse That nicht klagen könnte. Von sich sagt der Poet:

Mein Schmerz ist niemahls recht aus meiner Brust
gedrungen.

Sogar verschwiegen heißt mich das Verhängniß seyn.

Er hätte besser gesagt, er dürfte seine Noth niemandem klagen, wenn ihm gleich die Zunge nicht herausgeschnitten worden, so habe er daher keinen Vortheil vor Philomelen; sie konnte nicht klagen, und er darff nicht.

Philomela ward verfolgt, und in eine Nachtigall verwandelt: Der Poet ward ebenfalls wohin verjaget; er verlohre ebenfalls seine vorigen Kräfte, Wiß und Sinn, wie Philomela ihre menschliche Bildung. Und wie diese den Menschen mit ihrem angenehmen Gesang trösten kan, also kan er seinem Nebenmenschen noch zuweilen mit Reimen dienstbar seyn. Diese Vergleichung mit Philomelen beschliesset er mit dieser Zeile:

Und also gleichen wir uns an Gestalt und Leben.

Allein neben dem, daß die von ihm bemerkten Aehnlichkeiten ungemein weit entfernt sind, kan ich nicht sehen, was diese ganze Vergleichung mit der Tochter Pandions an dem gegenwärtigen Ort nütze. Der Zweck des Poeten war, Kraft der Aehnlichkeiten, welche er zwischen der Nachtigall und ihm selbst

selbst entdeckete, einen gleichmässigen hohen Schuß mit derselbigen zu fordern, nachdem er ihr allbereit an Verdiensten gleich geworden; Wozu dienet denn diese weitläuftige Gegeneinanderhaltung seines Unsternes mit dem Unglück der Philomela, welches diese betroffen, eh sie noch eine Nachtigall war?

Aber er kommt nunmehr auf die Vergleichung eines Poeten mit der Nachtigall: Das Singen wird dir gleich von der Natur gegeben; Poeten ist der Reim von Jugend auf bekannt.

Diese letztere Zeile ist überaus matt und kindisch, der Reim machet keinen Poeten, er ist auch keine Gabe der Natur. Es hätte sich besser geschickt:

Poeten werden auch geboren, nicht gemacht.

Mithin aber müssen beyde sich unter guten Meistern üben; Die Nachtigall höret ihre Mutter an, die Dichter Opiß, den Vater der deutschen Poeten. Sie liebet die Einsamkeit, die Poeten gleicher Massen.

Sie singet lieblicher, wenn jedermann sie hört.

Und die Dichter

. . . Sterben, wo die Welt nicht ihre Lieder ehrt.

Oft mischet sie sich aus Ruhmbegierde mit andern Nachtigallen in einen Wettstreit ein; also will auch keiner unter den Poeten der letzte seyn.

I i

Sie

Sie singet nicht länger, als bis die Sommer-Hiße kömmt, alsdann giebet ihr Lust-Gesang der Erden gute Nacht, wie der Poet sich in einer ungereimten Metapher ausdrückt. Dieses reimet er folgender massen auf seine Brüder in Apollo:

So wenn sich erst bey uns der Sorgen Hiße findet,
Wird keine Zeile mehr rechtschaffen angebracht.
Denn bey dem Wasser schreibt man selten gute Reimen,
Der Geist nimt wie der Leib, bey Qual und Armuth ab:
Und wo die Sinnen nichts als Labyrinth träumen,
Fällt auch die Poesie leicht an den Bettelstab.

Hier schweiffet er allzuferne aus, damit er seine Klagen über die Armuth desto besser vorbereiten und einführen könne. Die Sorgen-Hiße ist eine figürliche Lohensteinische Hiße, und passet eben so gut auf des Poeten Frostigkeit, als auf die natürliche Sommer-Hiße. Die Nachtigallen singen bey stetem Wasser-Trincken: Neukirch scheint in der Meinung zu stehen, der poetische Enthusiasmus entstehe von dem Wein, und stosse dann lauter Reimen hervor. Persius hat anderst gesungen:

Quis expedit psittaco sumum XAIPE,
Picasque docuit verba nostra conari?
Magister artis, ingenique largitor
Venter, negatas artifex sequi voces.
Quod si dolosi spes refulserit nummi,
Corvos Poetas, & poetridas picas
Cantare credas Pegaseum melos.

Ich überlasse andern, die Application von diesen lateinischen Versen zu machen, und fahre fort, wo ich aufgehört habe.

Die Nachtigall besizet die grosse Tugend, daß sie gerne da ist, wo man ihr gutes thut: Daneben ist sie auch gegen ihre Wohlthäter dankbar. Neufirch kan beydes auch von sich rühmen, ihm ist nur leid, daß der grosse Friederich ihm seinen Schutz entzogen hat.

Aber bey allen diesen Aehnlichkeiten findet sich noch ein mercklicher Unterschied:

- - - Dein Mund gefället allen;

Und wir gebähren oft mit singen nur Verdruß.

Doch weiß er sich bald wieder zu trösten:

- - - Unsre Stimme wird auch auf die Nachwelt schallen,
Da deine mit der Zeit, wie du, vergehen muß.

Und endlich schliesset er:

Wie kömmt's nun daß mich nicht auch dein Glück trifft.

Aber darüber werden andere Leute sich vermuthlich nicht so sehr verwundern, als der Poet, nachdem er die wahre Ursache dessen unmittelbar zuvor selbst angeführet hat. Sie dörfsten finden, daß diese unnöthige Frage ihm am allerbesten mit seinen eigenen Ausdrückungen könnte beantwortet werden:

Der Mund der Nachtigall gefället jedermann;

Und du gebiehrest uns mit singen nur Verdruß.

Diese Ungleichheit ist wahrhaftig so wichtig und augenscheinlich, daß sie ihm, ungeacht

der übrigen Uebereinstimmung alles Recht benimmt, ein gleichmässiges Glück mit der Machtigall zu begehren. Denn wo nicht eine gleiche Geschicklichkeit und gleichmässige Verdienste anzutreffen sind, da hat man kein Recht eine gleiche Belohnung zu fordern, wenn man gleich derselben eben so wohl bedürftig ist. Darum hat dieser Poet vergebliche Mühe mit allen seinen andern Vergleichen, wenn er nicht zeigen kan, daß er der Machtigall auch an Verdiensten gleich ist, denn diese haben ihr den Churfürstlichen Schutz zuwege gebracht. Und ohne solche kan er sich auch des Vortheiles vor der Machtigall nicht rühmen:

Daß seine Stimme wird auch auf die Nachwelt schallen. Weil nicht gläublich ist, daß man die Schriften eines Dichters der nur singen nur Verdruß gebiehrer, auf die Nachkommen behalten werde. Die Gleichheit in der Singekunst hatte den Haupt-Punct in der Vergleichen ausmachen sollen, und auf denselben sollte der Poet seinen Hintersatz gestüzet haben. Das ganze Gedicht wird mit einer Bittschrift an die Machtigall geschlossen:

Bitt aber schönste nur für mein betrübtes Leben,
 Und trag bey rechter Zeit mich deinem Churfürst an:
 Vielleicht will Gottes Hand durch einen Vogel geben,
 Was weder Wiß noch Kunst durch Müß erhalten kan.

Ein Spötter würde sagen, er habe erwartet, daß die Nachtigallen ihm durch ein Banderwerck Speise zutragen sollten, wie dem Elias von den Raben widerfahren ist.

Amthor hat sich diesen Locum Inventionis, ich meine solche lange Vergleichen, trefflich zu Nuße gemacht, und darinn als einen grossen Meister erzeiget. Ein merckwürdiges Stück von dieser Art findet sich in dem zweyten Theil der Niedersächsischen Poesie des Hrn. Weichmanns bl. 55. unter dem Titel, der Purpur, als Hr. Ebers Doctor Juris wurde, 1708. Der Satz, den er durch das ganze Gedicht ausführet, ist in folgenden Zeilen enthalten:

Gewiß, der Alten kluges Wesen,
Das nicht aus Einfalts-Strömen quillt,
Hat deiner Würden Ebenbild
Gar recht im Purpur auserlesen.

Die Einfalts-Ströme sind hier eine besondere poetische Farbe. In der fünften Strophe sehet er diesen Satz in ein grosses Licht, durch eine spißsündige figürliche Betrachtung:

Es scheint, der Purpur schäme sich,
Auf grober Wolle zu verderben;
Er will nur Sammt und Seide färben.
Auch dieses Vorbild geht auf dich.
Du fragst, was deinem P. am gebühret;
Die Farbe steht dir trefflich an,
Dieweil sie den bed. en kan,
Den seibner Wiß und Tugend zieret.

Entweder will diese Stelle so viel sagen: Der Purpur färbet keine Wolle, sondern nur Sammt und Seide, daraus folget, daß Hr. Ebers, weil ihn der doctoralische Purpur annimmt, seiden, das ist, wißig und tugendhaft sey; Oder sie will sagen: Wie der Purpur nur Sammt und Seide färbet, eben also steht der purpurne Doctor-Schmuck alleine wohl bey Wiß und Tugend. Ich bewundere den Herrn Doctor mit dem seidenen Wiß, und der samtenen Tugend. Noch wunderlicher ist die achte Strophe:

Man sagt, daß, wo der Purpur blinkt,
Die Fische gar begierig rennen;
Weil seiner Strahlen holdes Brennen
Auch selbst dem kalten Golde winnt.
Wer weiß (ich rede sonder schmeicheln)
Welch schöner Fisch auf deinem Mund,
Als dem beliebten Purpur-Grund,
Den Liebes-Leich denckst abzustreicheln!

Von dieser Art finden sich in Amthors Schriften noch sehr viele, welche ihren gehörigen Sitz in einer Abhandlung von der possierlichen oder abentheurlichen Schreibart finden würden; Hier will ich noch ein einziges Exempel anführen, das unter den Trauer- und Leichen-Gedichten befindlich ist. Der Titel heißt: Der glückliche Krebsgang Herrn Hermann Brünings. Da klingen die zwei letzte Strophen:

Es läßt uns die Erfahrung sehen,
 Daß Krebse nur zurücke gehen;
 Du hast dich ihnen gleich gestellt,
 Und dachtest nur an Gott zurücke,
 Drumb flohen deiner Seelen Blicke
 Den Gegenstand der falschen Welt,
 Bis deine Fahrt nach vielen Stunden
 Den Bach der Ewigkeit gefunden.

Die Krebse werden neu gebohren,
 Wann sie die alte Haut verlohren,
 Auch hier triffst du mit ihnen ein.
 Laß immerhin des Leibes Schalen
 Der Fäulniß ihren Sold bezahlen,
 Dein Staub wird doch ein Phönix seyn,
 Und zeigen, daß du nicht gesehlet,
 Wie du den Krebsgang hast erwöhlet.

Ein guter Trost für die Hinterlassenen, daß
 der Selige einem Krebse gleich geworden!
 Ich halte vor unnöthig, das lächerliche, das
 in diesen Zeilen steckt, weitläufig auszu-
 setzen. Es wäre eben so viel, als wenn ich den
 Leser lehren wollte, daß der Mist übel riechet.
 Die Liebhaber der Gedichte dieses Cangeley-
 Rathes und Poeten, unter welchen Hr.
 Weichmann sich vor andern hervorgethan
 hat, werden vielleicht zu Rettung der ange-
 zogenen und anderer Gedichte desselben von
 eben diesem Geschmack einwenden, dieses seyn
 Gedichte, die Amthor theils in fremdem
 Nahmen, theils in grosser Eile verfertiget
 habe,

habe, aber sie sagen mir dann, warum Amthor solche selbst unter vielen andern ausgelesen, die Sammlung seiner Gedichte, die er selbst herausgegeben hat, zu bereichern, wosern er nicht damit hat prangen wollen; und was hat den Hrn. Weichmann bewogen, einige dergleichen den Gedichten der Niedersächsischen Poeten beindrücken zu lassen, wenn er sie nicht vor was schönes gehalten hat? Sind wir nicht berechtigt, den Schluß daraus zu ziehen, daß beyde einen recht verdorbenen Geschmack haben? Würden sie an dergleichen Salbadereyen nicht ein besonderes Gefallen gehabt haben, so hätten sie solche Possen, welche erstlich unter fremdem Nahmen verkauft worden, ihrem Verfasser nicht in öffentlicher Schrift wieder zugeeignet. Das bedaurlichste aber ist, daß viel von unsern Poeten ihre meisten Erfindungen in dieser unreinen Quelle geschöpft haben; und ist dieses Uebel so groß, daß sie auch in ernsthaften Trauer- und Leichen-Gedichten, wo nur allein die Leidenschaft reden sollte, mit dergleichen Spielzeug aufgezogen kommen. Der Hr. Doctor Pietsch hat selbst in einem Gedicht auf den Todes-Fall Hrn. Doctor von Sanden das Amt eines Lehrers unter dem Bild einer Schlag- und Sand-Uhr vorgestellt, und muß ich bekennen, daß ich mich nicht wenig daran geärgert habe, ungeachtet
viele

viele gute Stellen darinn zu finden sind, und auch die Regung einigemahl nicht ungeschickt aufgeführt wird. Er mißbilligt auch selbst sein Vornehmen in der zweiten Strophe:

Es schildert meine Hand dein ungestürktes Uhr,
Ob ich gleich sonst nicht gern auf Wort u. Gleichniß ziehe,
Und nicht das Trauerspiel mit Schatten-Bildern spiele.

Ich gebe mich indessen desto lieber zufrieden, wenn ich bedenke, daß seine Gedichte von fremder Hand gesammelt und herausgegeben worden.

Der Sammler der Poesie der Niedersachsen hat auch selbst einige Stücke von dieser Art verfaßt, damit wir desto weniger zweifeln, daß er daran Vergnügen findet. In dem zweiten Th. steht ein solches bl. 215. auf den Todes-Fall Hrn. Culemanns, welches aus einer weitläuftigen Vergleichung und Allegorie bestehet; und ein anders bl. 223. unter dem prächtigen Titel: Die Uebereinstimmung der Kleinen mit der grossen Welt. Dieses enthält doch nichts anders in sich, als eine flüchtige Vergleichung des Unbestandes der Welt, der Abwechslung der Jahreszeiten, der Bitterung, der Binde, mit dem Unbestand des menschlichen Lebens. Man nehme die Müh, und vergleiche gegen dem ersten

von diesen beyden Reichmannischen Gedichten Opitzens Grablied auf David Khenischen im dritten B. der Poet. W. und gegen dem andern Flemmings neunte Ode in dem zweyten B. Hernach sage man mir, ob diese zwey letztern nicht bey aller ihrer Einfalt eine weit stärkerere Würckung auf unser Herz thun, als alle die gezwungenen Figuren der zwey erstern.

Register

der angeführten Autoren und der vornehmsten Sachen.

A

Auswechslung der Bilder, wie ferne sie eine Quelle
des Ergeßens sey 315. 316

Sehet den ganzen zehnten Abschnitt.

Abſchaz wird angeführt 471

Alexander der Große, deſſen Lob bey dem Redner Ti-
mäuſ 397 wird von Longinſ Tadel gerettet; im drey-
zehnten Abſchnitt.

Amthor, ein übel ausgeführtes Gleichniß deſſelben wird
beurtheilt 109 Seine Ueberſetzung von der Dido pa-
theiſchen Rede bey Virgil wird getadelt und verbessert
172. 179 Will den Lohenſteinſchen Geſchmack verthei-
digen 476 wird widerlegt und einige andere Stellen
auß ihm werden beurtheilet 477 u. f. ſeine Vorſtellung
der Doctor-Würde unter dem Bild deß Wuppurß 501
und daß Leben eines Frommen unter dem Bild deß
Krebßganges 503

Aſiuſ, deſſen wahrer Character in der Iliad wird ent-
deckt 187. 188

B

Bayle, vertheidiget den Redner Timäuſ gegen Longin
398 wird von Heineccen ohne Grund angefochten 401
einige von ihm nachgemachte Vergleichen werden
erläutert 408. 409

Beſchreibung, eines muthigen Pferdes auß Hiob wird
verläufigt unterſucht 351 u. f. Dahin können alle
angeführten Exempel von Gleichniß Bildern gerechnet
werden.

Better

Register..

- Besser**, ein Gleichniß aus ihm wird kürzlich beurtheilt
75 noch eine 105 zwei Stellen aus ihm werden
angeführt 267. 268 ein Poetischer Erweis wird aus
ihm angeführt 482
- Bewegung**, wie sich das Maß ihrer Geschwindigkeit
beschreiben lasse 33. 36 wie die verschiedene Art der-
selben könne beschrieben werden 35
- Bildnisse**, des Verstandes und der Phantasie, wie sie
von einander unterscheiden seyen 6. 7
- Boileau**, wie er den Unsug des Gespöttes über die
langgeschwänzten Homerischen vergleichungen darge-
than 142. 143 wird angeführt 270 zeigt, daß das
Wort Esel nichts niederträchtiges an sich habe 366
seine Vertheidigung Homers gegen Perrault wird
weilläufig unterstützt 392
- Bouhours**, wird weilläufig angeführt 409. 436
- Brodes**, seine Geschicklichkeit in Beschreibung der
Farben 15. 16 in Beschreibung des Gesangs 25
dessen Versuch in Beschreibung des Geruchs 30
seine Kunst und Absicht bey einigen angeführten Gleich-
nissen wird entdeckt 56. 57 dessen irdisches Ver-
gnügen in Gott wird gelobt, und der wahre Werth
desselben bestimmt 428 u. f. 457. 458 Was für
Fehler seinen Beschreibungen anhangen 430. 431
ist in seinen Beschreibungen mehr ein Historicus als
ein Poet, und warum 432 verschiedene Beschreibun-
gen aus ihm werden angeführt 16. 25. 431 u. a.
und unpartheyisch beurtheilet. Siehe den vierzehnten
Abschnitt 433 u. f. seine poetische Verschwendung wird
getadelt 437. 439. 443 seine Beschreibung des Win-
ters wird gelobt 451 u. f. ein ausführliches Gleich-
niß aus ihm wird beurtheilt 491 u. f.
- Buchdrucker-Kunst**, ihr grosser Nutzen 289
- Butler**, Exempel von lehrreichen Gleichnissen werden
aus ihm angeführt 129. 130

Register.

E

- Canitz, dessen Verse über der Dido Rede bey Virgil
werden gegen eine Mißdeutung gerettet 170. 171
- Cicero, wird angeführt 416. 417
- Corneille, dessen Lob 171. 172
- Cornelius Nepos, vertheidiget den Wohlstand seiner
historischen Erzählung 362. 363
- Costar, vertheidiget den Redner Timäus gegen die derbe
Anlage Longins 398 diese Vertheidigung wird von
Heineken ohne Grund angegriffen 401 wird ange-
führt 410

D

- Hr. Dacier, vertheidiget den Wohlstand des Gleichniß-
Bilds von einem Esel 366
- Hr. Dacier, widerlegt des Hrn. de la Motte Urtheil
von Vergleichung großer Dinge mit kleinen 327. 328
was an dieser Wiederlegung auszu sehen 329. 330
gibt eine Regel, die in Beurtheilung der Gleichnisse
zu beobachten 359 rettet ein homerisches Gleichniß
gegen la Mottens Critica 367. 368 rechtfertiget die
Wahl des homerischen Gleichnisses von einem gefüllten
Wanst 388. 389
- Diebstahl der Gedanken, wie er anzusehen 303. 305. 308

E

- Erfertigkeit, wie die Grade derselben durch Vergleich-
ungen können beschrieben werden 405. 406
- Episches Gedicht, besonderer Nutzen der Gleichnisse in
demselben 154 ob die gleichnisse bey dem Eingang des
selben

Register.

- selben zu gebrauchen 193. 195. 196 warum die Ver-
 gleichung grosser Dinge mit kleinen darinnen Platz
 habe 312. 333
 Erzeugen, so die Wohlredenheit gebiehet hat verschiede-
 ne Quellen 133 wie es kan erhöht werden 134. 135
 Erhaben, was erhaben sey 435
 Erkenntniß der Wahrheit, der richtigste Weg dazu 4. 5.
 Erzählung, die Ursachen ihres Ergehens 85
 Esel, die Würdigkeit dieses Thiers wird behauptet 365. 366
 Evremont. Siehe Saint Evremont
 Eustathius, dessen Erläuterung eines homerischen
 Gleichnisses wird angeführt 185
 Exempel, woher ihre Kraft zu beweisen rühre 480

F

- Fabeln Esopische, was sie seyn 324 die homerischen
 Gleichniß-Fabeln wurden damit verglichen 324
 Farben, können nicht anderst als durch vergleichung
 beschrieben werden 14. 15
 Figuren der Rede, von dem mässigen Gebrauche der-
 selben 241 u. f. worinne diese Mässigkeit in Anse-
 hung der Gleichnisse bestehe 244. 245
 Die Frage, als eine Figur der Rede gehört zu der
 Sprache der Leidenschaften 173. 177. 178

G

- Gemüths- Leidenschaften, wie sie von so verschiedener
 Art seyn und wie selbige unterschiedlich können tractiert
 und beschrieben werden 84. 92. 93. 94. 96. 385. 386
 wie die hitzigen und feindseligen Leidenschaften müssen be-
 schrieben werden 97. 98 wird ferner erläutert 107 wa-
 rum

Register.

- zum ihre Sprache die ausführlichen Gleichnisse nicht
leide. 165. 166
- Geruch, die Beschreibung desselben ist sehr schwer 29. 30
- Geschmack, was der gute sey 239 wie dem lohnsteini-
schen Emball zu thun 245. 246
- Gleichheit der Materie, anhaltende gebiert Edel, wie
diesel zu vermeiden 112
- Gleichniß. Bilder, wie sie entstehen 9 ihre Wahrschein-
lichkeit und Aufrichtigkeit wird erwiesen und vertheidigt
10. 11. 12. 260 u. f. erste Absicht derselben 13
sind in dieser Absicht unentbehrlich, aber auch leicht 18
zweite Absicht derselben einen Gedanken aus zu schmu-
cken, und eine Schrift angenehm zu verändern 41 u. f.
diese haben in Lehr. Schriften ihren eigenen Platz 48
in was vor einem Maasse sie zu gebrauchen 62. 63
dritte Absicht derselben 66 u. f. wie sie dienen die Ge-
müths-Bewegungen zu schildern 77 u. f. sind ein vornehm-
mes Stück der Wohlredendheit 113 vierte Absicht derselben
113 u. f. in was Absicht dieselben unterrichten 114. 115
woher das Ergehen solcher und anderer Gleichnisse ent-
stehe 116. 114. 124 in was vor Schriften diese Art
Gleichnisse Platz habe 117 die Vereinbarung aller die-
ser Absichten in einem Gleichniß was sie werde 114.
115 wie ferne alle Gleichnisse diesen Absichten genug
thun 116. 117 besonderer Nutzen der Gleichnisse in
epischen Gedichten 154 Nothwendigkeit derselben in
einer Schrift Ort und Maass zu setzen 161 diese Ma-
terie ist haddahin nicht mit Fleisse abgehandelt worden
165 kurze Vergleichungen stehen aller Orten wohl 168
ob ausführliche Gleichnisse beim Eingang eines hero-
ischen Gedichts zu gebrauchen 192. 195. 196. wo sie
ihren Platz haben 245 ihre Anatomie 313 worinne
aller Unterschied derselben bestehe 315 ob es nicht
Kunst erfordere kleine Dinge mit grossen oder große mit
kleinen zu vergleichen: Siehe den ersten Abschnitt 326
das Maass der Vergrößerung 310. 311 wenn die Ver-
gleichung mit kleinen Dingen fürsich notwendig sey
144

Register.

- 344 Regel in Beurtheilung derselben zu beobachten 359
 360 von dem Wohlstand der Gleichniß - Bilder.
 Siehe den zwölften Abschnitt 358 die Ähnlichkeit
 der Sachen, die in Vergleichung kommen, muß nicht
 nothwendig so groß und offenbar seyn 399 hyperbo-
 lische Art zu vergleichen 468. 469 die Gleichnisse
 dienen nicht zu beweisen 480
- Gottsched, dessen Gleichniß von einem Gärtner wird
 angeführt 47 ein anderes wird mit aller Freymüthig-
 keit beurtheilt 52. 53 wie er dasselbe von Homer
 glücklich nachgeahmet 82. 83 führt eine Stelle aus
 Canis fehlerhaft an 171 Anmerkung. Dessen Lob
 von Amthors Uebersetzung Virgils wird verdächtig ge-
 macht 179 wirft die Frage auf, ob sich viele Gleich-
 nisse in die Tragedien schicken 198 ein kühnes Gleich-
 niß desselben wird mit Homers Ansehen gerettet 347
- Griechenland, dessen Zustand zu Homers Zeiten wird
 beschrieben 280. 281
- Gryph, Andr. Urtheil von dessen Trauerspielen 222. 223
 dessen Leo Armenius wird beurtheilt 229 - 232
- Günther, ein aus Virgil nachgeahmtes Gleichniß des-
 selben beurtheilt 100. 101. ein anderes von seinen
 Gleichnissen angeführt 122. 123 noch eines beurtheilt
 294. 295 seine poetische Buß, Bekänntniß 463

S

- Galler, D. und Prof. dessen Lob 127 zwei lehrreiche
 Gleichnisse aus ihm angeführt 128 Ist ein geschickter
 poetischer Mahler 436. 439
- Heineken, wird als ein blinder Verehrer Longins be-
 straft, und Timäus gegen ihn vertheidiget 398 Des-
 sen Irrthum von dem Wesen der Vergleichen wird
 entdeckt 401 seine vorgeschlagene Verbesserung von
 Timäus Vergleichung wird verworffen 421 422

Register.

- Heroisches Gedicht. Siehe Episches Gedicht.**
Globe Beschreibung von einem Dichter (wie) gelobt, und
 derselben Vortreflichkeit erwiehen 151 - 157 Diese
 Stelle wird mit einem Commentum erläutert 154-157
Hoffmans-Waldau, was von seiner Schreibart
 zu halten 462
Homer, dessen Vortreflichkeit als eines Urhebers und
 Erfinders wird dargestellt 277 u. f. ob er einiger Klop-
 gänger gehabt 278 seine Wissenschaft übertraf die
 allerley Beschaffenheit seiner Zeiten 282. er besaß eine
 gute Wissenschaft in der Anatomie u. Geographie 283
 u. f. wo er seine Wissenschaft gesammelt 285 der unglei-
 che Character seiner beiden Gedichte 89 Inhalt und
 Character des ersten Buchs der Ilias 196 seine Ge-
 schicklichkeit mit Gleichniß- Bildern zu malen 21
 seine Kunst in Ausführung der Gleichnisse 141. 142
 seine Kunst in Beschreibung der besondern Grade einer
 Gemüthes- Bewegung wird in verschiedenen Exempeln
 entdeckt 77-90 dessen Nubnen dienet nicht in allen
 Stücken zum Muster der Nachahmung 152 Er hat
 die Sprache der Affecten und des Geistes sehr geschickt
 anzuwenden gewußt 179. 180 warum er sich in dem
 ersten Buch der Ilias und den 2 ersten Büchern
 der Odyssea ausführlicher Gleichnisse enthalten 191
 192. 193. u. f. daß er zuweilen mehrere Gleichnisse
 verbindet 247 so aber niemahls ohne genugsamen
 Grund geschieht, wie mit Exempeln dargestellt wird
 248-258 Seine Kunst wird gelobt 251. 254 Er
 wird einer allzugroßen Gleichheit der Bilder beschul-
 diget 311. 312 diese Beschuldigung wird von ihm ab-
 gelehnet 313 u. f. wie verschieden Homer das Bild
 eines Löwen anwendet dabe 318 - 324 warum
 er so oft große Dinge mit kleinen vergleiche 322. 323
 er vergleicht selten kleine Dinge mit großen 346

Exempel aus der Ilias.

Ilias B. II. v. 144 bl. 450

• • • v. 147 bl. 157 werden zwei Gleichnisse
 vereinigt 254 255

R f

• • •

Register.

- . . v. 455 werden fünf Gleichnisse mit einander
verbunden, deren Absicht entdeckt wird. 251 - 254.
- B. III v. 23 bl. 321
- . . v. 196 bl. 180 u. f.
- B. IV v. 130 wird gerechtfertiget 343.
- . . v. 141 wird gerettet 151. 152
- . . v. 481 die Wahl desselben wird gut geheißen
144 - 147
- B. V v. 554 bl. 322
- . . v. 770 von Longin gelobt 422.
- B. VIII v. 550 bl. 50. 51.
- B. IX v. 324 bl. 185
- B. XI v. 62 Original von einem Gleichniß Königs bl. 49
- . . v. 67 bl. 369
- . . v. 115. bl. 322
- . . v. 172 bl. 322
- . . v. 270 bl. 143
- . . v. 475 bl. 323. 324
- . . v. 545 bl. 323
- . . v. 557 bl. 363. 364 die Wahl und der Woh-
stand desselben wird gerettet 365 u. f.
- B. XII v. 164. wird gerettet 186 - 189
- . . v. 421 bl. 344. 345
- . . v. 433 bl. 345
- B. XIII v. 587 bl. 343
- . . v. 703 besondere Absicht dessen 49. 50
- B. XIV v. 16 bl. 89. 90
- . . v. 393 bl. 256. 257
- B. XV. v. 80 Beschreibung der größten Geschwindig-
keit 37
- . . v. 362 bl. 344
- . . v. 618 bl. 105. 106 woher ihre Kraft rühre 107
- B. XVI v. 7 bl. 183
- . . v. 384 bl. 149. 150
- . . v. 482 bl. 148
- B. XVII. v. 49 bl. 147. 148
- . . v. 570 bl. 402
- B. XX. v. 402. bl. 141.
- . . . circa fin. Wird die Nothwendigkeit zwey
verbundener Gleichnisse dargethan 247 u. f.
- B. XXI.

Register.

B. XXI.	v. 12 bl. 250 u. f.
-	v. 257 seine besondere Absicht erklärt 158
B. XXIII.	v. 455 dessen Kunst gelobt 54. 55
B. XXIV.	v. 480 dessen Wohlstand gerettet 347 u. f.

Exempel aus der Odyssea.

B. IV.	v. 335 bl. 318
B. V.	v. 51 bl. 35
-	v. 394 Beschreibung der Freude wird erläutert 77. 80
-	v. 412 bl. 37. 38
-	v. 488 der Wohlstand desselben wird gerettet bl. 379. 383
B. VI.	v. 130 bl. 3. 9.
B. VIII.	v. 522 die Wahl des Bilds und der Umstände wird gerechtfertiget 86. 87. 88
B. IX.	v. 384 bl. 28
-	v. 386 Nothwendigkeit dieses Gleichnisses dargehan 21
B. XIII.	v. 31 wird erklärt 81. 84
B. XVII.	v. 518 bl. 85
B. XIX.	v. 205 ein kühnes Gleichniß wird durch die Hyperbole gerettet 346. 347
B. XX.	v. 25 der Wohlstand dieses Bilds wird weitläufig untersucht 383. 392
B. XXI.	v. 48 bl. 27
-	v. 405 bl. 28 wird erklärt 31. 32
B. XXII.	v. 302 bl. 99. 100
-	v. 384 die Wahl desselben wird gerechtfertiget 22
-	v. 403 bl. 317
B. XXIII.	v. 233 wird erläutert 81 82
B. XXIV.	v. 6 die Wahl des Bilds wird gerechtfertiget 392. 395

Horaz, dessen Beispiele von lehrreichen und Satirischen Gleichnissen werden beurtheilt, und ihre Kunst
K f ■ ange

Register.

angezeigt 120 - 123 Zwei andere Exempel angeführt
131 wird angeführt 478. 488.

3.

Ilias, derselben Character 89 der Inhalt des ersten Buchs 196

Isocrates, wird angeführt 406 wie fern er mit Alexander
können verglichen werden 407 u. f. vergleicht sich öfters
mit einem Kriegshelden 418 dessen Panegyricus gelobt
413. 414 die wahre Absicht desselben 419 was es
für eine Wirkung gehabt 402

Zunker, ein Gleichniß desselben wird der Unwahrscheinlichkeit beschuldigt 233. 234. 235



König, dessen Geschicklichkeit 15 in Beschreibung der
Pferde von ihrer Farbe 17. 18. 19 ihrer Bewegungen
20 des wieherns der Hengste 29 ihrer Schnelligkeit.
34 Hat Homer nachgeahmet 18 seine Ode wird
gelobt 43 44 Ein ausführliche Gleichniß gelobt und
und dessen Absicht entdeckt 44. 45. 46 die Schön-
heit seiner Beschreibung von des Preuß. Königs
Kleidung. 47 48 Ein kühnes Gleichniß desselben,
wird mit Homers Exempel und mit Gründen ge-
rechtfertigt 54. 55 Nachahmung von Virgil 91 ein
lehrreiches Gleichniß aus ihm 131 dessen Gleichniß
von einem Löwen wird 297 angeführt, und gegen
Opizs Original gehalten 299 auch die Art der
Einführung desselben getadelt. 300 301 dessen kühnes
Gleichniß von einem Pferde mit einem Ungewitter
wird freymüthig beurtheilt 348 u. f. 355. 357

**Kunst, sie kan die Natur niemal vollkommen erreichen,
und warum 445 u. f.**

Leiden.

Leidenschaft. Siehe Gemüths - Leidenschaften.

Logick, kurzer Entwurf derselben 4 5 ihr Amt 6

Logick, der Fantasie 6 ihr Amt 8. 9

Lohenstein, Urtheil von dessen deutschen Arminius. 163. 164 von dessen Trauerspielen 221 von seiner Cleopatra ins besondere 223 - 229 worinne sein verdorbener Geschmack eigentlich bestehe 263. 463 eine Traur - Rede desselben wird weitläufig beurtheilt 263. 274 viele Stellen aus desselben Arminius werden beurtheilt 463 - 471 Lohensteins Mißbrauch der Gleichnisse. 470 484 489

Longin, wird angeführt und erläutert 306 307 tadelt ein von dem Redner Timäus angerühmtes Gleichniß 397 wird weitläufig widerlegt 399 dessen Urtheil über iners Beschreibung von der Schnelligkeit der Götter - Pferde wird der Unwahrscheinlichkeit bezüchtigt 423 424 lobet diese Beschreibung ohne Ziel und Maaß 425 eine Verbesserung seines Texts wird vorgeschlagen 425. 426 erklärt was wahrhaftig hoch und erhaben verdiente genennet zu werden 435

M

Macrobius will den Virgil rechtfertigen , daß er die homerischen Gleichnisse entlehnt hat 305 wird widerlegt 305. 309

Morgenröthe, wie sie von den Alten beschrieben werde 442. 443

de la Motte, dessen Critick über ein homerisches Gleichniß wird verworffen 153. 154 beschuldiget Homer einer allzugrossen Gleichheit seiner Bilder 311. 312 diese Beschuldigung wird abgelehnet 313 u. f. er will behaupten, daß mehr Kunst dazu gehöre, wann man

Register.

man kleine Dinge mit grossen vergleicht 326. 327
wird widerlegt 328 u. f. sonderlich 333. 334
Seine Vertheidigung Homers oder vielmehr seines
Efels ist verdächtig 365 er tadelt die Ausführung
dieses homerischen Gleichnisses von dem Efel 367.

N

Nachahmung, knechtliche der Alten ist eine Ursache
von dem schlechten Zustand unserer heutigen Poesie
290. 291. 292. sie muß nicht ungerecht seyn, und
ist vom Diebstahl unterschieden 306

Natur, dieselbe muß der Dichter nachahmen, und
was dieses sagen wolle 198. 199 ihr Exempel wird
vorgestellt 239. 310. 434. 435

Neuheit der Gedanken und Bilder. Siehe den neun-
ten Abschnitt 277. u. f. zeigt sich in der Abwechse-
lung derselben 310. u. f.

Neukirch lobet Opizen 461 Exempel von denselben ver-
derkten Lohensteinischen Geschmack 471. u. f. seine poe-
tische Bekehrung 475 sein Gedicht über die Nach-
tigalle wird untersucht. Siehe den sechszehnten Ab-
schnitt 493 - 500

O

Odyssea, ihr Character 89

Opiz, ein Gleichniß desselben wird gelobt 51 ein an-
deres angeführt 54 dessen sünge Mässigkeit in Be-
schreibung eines Helden gelobt 69 dessen Geschicklich-
keit in Beschreibung erschrecklicher Dinge wird mit
unterschiedenen Exempeln erwiesen 72 u. f. socrati-
sches und Vehrreiches Gleichniß aus ihm 122 ein
anderes von gleicher Art wird gelobt 123. 124 des-
sen Uebersetzung von Sophocles Antigone wird an-
geführt

Regiſter.

geführt, und beſtändig etwas davon erinnert 209
 eine Gleichniß aus den V. B. wird Junckers ähn-
 licher Gleichniß vorgezogen 236. 237 ſeine Schreib-
 art wird gelobt 274 Ein Gleichniß, Bild von
 einem Pferde wird geriefen 293. 294 wie verſchie-
 den er das Gleichniß von einem Löwen gebraucht
 habe 298. 302 deſſen Verdienſte um die Teutſche
 Poefie 279. 460 u. ſ. Wenſaget von der Verderbniß
 des teutſchen Geſchmack 461. ein poetiſcher Erwieß
 wird aus ihm angeführt 481. 483. 485 Socrati-
 ſche Gleichniße deſſelben 486

P

Persius wird angeführt 487

Perrault, deſſen Geſpötte über die langgeſchwänzten
 homeriſchen Gleichniße wird abgefertiget 142. 143
 ſeine unglückliche Critik über ein homeriſches Gleich-
 niß wird widerlegt 392

Piccolomini, deſſen Meinung von der offenbaren
 Uebereinkunft in Vergleichen 399

Pietsch, ein Gleichniß aus ihm wird beurtheilt 75. 76
 noch eines 103 ſeine Vorſtellung des Amts eines
 Lehrers unter dem Bild einer Schlag- und Sand-
 Uhr 504

Plinius Secundus, deſſen Erläuterung eines home-
 riſchen Gleichniſſes wird gelobt 182

Pope, wird wegen einer beſondern Art Gleichniße
 gelobt 59 - 62 deſſelben 118. 119. 124. 127
 ſein Urtheil von Homers Kunst 333

Postel, ein Gleichniß aus ihm wird angeführt 73
 ein anderes 102 noch eines wird beurtheilt 295. 296

Q

Quintilian, wird angeführt 489
 K t 4 Kapin

K

- Kapin** wird angeführt 441
- Kede-Kunst.** Siehe Wohlredenheit
- Kede-Zierrathen** müssen mässig gebraucht werden 238.
239 und warum 241
- Kedner**, die Würdigkeit und das Ansehen des Amtes ei-
nes solchen wird dargethan 413 verdienet mit einem
Helden in Vergleichung zu kommen 416. 417

S

- Schnelligkeit.** Siehe Eilfertigkeit
- Seneca**, Urtheil von seinen Trauerspielen 211. einige
Gleichnisse aus den Trojanerinnen werden gerechtfertigt
211-216 zwey andere aber der Unwahrscheinlichkeit bezüchtigt
216-219
- Servius** wird über eine Stelle Virgils angeführt 407
- St. Evremont**, beschuldiget einige homerische Gleich-
nisse der Unwahrscheinlichkeit 259 wird weitläufig
widerlegt 260-263 wird angeführt 291 tadelt an
Homer den Mangel der Abwechslung in seinen Bil-
dern 312 der Grund dieses Tadels wird gewiesen
313 u. f. sein Urtheil von dem Maasse der Ver-
größerung in Vergleichen 311
- Das Sinnreiche**, worinn es bestehe 400
- Socrates**, seine Lehrart 480. 486. 489
- Sophocles**, die Wahrscheinlichkeit einiger Gleichnisse
aus der Electra wird gezeigt 204-208 desgleichen
einiger anderer aus der Antigone 208. 209
- Sparfamkeit**, die poetische wird uns anbefohlen 437
439. 441
Sprache

Register.

- Sprache des Geistes und des Herzens ist verschieden**
 169. 174. 177 Die Sprache des Herzens oder der
 Leidenschaften ist allgemein 173 Homer war in dem
 rechten Gebrauch dieser Sprache sehr geschickt 180
 die Sprache der Affecte liebet eine besondere Art Ho-
 verholischer Vergleichen 468. 469
- Strabo**, dessen Lob Homers 284
- Swift**, seine Absicht in der Verfassung des Staats
 der Pferde 325

T

- Timäus**, wird von Longin wegen einer Vergleichung
 getadelt 397 wird weillaufig vertheidiget 399 u. f.
- Töne**, wie sie müssen beschrieben werden 24 u. f.
- Traurigkeit**, wahrer Character derselben 234. 235
- Trauerspiele**, wie ferne ausführliche Gleichnisse darinne
 Platz haben 202. 203. 204 Zustand des Teu-
 tischen Trauerspiels wird beklagt 220

U

- Uebersetzung**, dabey soll man die Sprache der Lei-
 denschaften nicht aus der Acht lassen 173. 174 al-
 le unnöthige Weillaufigkeit vermeiden 176
- Vergleichen**. Siehe Gleichniß-Bilder
- Verhältniß**, wie sich dasselbe alleine durch die Ver-
 gleichung beschreiben lasse. 31
- Vernunft-Lehre**, kurzer Entwurff derselben 4. 5
 welches ihr Amt sey 6
- Virgil**, dessen besondere Kunst in Ausführung der
 Gleichnisse 141. 142 wie geschickt er Homer nach-
 zuahmen gewußt 157. und 159. 308 er ist ein ge-
 schickter Meister in der Sprache der Leidenschaften
 Kf 5 169.

169. 170 die Rede der Dido wird untersucht,
und derselben Schönheit gezeigt 172 • 179 aus
was für Ursachen er Homers Exempel verlassen, da
er ausführliche Gleichnisse in das erste Buch seiner
Eneis eingestreuet 194 u. f. Inhalt und Character
dieses ersten Buchs 196 197 poetische Kunst in den
Büchern vom Feld-Bau 334. 335. wie er sich nach
dem verschiedenen Character seiner Gedichte gerichtet
337. 338 hat seinen Gleichnissen eine optische
Schönheit mitgetheilt, und worinne sie bestehe 339

Exempel aus den Büchern vom Feld-Bau.

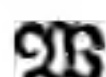
B. I v. 106. bl. 159
B. II v. 279 bl. 335
- - - v. - - bl. 468
B. III v. 75 Schilderen eines Pferdes wird gelobt
351
- - - v. 352 bl. 452
B. IV v. 170 der Wohlstand desselben gerettet 335.
bis 338

Exempel aus der Eneis.

B. I v. 148 die besondere Absicht desselben erläu-
tert 155. 156
- - - v. 430 von den Bienen 339
B. II. v. 222 die Nothwendigkeit desselben darzu-
than 27. 138 bis 141
- - - v. 302 bl. 91. 92 die Kunst desselben weit-
läufigt entdeckt 93 bis 96
- - - v. 355 bl. 108
- - - v. 495 wird in Vergleichung mit Guntbers
Nachahmung angepriesen 100. 101
- - - v. 624 wird nach seiner Absicht und An-
wendung weitläufigt erläutert 70 u. f.
B. IV v. 300 bl. 169
- - - v.

Register.

• • • v. 402	hat eine optische Schönheit	403. 404
• • • v. 441	bl. 72	
• • • v. 252	aus Homer nachgeahmet	36
• • • v. 368	bl. 172. 173	
• • • v. • •	bl. 469	
B. VII v. 378	wird gerettet	341
B. IX v. 730	dessen Wohlstand behauptet	372
B. XII v. 587	von den Bienen.	340



Wahrheit,	kan angenehm gemacht werden	40
Weichmann,	ist in seinen Lob-Sprüchen ganz un- bescheiden	428. 429. 447. 457
Wertheimische	Uebersetzung der Bibel wird angeführt	370
Wissenschaften,	ihre Aufnahme zu unsern Zeiten	286. 287 u. f.
Wohlredenheit,	ihre erste Grund-Regel	41. 198
	wieviel dieselbe zu bedeuten habe	199
	eine andere Regel	40. 41
	Ihre Absicht und Nutzen	111. 112
	ihre Vergleichung mit der Koch-Kunst	162
	wird weiter ausgeführt	193. 194
	sie hasset allen Ueberfluß und Verschwendung	239. u. f.
	eine allgemeine Re- gel derselben	313
	muß die anhaltende Gleichheit vermeiden, und wie	332.
	ihre große Kraft	416. 417
Wohlstand,	was er sey	361.
	ist veränderlich	361.



Xenophons Schrift von Socrates Lehr und Lebens- Art wird uns angepriesen	480
---	-----

Zeiten

